

Ph. Sp.

142/8

Ph. sp.

447 f

Krause

23. 09. 1992

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benutzbar



REINE ALLGEMEINE
VERNUNFTWISSENSCHAFT

ODER

VORSCHULE DES ANALYTISCHEN HAUPTTHEILES DES
WISSENSCHAFTGLIEDBAUES

VON

KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE.

AUS DEM HANDSCHRIFTLICHEN NACHLASSE DES VERFASSERS

HERAUSGEGEBEN

VON

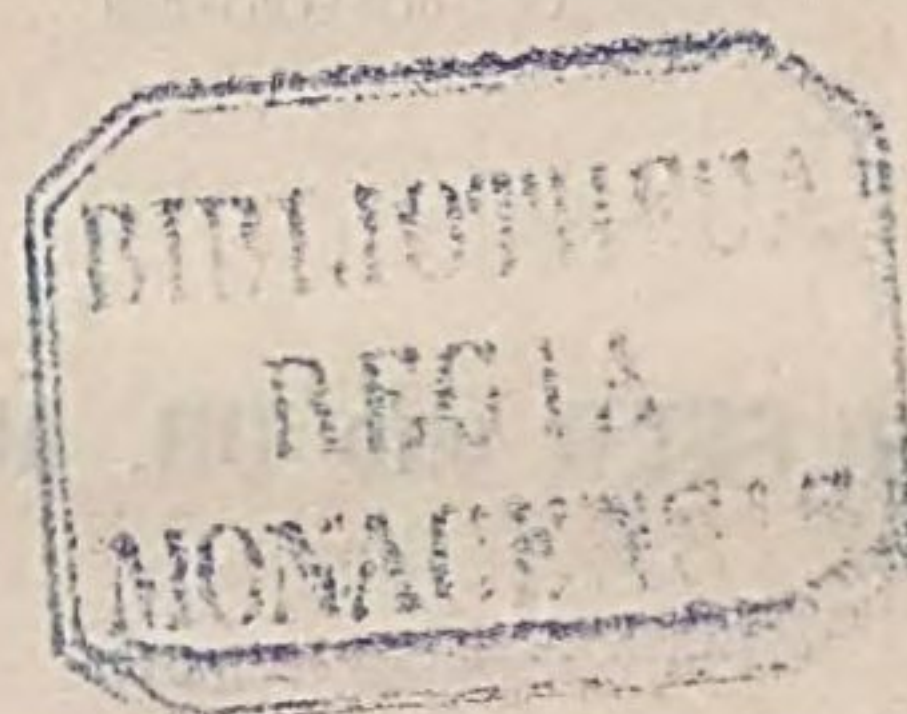
DR. PAUL HOHLFELD UND DR. AUG. WÜNSCHE.



LEIPZIG
OTTO SCHULZE

21. QUERSTRASSE. 21.

1886.



Vorrede.

Das hiermit aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers zum ersten Male herausgegebene Werk Karl Christian Friedrich Krause's ist, ähnlich wie die „Einleitung in die Wissenschaftslehre“ (vergl. Vorrede S. I), Leipzig, O. Schulze, 1884, durch eine dem sächsischen Leutenant E. H. Hopffe vom Oktober 1812 bis zum Februar 1813 in Dresden ertheilte Privatvorlesung veranlasst: was Krause hierbei mündlich vorgetragen hatte, schrieb er dann entweder selbst aus der Erinnerung nieder, oder arbeitete es nach Anleitung des von Hopffe nach jeder Stunde Aufgezeichneten aus. Daher erklären sich die Nachträge, S. 156 ff., und die anderwortliche Darstellung S. 60 f.

Welchen Werth Krause selbst auf dieses Werk legte, geht namentlich daraus hervor, dass er (vgl. S. 150, Anm.) dasselbe nicht bloss in den Jahren 1813—1815, sondern auch im Jahre 1832 (seinem Todesjahre) nochmals genau durchsah und verbesserte, um es zu seinem Wissenschaftsgliedbau zu benutzen.

Hinsichtlich des Titels, welchen das Werk erhalten sollte, schwankte Krause zwischen folgenden Benennungen: 1. „Reine

allgemeine Vernunftwissenschaft“, „Abhandlung des analytischen Haupttheiles des Wissenschaftsgliedbaues“, „Vorschule der Wissenschaft“ und „Allerweckung zur Wissenschaft“ (vgl. „Einleitung in die Wissenschaftslehre“, S. 89, Anm.). Mit „Allerweckung“ hatte Krause das griechische „Panegersia“, den Titel einer Schrift des J. A. Comenius, aus welcher er einen deutschen Auszug im „Tagblatte des Menschheitslebens“ (S. 69—72, 85—88, 101—104, 117—120, 133—135) 1811 veröffentlichte, wiedergegeben.

Die Herausgeber haben sich für die zuerst angegebene Bezeichnung: „Reine allgemeine Vernunftwissenschaft“ als Haupttitel entschieden und durch den Nebentitel: „Vorschule des analytischen Haupttheiles des Wissenschaftsgliedbaues“ der zweiten und dritten Bezeichnung Rechnung getragen. Freilich wäre der an zweiter Stelle aufgeführte Titel: „Abhandlung des analytischen Haupttheiles des Wissenschaftsgliedbaues“ eigentlich am bezeichnendsten, allein derselbe könnte leicht zu Verwechslungen mit dem „Emporleitenden Theile der Philosophie“ (Prag, Tempsky, 1869), der 2. Auflage des ersten Theiles der „Vorlesungen über das System der Philosophie“ (Göttingen, Dieterich, 1828), und mit dem „Analytisch-induktiven Theile des Systems der Philosophie“ (Leipzig, O. Schulze, 1885) Anlass geben.

Das vorliegende Werk enthält im Vergleich mit den eben erwähnten beiden anderen Bearbeitungen des aufsteigenden Theiles der Wissenschaft, mit der „Erneuten Vernunftkritik“ (Prag, Tempsky, 1868), der 2. Auflage des ersten Abschnittes der „Vorlesungen über die Grundwahrheiten“ (Göttingen, Dieterich, 1829), und mit der „Psychischen Anthropologie“ (Göttingen, Dieterich, 1848) vieles Eigenthümliche und eigenthümlich Werthvolle, besonders über Wachen, Schlaf, Traum und sogenannten animalischen Magnetismus, der ja, meist unter dem Namen des „Hypnotismus“ (nach Braid 1841), erneute

Aufmerksamkeit, Prüfung und Erklärung (Heidenhain) gefunden hat. Krause verdient die Beachtung der gegenwärtigen Forscher umsomehr, als er in Hinsicht auf letzteren die merkwürdigsten Beobachtungen an sich selbst zu machen Gelegenheit hatte.

Die Herausgeber lassen nun die bereits vom Verfasser selbst entworfene Vorrede folgen.

„Der erste Theil der ersten Hauptabtheilung der Wissenschaft ist so eingerichtet worden, dass schon wer diese Abhandlung durchdenkt und wohl versteht, zu Besonnenheit in Gott, zu reinguter Gesinnung und zu Ruhe der Seele in allen Verhältnissen eines reinguten Lebens zu gelangen vermag, wenn er auch ausserdem weiter Nichts von dem Gliedbau der Wissenschaft erschauen könnte. Zugleich ist dahin gearbeitet worden, dass durch selbthätiges Durchdenken des hier Vorgetragenen Achtung für Wissenschaft gewonnen werden möge und die Einsicht, dass Unwissenheit ein vorwaltender Mitanlass der Mängel und des Lasters ist, welche das Leben der Menschheit, der Völker und des Einzelmenschen beflecken.

Der Grund, diese ganze erste Hauptabtheilung des Systems der Philosophie zu veröffentlichen, ist nicht nur die allgemeine Ueberführung von der Wesentlichkeit und daher stammenden Unentbehrlichkeit dieses einzig richtigen Weges für jeden Wissenschaftsuchenden, sondern auch zugleich die erfreuliche, seit zwanzig Jahren oft wiederholte Erfahrung des Verfassers, dass er mit keinem Jünglinge diese Gedankenreihe durchdacht hat, ohne ihn für Wissenschaft, und was noch mehr ist, für ein menschheitwürdiges Leben zu gewinnen. Möge auch die druckschriftliche Darstellung einen ähnlichen Erfolg haben!

Ich habe seit dem Jahre 1802 mehrere einzelne wissenschaftliche Darstellungen im Drucke bekannt gemacht, welche die Wahrheit selbst, ohne alle Hinanleitung des Geistes zum

Wesenschaun, gleichsam plastisch (raumgebildlich) aussprachen, mithin die ganze erste Hauptabtheilung meines Wissenschaftsgliedbaues, sowie die Wesensschauung selbst, schon voraussetzen. Dahin gehören vorzüglich meine Sittenlehre, mein Versuch: Das Urbild der Menschheit und mehrere Abhandlungen in meiner Bearbeitung der drei ältesten masonischen Kunsturkunden und in dem Tagblatte des Menschheitlebens. Da hielten denn Viele die ohne ingeistige (subjektive) Begründung mitgetheilte Lehre für „rein dogmatische Theosophie“. Allein diese Lehre ist die als Wissenschaft gestaltete Urschauung Wesens, das ist Gottes, welche dem Verfasser seit einem halben Menschenalter, am Ziele einer durchgeführten Beobachtung und Beurtheilung (Kritik) des gesammten Bewusstseins, eingeleuchtet hatte, wie schon seine im Jahre 1803 gedruckte Logik hätte zeigen sollen. Dass die ingeistige Begründung erst jetzt erscheint, dieses hat theils Veranlassungen, die ausser meiner Persönlichkeit liegen, theils auch den besonderen Grund, nur vorerst wenigstens die wichtigeren Ergebnisse meines Wissenschaftsgliedbaues der Menschheit mitzutheilen, wenn auch die Schickung meines Lebens mich verhindern sollte, zugleich den Weg, worauf sie gewonnen, und das Wissenschaftsganze selbst, worin sie gestaltet worden, darzustellen. Das vorwaltend wichtige Ergebniss meiner Forschung ist die Lehre von der Menschheit, von dem Menschheitleben und von dem Menschheitsbunde (dem Bunde aller Menschen für das Ganzleben der Menschheit), welche ich in meinen Freimaurer-Reden, in meiner Sittenlehre, im Tagblatte des Menschheitlebens, in der Schrift vom Urbilde der Menschheit und in meiner Bearbeitung der drei ältesten masonischen Kunsturkunden so ausführlich dargestellt habe, dass diese heilbringende Lehre, ohne welche die Vollendung der Menschheit unmöglich, hinfort auf Erden nie wieder vergessen, nie verdunkelt und getrübt werden kann. Nachdem ich diesen

meinen Beruf ausgerichtet, ging ich sogleich zur Ausarbeitung des vorliegenden Werkes für den Druck.

Die Anschauung soll nicht mehr durch starren, fremdsprachlichen Wortgebrauch entlebigen und erschwert werden.

Dadurch, dass ich reindeutsche und dabei der Wissenschaft und dem Sprachgeiste gemässe, kurze, urbezeichensame Wörter einführe, ist auch die Möglichkeit bedingt, dass dieser Wissenschaftsbau, so wie es dessen Bestimmung in Gott und Menschheit ist, auch in dem ganzen deutschen Volke, und mittelbar dadurch in der ganzen Menschheit der Erde, Lebewirksamkeit erlange. So wird das Volkleben an Weseninnigkeit und Schönheit gewinnen, wenn auch nur die Wörter: Wesen, das ist Gott, Gottinnigkeit, Wesenvereinleben, Gliedbau u. s. w. und die Wortlinge: or, ur, ant, mäl, om aufgenommen werden. Diese Wörter sind überaus fruchtbar, sie geben Wörter wie: orselb, Orwesen, orsein, selbstsein, Omwesen u. s. w. Wie viel wird das Volk an Geistleben gewinnen, wenn die Wörter meiner Urbegriffstafel (Kategorien-Tafel) in dessen Gebrauch übergehen werden! Welchen Wesenheitgewinn und Erfolg werden Wörter, wie Wesen, das ist, Gott, Wesenleben, Menschheitsleben, Gottinnigkeit, lebwirksam, vereinlebig, lebwesentlich, Wesendarleben, Wesenvereinleben u. dergl. m. haben, wenn einst in diesen Wörtern Jedem im Volke, auch dem Aermsten an Geist und Leben, auch schon dem Kinde, die Heiligthümer, die ganze Aufgabe und der ganze Trost des Lebens vor Augen gehalten und darstellig (erfassbar, anschaulich) gemacht wird!

Dabei musste ich den gemeinleblichen und den hergebrachten wissenschaftlichen Sprachgebrauch stetig prüfen (kritisieren) und verbessern.

Deshalb kann der Verfasser nicht anders, es mag auch von dem Ganzen dieser Ueberzeugungen geurtheilt werden, was da wolle. Er schreibt dieses Werk aus Pflicht und

Liebe: diese werden ihn schadlos halten, wenn ihm auch Missachtung und Hass zutheil wird.

Was in diesem Wissenschaftsgliedbau geleistet wird, das übersteigt soweit den gesamten jetzt herrschenden Zeitgeist, nicht den wissenschaftlichen allein, dass dasselbe keiner einzigen der vielen Parteiungen auf allen Gebieten des Lebens vollkommen und rein genügen kann. Dennoch ist voraus- zusehen, dass die Wahrheit durchdringen, und das Irrige aus dem Leben der Zeit ausgeschieden werden wird. Das Streben und Wirken des Wissenschaftsforschers ist urwesentlich und ewig, und er arbeitet dahin, dass das Urwesentliche und Ewigwesentliche in das Leben eingeführt werde.“

Dresden, am 1. September 1885.

D. H.



Reine allgemeine Vernunftwissenschaft.

I. Abtheilung.

Allerweckung zur Wissenschaft.

1) Es wird die Frage erhoben: was es heisse, die Wissenschaften systematisch kennen zu lernen oder zu studiren. Einige nehmen an, dass dies geschehe, wenn die folgende Wissenschaft nicht verständlich sei ohne die vorige, und so ferner immer nach bloss einer Richtung. Sobald es aber Dinge giebt, die, obgleich in einem Höheren begründet, dennoch selbständig neben einander sind, so ist jene Einrichtung unzulänglich. Oft scheinen zwei Wissenschaften nur von einander unabhängig, z. B. Botanik und Mineralogie, ohne es zu sein; denn sie sind beide Theile der Erdlebenwissenschaft und setzen sich beide einander voraus. Vielleicht stehen die Wissenschaften alle in organischer Wechselwirkung, wie die Glieder des Menschenleibes.

Wenn gelehrt werden soll eine systematische Uebersicht aller Wissenschaften und die Kunst, die Wissenschaften zu studiren, so ist zu sehen auf das, was erkannt werden soll, (auf den Gegenstand, das Objekt) und auf das erkennende Wesen, das Subjekt. Sehen wir zuvörderst auf das, was erkannt werden soll, so wird vorausgesetzt: 1) dass alle Dinge, welche erkennbar sind, nur in einem Zusammenhange stehen, also ursprünglich nur ein Wesen sind; denn sonst sind so viele Wissenschaften, als einzelne selbständige Dinge, und die ganze Schwierigkeit kehrt zurück. — Dies Wesen würde als das eine Urwesen Alles sein, Alles in sich haben, und alle Wissenschaft wäre eigentlich nur Wissenschaft des Urwesens.

Wenn ferner alle Wissenschaften nur eine sind, so müssen, wie die Glieder des Leibes, alle einzelne Wissenschaften unter und neben einander sein; es scheint also, man müsse schon die ganze Wissenschaft haben, um eine einzelne Wissenschaft anfangen zu können. Gleichwohl sind die Menschen, wie von tausend einzelnen Krystallisirpunkten aus, nach und nach zu dem Ganzen gelangt. Wie war dies möglich? — Die Behauptung, dass nur eine Wissenschaft, ist ernst; denn, ist nur eine Wissenschaft, so müssen wir annehmen, es ist nicht bloss ein Sammelganzes oder Sammganzes, wie ein Blumenstrauss, sondern ein Urganzes, worin erst die verschiedenartigen Theilganzen als dessen Intheile gebildet sind, nur ein Wesen, — Gott, Alles in ihm als sein Theil, also auch der Lügner, Heuchler, alles Böse, Schlechte. — Oder: sind mehrere Wissenschaften, so sind mehrere Urwesen, mehrere Götter, also das Heidenthum gegründet; — und jeder dieser mehreren Götter ist dazu eben so schwer zu fassen, als der einzige in der vorigen Annahme.

Soll z. B. die Naturwissenschaft eine sein, so muss auch die Natur nur eine sein. Ist aber die Natur ein Dreifaches, oder vielmehr sind drei Naturen, so sind auch drei Naturwissenschaften. Soll in jeder von diesen angeblichen drei Naturwissenschaften noch Mannigfaltigkeit der Erkenntniss sein, so muss eine jede dieser drei Naturen ein gliedbauliches Ganzes sein. Soll aber die Theilung in selbständige Wesen fortgehen, z. B. jede dieser drei Naturen wieder in drei selbständige Theile zerfallen, so sind neun Naturen und neun Naturwissenschaften; wo dann endlich Gliedganze angetroffen werden müssen, wenn nicht die Theilung ohne Ende gehen und die tausend Wissenschaften sämmtlich leer und einerlei, so gleichartig, wie Wassertropfen, oder wie Sandkörner sein sollen.

Wenn ich hier über das Dasein des Urwesens unentschieden rede, so geschieht es bloss, um den Blick des Denkers nicht zu befangen. Es könnte jedoch als eine schwache Verleugnung oder Verhehlung der eigenen Ueberzeugung, ja als eine Gottverleugnung gelten, wenn ich hierüber schwiege. Ich also erkenne als ganzer Mensch, von ganzem Geist und Gemüthe an das eine Urwesen, als die eine urganze Substanz, welches Alles ist, und in dem Alles, auch ich, auch der, der so eben das Urwesen noch nicht in klarem Bewusstsein erschaut. *) Es kann daher hier nur die Absicht sein, den Leser, der zu jener Uranschauung in diesem Leben noch nicht gelangt ist, zu ihr zu erheben, oder vielmehr ihm Anleitung zu geben,

*) Diese Urüberzeugung habe ich auch klar bekannt in allen meinen Schriften seit 1806, vorzüglich in meiner Sittenlehre 1810.

dass er sich zu ihr selbst erhebe. Denen, die sie nicht haben, bleibt es frei, meiner zu spotten, dem es unmöglich ist, seine gottinnige Ueberzeugung nicht freudig zu bekennen, da, wo es nöthig ist für die Wissenschaft und für das Leben. — Jeder hüte sich, mir irgend ein Ansehen zuzuschreiben, sich von mir überreden zu lassen. Nur der von ihm selbst frei erkannten Wahrheit gebe Jeder die Ehre. Es ist meine Absicht, jeden Selbstthätigen anzuleiten, dass er diese Wahrheit erkenne.

Das Zurückhalten der inneren Anschauung, sofern sie nämlich sich der Behauptung ihrer objektiven Gültigkeit gegen den noch nicht Schauenden freiwillig entschlägt, ist selbst eine Nachahmung des göttlichen Welt- und Lebensgesetzes: dass jedes Wesen sich frei aufschwinge, selbst die Augen öffne, dass die Augen ihm nicht aufgerissen werden; dass jedes Wesen Zeit zu Schlaf und Entfaltung erhalte.

2) Dass es eine Wissenschaft gebe, die Wissenschaft zu bilden. Diese haben viele Wissenschaftsforscher gesucht, Aristoteles als Organon, Platon als Wissenschaft des Seiend-Seienden (*ὄντως ὄντος*), Baco, Leibnitz, Tschirnhausen, Lambert u. A. m. Aber es giebt noch keinen Versuch derselben. Flegel's Erfindungskunst verdient kaum, erwähnt zu werden.

Deshalb ist vorzüglich mündlicher Unterricht nöthig, denn der Lehrer merkt mit auf den selbthätigen Lernenden, lässt ihn den Weg finden, Fehler bemerken, bemerken, wie sie in Zukunft vermieden werden können. Der Lernende muss Alles fragen dürfen. Es ist ein solches geistiges Gespräch, als wenn Jemand durch Beispiele das Schachspiel lehrt. Der Lehrer regiert das Spiel, weiss aber nicht zuvor, welche eigenlebliche Wendung es nehmen wird.

Wie soll nun ein Lehrer der Wissenschaft mit dem Lernling verfahren? Er könnte

1) seinen Grundbegriff, Grundsatz, oder überhaupt seine Grundanschauung, ohne Beweis aussprechen. Entweder: das Urwesen ist, oder: die Welt ist, oder: das Ich ist, oder: die Selbheit, oder: die Einerleiheit (Absolutheit, Identität) ist. Oder auch: das Absolute, das ist: ein Wesen, welches absolut, und sofern es absolut, ist und wird als Grundanschauung angenommen. Der Lernling aber würde nach dem Beweise fragen, und es müsste ihm erst erwiesen, nicht bewiesen werden, dass es ein unbeweisbares Wahres giebt, und dass dies kein Anderes sei und sein könne, als das Behauptete. Es kann also, soll und darf die Wissenschaft nicht von einer willkürlich, oder gutmüthig angenommenen Voraussetzung, nicht als ein Versuch gebildet werden.

So unbefangen, gutmüthig, ja fromm eine solche Annahme aussieht, so misslich ist dieses Verfahren, und so leicht ver-

führt es zu Irrwahn, Bösmuth, Unheiligkeit. Man denke an römische und spanische Inquisitoren! Man läuft Gefahr, das, was man sich oft vorsagt, zu glauben, und danach Gemüth (auch das Gewissen) und Willen irre zu leiten.

2) Er könnte sagen: Nimm indess an, es sei dies das Urwahre, und sieh, welches Gebäude ich errichte, wie ich darin alle Wissenschaft gestalte; ob du darin wohnen kannst, ob die darin gebildete Wissenschaft das Leben befriedigt! — Ein gefährliches Spiel. Das Gebäude könnte einfallen und die Inwohnenden erschlagen. Der ungeübte Denker könnte verführt, durch Scheingründe und Gewohnheit einem Irrthumgebäude zugeführt werden. Die Macht der Gewohnheit ist gross, sie wirkt still, bewusstlos, unvermeidlich! — Mancher Denker nahm einen Grundsatz, oder mehrere Grundsätze an, unter der Bedingung und mit dem klaren Bewusstsein, dass er nur Hypothese sei. Aber späterhin vergass er dies, aus Selbstliebe, oder aus Verstandesschwäche. Denn, wenn das All harmonisch, ja das Allharmonische ist, so muss es, auch durch einen farbigen, trüben, verzerrenden, missgestaltenden (anamorphotischen) Spiegel angesehen, zwar als ein Zerrbild, aber doch noch als ein gesetzmässiges Bild erscheinen, immer noch wundervoll und bezaubernd genug für einen Verstand, der ihr treues, echtes, unentstelltes (wenn immer verjüngtes) Bild noch nie erblickt hat. Daher die feste Hartnäckigkeit in Irrthümern, verbunden mit Unduldsamkeit. Denn das Zerrbild ist befriedigend, weil die darin enthaltene Wahrheit die ganze Wahrheit ist, welche der Irrende schaut, und sie ihm daher völlig genügt.

So ist der Gegensatz des Geistigen und des Leiblichen von keinem Volke, von keinem sogenannten wissenschaftlichen Systeme, von keinem Menschen verkannt worden. Einige aber haben Geist und Leib, Vernunft und Natur als untergeordnet betrachtet, und zwar dabei entweder als gleichwesentlich angenommen, oder den einen Theil als edel, den andern als unedel; oder als nebengeordnet, und dabei wieder als beide wesentlich, oder den Leib als unedel; ferner entweder als ausser einander, oder theilweis in einander. Auf ähnliche Weise müsste sich ihnen das Verhältniss der Naturwissenschaft und der Vernunftwissenschaft gestalten. In jeder dieser Ansichten stellt sich noch theilweis Wahres dar; aber sie können nicht zugleich wahr sein. Aber sie alle sind mit Scharfsinn und Hitze verfochten worden. So kann also der ehrliche Lehrer, so der besonnene Lernling nicht verfahren.

Ob also ein Urwesen, oder ob mehrere selbständige Wesen sind, wollen und können wir hier nicht entscheiden. — Es spricht aus vielen Menschen keine absolute Gewissheit, und

solche werden hier vorausgesetzt. Denn, gesetzt, es giebt ein Uranschaun, worin Wissenschaft als dessen Ausführung sich gestaltet, so soll ja hier denen, die es noch nicht haben, zu demselben verholffen (so soll zu ihm hingeleitet) werden, dass sie es selbstthätig, frei in sich bilden und entfalten!

Diesen unsern Vorsatz könnte Jemand als unfromm verdächtig machen. „Also,“ könnte er sagen, „zweifelt ihr an dem Dasein eines Urwesens, an dem Dasein Gottes?“ Wir zweifeln nicht daran, sondern wollen untersuchen; wir verkennen nicht die in uns sprechende Ahnung, die Wahrscheinlichkeit, — allein wir dürfen uns dieser Annahme nicht willkürlich überlassen, Wahrschein ist uns nicht genug. Eben, da Gott ist, so ist es fromm, die von ihm uns angeborne Kraft des Nachdenkens, des Verstandes und der Vernunft zu brauchen; und der Anfang der Unfrommheit, irgend Etwas ohne Anschauung als für uns gewiss anzunehmen. Dass Gott sei, — können Alle ohne Frevel sagen, die vorerst sich noch selbst nicht kennen, — ist uns nicht so unmittelbar gewiss, als: dass wir sind; selbst diejenigen, welche an eine individuelle Offenbarung glauben, geben dieses zu. Wir behaupten nicht, dass es an sich mittelbar gewiss sein könne, dass Gott sei; vielmehr muss dies unmittelbar gewiss sein, wenn und für wen es gewiss ist. Aber für uns bedarf die Erkenntniss Gottes einer Vermittelung, und diese sind wir selbst. Ist Gott nicht an und in uns selbst erkennbar, so vermögen wir überhaupt nicht, Gott zu erkennen. Kann Gott menschlich erkannt werden, so dürfen wir nur hoffen, zu dieser Erkenntniss zu gelangen, wenn wir unsere Erkennkräfte gesetzmässig üben und von uns selbst in der Beschauung ausgehn; keinesweges, als könnte unser Selbst der Daseingrund, oder der Beweisgrund von dem Urwesen sein, sondern nur der für uns zuerst klare und helle Punkt. Ist diese unsre Inhelle von Gott, so werden wir, den Blick erhebend, die Ursonne schauen. — Kann das Urwesen aber nicht menschlich erkannt werden, sondern durch eigenlebliche Offenbarung göttlicher Gnade, so müssen wir uns, so viel an uns liegt, durch Ausbildung der uns von Gott verliehenen Kräfte dieses Gotteinflusses würdig machen und dann diese Offenbarung liebergeben erwarten. Können wir aber Gott auch nicht durch Offenbarung schauen, so ist es doch werthvoll, das zu erkennen, was uns vergönnt ist, — uns selbst, und so weit es nur immer vergönnt ist.

Sonach ist es unvermeidlich nothwendig, vom Denkenden selbst die Untersuchung anzufangen, vom Subjekte, nicht vom Objekte zu beginnen. Dazu ist immer Selbstthätigkeit und Selbanschauung nöthig. Man muss erst seine Fähigkeit selbst

kennen und dann bestimmen, ob es möglich ist, dies, oder jenes anzuschauen.

Wer ein Urwesen annimmt, in dem Alles ist, was ist, nimmt auch an, dass die Menschen, und er selbst, im Urwesen seien; dennoch müsste auch diesem daran liegen, sich selbst zu erkennen, geistig und leiblich; das Erkennen unser selbst, sofern wir Leib sind, ist sehr beschränkt, — obgleich auch hier grosse Fortschritte möglich sind; aber uns als Geister zu erkennen und zu erforschen, ist uns, sofern wir Geister sind, erlangbar. Wir müssen sonach sehen, ob es in uns, als Geistern, Erkenntniss, Anschauung von uns selbst, als Geistern, giebt, die gewiss sind und jedem Menschen gewiss sind, ohne dass sie bewiesen werden, oder bewiesen zu werden nöthig haben.

Sind uns die Dinge ausser und über uns gleich nicht unmittelbar gewiss, so könnten sie es vielleicht mittelbar durch uns selbst werden. Wir werden also hierdurch getrieben auf die Betrachtung unser selbst, sofern wir die Wissenschaft bilden sollen.

Man muss hier die eigenwesentliche Ingewissheit und die Vermittelung der Erkenntniss dadurch für den Erkennenden nicht verwechseln mit der ansichlichen (wesentlichen) Begründung, oder überhaupt mit dem ansichlichen Verhältnisse einzelner Wahrheiten unter sich. Letzteres Verhältniss geht aus dem Wesentlichen der zu erkennenden Wesen (Gegenstände) gegenstandlich (objektiv) hervor.

Wenn ich demnach erhoben würde durch Selbbeobachtung zur Anschauung des Urwesens, so würde diese Erkenntniss nur für mich (subjektiv) vermittelt, nicht aber sachlich durch mich und von mir aus begründet. Sondern vielmehr, ich sähe somit ein, dass sachlich (so wie der Verursachung nach) gerade das umgekehrte Verhältniss statte, dass nämlich in der Anschauung des Urwesens, und durch sie, ich mir selbst gewiss werde, ich mich im Urwesen erst selbst urwesenschaun kann. Dies aber wird hier nicht als angenommen erfordert.

Es ist hieraus klar, dass es die Ahnung über das Wesentliche der Wissenschaft verbiete, ihren Bau auf blosses Wohlgerathen zu beginnen. Es muss vielmehr erst ihre Aufgabe bestimmt, ihre Möglichkeit nachgewiesen, ihr Plan entworfen, die Kräfte und Mittel überschlagen werden, ihn auszuführen.

Aber auch diese Aufgabe ist nicht zu lösen, wenn es nicht irgend Etwas für uns unmittelbar Gewisses giebt, woran sich uns alles andere Gewisse anknüpft, und von wo aus die soeben aufgestellten Fragen beantwortbar werden.

Aber, giebt es denn nichts Gewisses (Evidentes), was ohne allen Beweis, ja sogar ohne allen Erweis gewiss ist? Nichts, als: Ich! Ich bin! und: Ich bin selbthätig! Indem wir zusammen reden, erweisen wir uns wechselseitig als Wechsel — Ich. So sage ich zu jedem Andern: Dass du dir dein selbst bewusst bist, weiss ich gewiss, auch wenn du es leugnest, ich werde es an deiner Aussenthätigkeit, an deinem Sprechen gewahr, — ob ich es gleich dir nicht beweisen kann. Warum ich bin, wodurch ich bin, wozu ich bin, das sind andere Fragen; nur ist gewiss, dass ich bin; ich fühle, dass ich bin; dies Wissen ist in mir, so viel ich mich erinnere, durch keinen Andern hervorgebracht, kann auch in keinem Andern hervorgebracht werden, kann nur von ihm selbst bemerkt werden. — Nicht nur weiss ich: dass ich ein Wesen überhaupt bin, sondern ganz bestimmt: gerade dieses Wesen, gerade dieses Ich, gerade dieses eigenlebliche (individuelle) Wesen. Mein Wissen über mein Ich umfasst mein überhaupt und mein gerade dies Sein. Bloss dadurch, dass ich mich selbst erkenne, wird es mir möglich, auch andere, mir ähnliche Wesen ausser mir zu erkennen. Ich schaue mich als Leib durch die Sinne meines Leibes selbst an und vergleiche dann meine Lebensäusserungen mit denen Anderer. Eben so kenne ich mich als Geist, die Aeusserungen meiner Geistkräfte. Finde ich also ähnliche Aeusserungen in mir, welche nicht durch mich selbst hervorgebracht sind, so schliesse ich, dass sie von andern, mir ähnlichen Wesen hervorgebracht werden. Mit diesen lasse ich mich dann in Wechselwirkung, wie mit mir selbst, ein; und da ihre Gegenwirkungen so erfolgen, wie meine eigenen, so erkenne ich sie als Vernunftwesen ausser mir an, so gewiss, so nothwendig, als mich selbst. Ich kann vielleicht durch Selbbeobachtung finden, was ich bin. Mit dieser Selbbeobachtung, mit dieser Geschichte des Bewusstseins muss jede Ausbildung zum Wissen beginnen, wenn diese überhaupt möglich ist.

Nun finde ich in mir: ich denke! und mit dem Denken will ich das Wissen, meine Wissenschaft, mein Wissthum, machen. Zuerst also muss ich diese wissenschaftbildende Thätigkeit beobachtend (historisch, beschreibend) kennen lernen. Dadurch werde ich finden, nach welchen Gesetzen, und durch welche einzelne Handlungen ich die Wissenschaft bilde. Ich werde dadurch Kraft gewinnen und diese Kraft regieren lernen: selbthätig meine Wissenschaft zu erzeugen. (Ich werde ein subjektives Organon erlangen, indem ich mich selbst, als Organon der Wissenschaft, kennen lerne und übe.) Und da die Gesetze des Denkenden den Gesetzen des Gedachten harmonisch sein müssen, so kann mir dadurch auch ein mittelbares Ahnen, Ahnungschauen der Gesetze des Seins

selbst zu Theil werden; und ich kann vielleicht zu dem Erweis gelangen: ob es eine absolute, urhafte, urewige Erkenntniss giebt, welche die eine Wissenschaft ausmacht, oder nicht. Ja, giebt es eine solche Erkenntniss, so müsste sie mir auf diesem Wege urselbständig einleuchten und ich somit auf den Standort treten, wo ich in der einen Wissenschaft mich befinde und sie dann, mit selbgewonnener Urkraft, in ihrem Innern ausbilden könnte.

§ 1.

Die Anschauung: Ich! oder: Ich bin! oder: Ich bin Ich! ist also an sich selbst gewiss, die Einsicht, dass sie wahr ist, ist Jedem zumuthen, sie ist das einzige subjektive Axiom.

Aber warum bin ich? warum bin ich, der ich bin? Was ist der Grund, dass ich bin, gerade der bin, der ich bin? Und warum frage ich nach dem Warum? Was ist das Warum des Warum? Ich finde mich auf alle Weise beschränkt, begrenzt, ich finde Gleichartiges, andere Menschen ausser mir, Gleichartiges über mir, z. B. das Ganze des Erlebens, des Sonnbaues, der Milchstrasse, auch Ungleichartiges ausser und über mir. Die Frage warum wird erst durch die Begrenztheit eines Wesens möglich*); giebt es mithin ein Unendliches, so hat es keinen Grund, weil es keine Grenze hat. Die Endlichkeit giebt also einzig den Grund ab, nach dem Grunde zu fragen.

Wäre ich unbegrenzt, urganzen, so gäbe es auch keinen Grund von mir, keine Frage warum. Der Grund des Warum, die Begrenztheit, stattete nicht, also auch nicht die Frage warum. Ich bin nicht einmal in meiner Art unendlich, denn ich muss ausser mir mir dem Wesentlichen nach gleiche Wesen anerkennen, die sich zugleich auch eigenlebig verschieden von mir erweisen. Nicht einmal die Erkenntniss des Endlichen kann ich, als solche, vollenden; nicht einmal mich selbst erkennen; nicht meinen ganzen Leib durchall, nicht mein Nervensystem, ich bin also mir mein selbst und dessen, was in mir ist, theilweis unbewusst. Ich bin mithin endlich, also muss ich, sowahr ich mich selbst erkenne, nach dem Grunde meiner selbst fragen, sofern ich endlich bin.

*) Muss man aber nicht selbst nach dem Grunde der Begrenztheit fragen? Allerdings! Es ist eben Begrenztheit, Grenze um sich zu haben. Nicht aber ist es Begrenztheit: eine Grenze in sich zu haben; weil ein Wesen, das eine Grenze in sich hat, das in sich selbst inist, was diesseit und jenseit, über und inhalb und nebenhalb der Grenze ist. — Sofern also die Urgrenze Ingrenze ist, kann von ihr kein Grund angegeben werden. — Aber ist mit Fug nach dem Grunde des Grundes zu fragen? Ja, denn der Grund des Grundes ist die Wesengleichheit des Urwesens, dass es in urvielen Ingliedern sich selbst wesengleich sei.

Durch die Erkenntnis meiner Grenze werde ich das erste Mal sogleich wieder aus mir heraus in das Reich der Dinge (der Objekte) gewiesen. Ja, ich könnte mich selbst gar nicht erkennen, wenn ich nicht innerhalb dieser meiner Grenze **urwesentlich wäre**; und wenn nicht auf mich, sofern ich **urwesentlich bin**, der **Satz des Grundes gar nicht passte**. Aber das Ausser-mir, welches mich begrenzt, kann kein Nebenwesen sein, welches als ein Verschiedenes neben mir in gleicher Beschränktheit ist, sondern Etwas über mir und allen endlichen Aussendungen. Dies Ueber-mir müsste mit mir, sofern ich urwesentlich bin, und mit den Aussendungen, sofern sie urwesentlich sind, gleichartig sein; theilweis in mir und in den Dingen, und ich und die Dinge ganz in ihm; aber auch über mir und den Dingen, und der Grund unserer gemeinsamen Grenze und unseres Wechselwirkens.

Aber warum folgen wir nicht sogleich hier dieser Richtung nach oben, nach dem Urwesen hin? Aus dem vorerwähnten Grunde; und weil wir, wenn ein Urwesen ist, doch auch innerhalb unsrer Grenzen ihm gleichartig sind; also durch Selbkenntniss geleitet werden können, es anzuschauen.

Gäbe es also eine Erkenntniss eines Wesens, welches unbegrenzt, Alles ist, was ist, so wäre in dieser Erkenntniss die Einsicht, dass dieses Wesen ohne Grund ist, mithin auch die Erkenntniss von diesem Wesen als Erkenntniss ohne Grund, unbeweisbar, beweisunbedürftig, nicht allein evident, wie die Erkenntniss: Ich bin Ich, sondern ausserdem auch unabhängig in Ansehung des Beweisgrundes. Giebt es also eine solche Erkenntniss, so muss sie unvermittelt durch irgend eine Erkenntniss im Bewusstsein sein; sie lässt sich aber nicht unmittelbar Jedem sogleich anmuthen, wie die Erkenntniss: Ich bin Ich; aber sie müsste für jedes Vernunftwesen erlanglich sein, man müsste darauf hindeuten können. Ist doch Vielen selbst das Selbstbewusstsein verdunkelt; erblicken sich doch Viele selbst nur in einem Nebel, oder wie von fern! Die, welche jene Urerkenntniss nicht hätten, wären bloss als Schlafende zu betrachten, die bloss zu erwachen, oder bloss geweckt zu werden bedürfen, um sehend zu werden.

Zugleich erhellet noch deutlicher, als zuvor: dass die Erkenntniss: Ich bin Ich nicht zum Grundsatz der Wissenschaft gemacht werden könne, und dass, wenn keine anderer Grundsatz der Wissenschaft gefunden wird, es im eigentlichen Sinne gar keine Wissenschaft giebt; welches aber vor der Untersuchung nicht angenommen werden kann. Allein selbst die schlimmste Besorgniss soll uns nicht schrecken; denn, wenn es einmal für uns keine Wissenschaft giebt, wie etwa für den Krebs keinen sittlich freien Willen, so ist es gut,

dies zu wissen, und wenigstens den Kreis der evidenten Erkenntniss, die in der Uerkenntniss: Ich bin Ich entfaltet werden kann, gleichförmig auszubilden.

Was mir das Auge für die Leibsinnwelt, das bin ich mir selbst, als ganzes Wesen, in Ansehung alles Erkennbaren, und des Urwesens, wenn Urwesen ist.

Es ist wesentlich, hier zu bemerken: dass es eine Erkenntniss giebt, die gewiss ist, ohne dass der Erkennende sich des Warum bewusst ist, und zwar: ob er sich gleich bewusst wird, dass es in Ansehung derselben, sowohl ihres Gegenstandes, als der Möglichkeit der Erkenntniss, ein Warum gebe und aufgesucht werden müsse. Daraus folgt:

1) Es giebt für den Menschen eine von dem Satze des Grundes, was die Gewissheit betrifft, unabhängige Erkenntniss.

2) Es geht bei einer Erkenntniss die Ueberzeugung von ihrer Gewissheit vor der Einsicht in ihren Grund voran.

3) Es geht bei einer Erkenntniss die Ueberzeugung von ihrer Gewissheit selbst dem Gedanken an ihren Grund und der Prüfung, ob ihr Grund sei und erkannt werden könne und solle, voran.

4) Das Wissen selbst von einem endlichen Gegenstande fängt also nicht mit Beweisen an; sondern das Beweisen ist nur eine einzelne Theileigenschaft, vielleicht nur manches Wissens; sowie Begründetsein nur eine Theileigenschaft irgend eines Wesens, und zwar als eigenartig-endlichen Wesens, so ist auch das Wissen um den Grund (die Ursache), das Beweisen, nur eine untergeordnete Theileigenschaft der Wissenschaft, und zwar nicht der Wissenschaft als ganzer, sondern, sofern sie aus eigenartigen End-Intheilen besteht.

Dies ist wichtig, bemerkt zu werden. Denn, dass das Wissen von einem Unendlichen, wenn dergleichen möglich ist, nicht mit Beweisen anfangen könne, ist nicht auffallend.

Ich bin Ich ist unmittelbar gewiss, wenn gleich nicht erhellet, warum ich Ich bin. Aber der vorhin bemerkte Satz: Du! Du bist! Du bist Du! Du bist mir wesengleich, und doch nicht — Ich! —, so zuverlässlich er erscheint, ist doch nicht so unmittelbar evident, als der: Ich bin Ich! Denn ich muss schon dabei aus dem eignen Kreise meines Seins herausschreiten, schon sachlich (dogmatisch), mit unbesonnener, oder verzweifelter Ueberschreitung meiner Selbstgrenzen (transcendent), über ein äusseres Wesen Etwas behaupten. Eben so, wenn ich behaupte: morgen wird die Sonne aufgehn! morgen, und immer und ewig, werden dieselben Naturgesetze gelten. Es wäre unbesonnen, diesen Behauptungen Wahrheit vor der Untersuchung abzusprechen, aber eben so unbesonnen, ihnen vor der Untersuchung auf dem Gebiete der Wissenschaft

Glauben beizumessen. Glauben heisst etwas bloss problematisch Angeschautes annehmen in Folge eines Gefühles. — Der Glaube gestattet also dem Gefühle objektive Gültigkeit im Gebiete des Anschauens. Das mit Vernunftbefugniss Geglaubte muss also rein gefühlt, nicht erschlossen sein. Auf dem Gebiete der Wissenschaft glaube ich nur eins, das, was in sich selbst gewiss ist, und lasse als begründet nur gelten das Eine, was urganzt und unbegründbar, oder in diesem begründet ist. Solche Anschauungen mögen Vernunftahnungen sein, welche geehrt und gebildet, entwolket werden müssen, da sie das nebelhafte Chaos der Wahrheit selbst sind. Denn, giebt es für uns Wahrheit, so müssen wir sie entweder erkennen, oder ahnen. Sonst wäre sie nicht Wahrheit für uns. Auch diese unsere Betrachtung ging von einer Wahrheitahnung aus: dass Wissenschaft möglich sei. Aber jene unbegründeten, grenzübersteigenden Behauptungen (diese synthetischen unwillkürlichen Urtheile a priori, diese Anticipationen a priori) sind für uns, was dem Thiere sein Instinkt, sein Kunsttrieb; nichts weiter. Sie sind uns wichtig; wir merken auf dem Wege unserer künftigen Untersuchung auf jedes derselben, das sich uns darbietet, und werden sie, so gut als möglich, ordnen.

§ 2.

Aber die Frage nach dem Warum ist zwar hier zu bemerken, doch sofort zunächst als Aufgabe künftiger Untersuchung aufzuheben und indess abzuweisen. Es soll erkannt werden, wie wir sind, nicht, warum wir sind; zu diesem Wie gehört auch zu beobachten, ob wir so sind, dass ein Grund unser selbst da ist und sein muss.

§ 3.

Wesentlicher noch, bemerkt zu werden, sind zwei andere Punkte: 1) die Doppelheit meiner selbst, des Beobachtenden und Beobachteten, bei Voraussetzung der dadurch ungetheilten Einheit der Person, wonach das sich selbst Beobachten als eine Ureigenschaft meiner selbst, als ganzen Wesens, erscheint. Denn, als beobachtend mich selbst, erscheine ich mir als das ganze Ich; das ganze Ich beobachtet das ganze Ich; und gleichwohl das Beobachten nur als Einzelkraft dieses ganzen Ich. Ich beobachte so wahr mich selbst als ganz, dass ich selbst mein Beobachten beobachte und beobachten muss, wenn ich mich selbst ganz beobachten will. 2) Die Voraussetzung meines Wesenseins vor und ohne Selbstbeobachtung. Das heisst nicht, dass ich mein Selbstbeobachten entbehren könnte. Sondern, mich beobachten wollend, finde

ich mich: voraussetzend mich selbst, als da seiendes Wesen, welches beobachtet werden kann und soll. Dadurch wird nicht geleugnet, dass Beobachtung Inbedingung meines eigenen Lebens sei.

§ 4.

Ferner: auch das Wissenschaftsbilden und das Wissen als mein Inwerk erscheint als ein Theillebenwerk des ganzen zu beobachtenden Ich-Selbst. Damit wird nicht gesagt: ich selbst als selbbeobachtend bin höher, als ich bin, sofern ich mich-selbst-wissend mache; denn in dieser Beziehung ist ja Selbbeobachtung meiner selbst selbst nur ein Einzelintheil meiner Thätigkeit als wissenmachenden überhaupt. — Vielmehr ist klar: dass mein Selbbeobachten nur richtig und vollwesentlich anstellbar wäre im gesetzfolglich sich entwickelnden Ganzen meines Wissenmachens überhaupt (als Intheil der Wissenschaft), und dass ich der Beobachtende mich selbst derselbe bin als: der beobachtende irgend Etwas, oder überhaupt das Ganze des Erkennbaren.

§ 5.

Beobachte ich nun richtig mich selbst, so werde ich finden:

1) ob ich mir als ein alleinständiges, vollwesentliches, selbstgenügsames Wesen, oder umgekehrt, ob ich mir als ein gliedbauinständiges, theilwesentliches, nur in einem Urganzwesen selbstgenügsames Wesen erscheine.

2) Und wäre Letzteres, so zeigte sich: dass zwar auch mein Wissenmachen eben als das meine nur in und durch mich vollklärt würde, ich auch das Ausser-mir nur als in mir erkenne; allein: dass ich das Ausser-mir nicht durch mich als Vollwesengrund erkenne, auch zwar nach meinen Denkgesetzen, aber unabhängig von meinen Denkgesetzen, insoweit diese, als solche, Aussengültigkeit sich anmassen wollten.

§ 6.

Ferner ist klar, dass das Wissen jedes einzelnen Geistes gekettet ist an das Selbbeobachten sein selbst als einzelnen, eigenleblichen Geistes; allein, dass nicht ausgeschlossen ist das Beobachten auch anderer einzelner Geister, oder irgend Wesen, welche und so weit sie in ihm, als Einzelwesen, auf irgend eine Art insind. — Nur die Folge ist unverrückbar: erst ich, als Einzelwesen, dann alles Andere. Aber, wohl zu merken, diese Folge geht nicht an die Wesenfolge der Erkenntniss, geschweige der Dinge, sondern bloss den Lehrweg (die Methode), welchen ich mir selbst, durch mein eignes individuelles (eigenlebliches) Sein, vorgeschrieben finde.

§ 7.

Es könnte vielleicht, so bemerken wir für den hierin noch Unentschiedenen, — sein, dass Jemand, der sich selbst beobachten wollte, schon die Wissenschaft hätte und darin seine Selbbeobachtung nur als Einzeltheil anschaute, — oder der sonst Ahnungen, allgemeinere, über den Erstgesichtskreis der beginnenden Selbbeobachtung erhabene Erkenntnisse hätte, — diese Selbbeobachtung vornähme. So ist klar, dass er zwar dadurch seine Selbbeobachtung verunreinigen könne, aber nicht müsse. Dadurch wird Urerkenntniss über der Selbbeobachtung, wenn es anders solche giebt, nicht geringer, dass sie mit selbbeobachtet, als Erscheinung des Ineigenlebens eines einzelnen Geistes erkannt wird; und die Ergebnisse der Beobachtung dadurch nicht verunreint, oder verfälscht, dass sie verglichen werden mit anderweitigen Erkenntnissen und Ahnungen. Nur davon muss sich der Selbbeobachtende rein erhalten: dass er wirkliche Ergebnisse der Beobachtung darum verwirft, weil sie mit sonstigen Annahmen streiten. Denn, im Fall dieses einträte, so wäre dieser Streit selbst ein Ergebniss der Beobachtung, wo dann weiter zu beobachten wäre, ob auch das, womit das Erstere streitet, wirklich aus Beobachtung hervorgehe. Und wenn Letzteres sich zeigte, so müsste der Beobachter, als solcher, bei der Beobachtung dieses Streites, als Thatsache des Bewusstseins, stehen bleiben. Ferner muss der Beobachtende sich hüten: das für reine Thatsache der Beobachtung zu halten, was daraus erst durch Schluss abgeleitet worden. Es ist ihm mehr nicht vergönnt, als zu beobachten, dass er aus unmittelbaren Thatsachen der Beobachtung anderes Behauptete sich ableitend finde. Nur von da an hat das durch Schluss Gewonnene die Befugniss, mit einzutreten in den Wissenschaftsbau der Selbbeobachtung, wo schon das Schliessen selbst in seinen Gesetzen gesetzmässig erbeobachtet worden. Mithin ist die historische Logik, d. i. die Logik aus Selbbeobachtung, Wesentheil der Vor-
schule zur Wissenschaft.

§ 8.

Hieraus hebt sich auch eine Schwierigkeit, welche der Möglichkeit der hier geforderten reinen Selbbeobachtung entgegengesetzt werden könnte. „Du kannst dich nicht selbst beobachten, ohne nach einem Plane, dieser aber kann nur nach einer leitenden Idee entworfen werden.“ Gut! so ist diese Nothwendigkeit selbst eine Einsicht, die aus Beobachtung fliesst. Und nach dem Vorigen ist es, unbeschadet

der Reinheit der Beobachtung, vergönnt, nach irgend einer Idee diese anzustellen, wenn nur dabei das vorhin Gesagte beachtet und stetig befolgt wird.

§ 9.

So könnte die Idee eines Urwesens, worin Alles, auch ich selbst, als Einzelwesen, — angenommen werden, als Grund des für die Beobachtung zu entwerfenden Planes, und immer geprüft werden, ob Selbstbeobachtung zu Resultaten führe, die in dieser Idee Realität haben, ihr harmonisch sind, als Intheilwahrheiten dieser Idee, als der einen Wahrheit, selber Wahrheit haben.

§ 10.

Ist die vorausgesetzte leitende Idee den Ergebnissen der Beobachtung zuwider, so wird es sich zeigen. Dann kann jene leitende Idee verworfen, eine andere angenommen werden, unbeschadet des Werthes der Beobachtung und des Erbeobachteten; u. s. f. ohne Grenze. —

§ 11.

Wäre Jemand, der die Gedanken eines sich selbst Beobachtenden nachbildet, über dessen die Beobachtung leitende Idee nicht einverstanden, so bringe er nur diese Idee zu klarer Anschauung, so auch seine Zweifel dagegen, und sehe zu, ob der Beobachtende übrigens rein beobachtet hat, und ob die angeblichen Ergebnisse von dessen Selbstbeobachtungen mit seiner eignen Beobachtung übereinstimmen. Uebrigens brauche er seine Freiheit, sich selbst eine leitende Idee der eignen Beobachtung zu bilden, und opfere diese seine Freiheit keinem Vorurtheile, es sei, welches es wolle, auf. Diess muss jeder Denker, der sich selbst versteht, jedem anderen Denker zugestehen. Ja, auf diese Freiheit des Andern muss er rechnen und ihr gemäss sein ganzes Gebäude aufführen, wenn er seine Selbstbeobachtung vor den Augen Anderer anstellt.

§ 12.

Wer in der Urdee eines Urwesens die Urwissenschaft hätte, der müsste über die Selbstbeobachtung so urtheilen.

Da du selbst ein Intheil des Urwesens bist, so bist du ihm in deiner Eigengrenze ähnlich, du bist ein endliches, wesentreues Ahmbild des Urwesens. Also bist du in allen deinen Erstweseneigenschaften dem Urwesen ähnlich. Mithin als Intheil desselben auch urwesentlich, also selbständig, selbstgesetzmässig in ihm. So wie nun für das Urwesen Alles nur ist, sofern es das Alles in sich selbst theilist, so ist auch

für dich Alles, was ist, nur sofern es in dir, mit dir weseneins ist. Aber das Urwesen kann mit Allem, was in ihm, in dir ist, nur so sein, wie es urist, mithin als über dir, als mehr denn du, und urweseneher (das ist nicht nur der Zeit, oder überhaupt der Grenzheit nach eher) denn du (gar nicht urwesentlich, erst in und durch den Vergleich mit dir). — Vermöge deiner urwesentlichen Selbständigkeit im Urwesen also kannst du auch, was das Anschauen betrifft, eigentlich Nichts, als dich selbst erkennen, und alles Andere, auch das Urwesen, nur, sofern es in dir selbst ist und in dich selbst hereinlebt und hereinscheint, als deine eigene Sonne. Beobachte nur dich selbst, und du wirst zur Wissenschaft gelangen, du musst dich selbst dem Urlichte des Urwesens durchsichtig und der Urinwärme, die von unten aufwärts nach dem Urwesen strebt, dich empfängig machen!

§ 13.

Ferner ist klar, dass die Selbbeobachtung selbst als Intheil der Urwissenschaft ausführbar erscheinen muss, sobald die Idee des Urwesens angenommen wird. Der Selbbeobachtende vorausbildet also einen Wesentheil der einen Wissenschaft. Welches dem jene Idee Annehmenden selbst möglich erscheint, — ja nothwendig, da auch in jeder Erkenntniss ein urwesentlicher Anfang ist, der keiner Begründung bedarf, weil jeder Gegenstand mit seinem Erstwesentlichen dem Urwesen ähnlich ist, — ja selbst die erkennende Thätigkeit, in allen ihren einzelnen Theilen. Freilich nimmt er an, dass, sowie das Theilurwesentliche jedes Wesen aufwärts leitet zu dem einen Urwesentlichen und nur in diesem eigenendurwesentlich erscheint: also auch die Erkenntniss, die aus reiner Selbbeobachtung fliesse, auf die Erkenntniss des Urwesens führe und dann auch nur als abwärts gebildeter Intheil der Urwesen-Erkennntniss gebildet und vollendet werden könne.

Dies hindert aber nicht, dass, wer auch jene Idee habe und schon in ihr die eine Wissenschaft gestalte, auch die Selbbeobachtung täglich kunstreicher fortsetze, auch ehe er in dem Gestalten des Wissenschaftsgliedbaues bis dahin gelangt wäre, die Selbbeobachtungswissenschaft als Ingliedtheil der einen Wissenschaft zu gestalten. Ja, diess wäre ihm wesentlich, — wesentlich nützlich.

Ist eine Urwissenschaft und ein Gott-In-leben des Menschen möglich, so kann dies nur sein unter den beiden Bedingungen:

1) dass das Urwesen herabwirkt in die Tiefe des einzelnen Menschen, ihn erleuchtend und belebend (lebenweckend, alle erziehend).

2) dass der Einzelne, sich selberforschend und eigenbelebend, aufwärts strebe und jenen Ureinfluss freithätig und besonnen aufnehme.

Eine ewige Nacht ohne Urlicht im Geiste erscheint nach der Idee des Urwesens unmöglich, wohl möglich aber eine solche Wesenstellung des Geistes, wonach es in ihm dunkel und kalt, oder hell ist und dazu noch kalt in Anschauung jener Gott-erkenntniss und jenes Gottlebens. Aber auch in dieser Nacht und Kälte kann und soll er sein inneres Licht (gleichsam Kerzenlicht) anzünden und innerlich sich selbst erwärmen und so zu dem neuen Leben rüsten, welches dämmern und tagen wird, wenn in der Bildung dieses Erdlebenganzes die urwesenbestimmte Zeit gekommen.

Der die Idee des Urwesens nicht Schauende und nicht Anerkennende nehme diese Aeusserungen als Aussenerscheinung und lasse sich dadurch nicht stören in ruhiger, besonnener Selbstbeobachtung.

§ 14.

Wichtig ist endlich, ehe wir die Selbstbeobachtung fortsetzen, noch folgende Bemerkung:

Soll ein Ergebniss der Beobachtung gültig sein, so muss es von uns als **ganzen** Geistern (Menschen) angenommen werden, so muss sich dagegen Nichts in uns auflehnen, so muss in uns nicht der Ausspruch ertönen: es ist doch nicht wahr! oder: es ist doch nicht ganz wahr! Denn, abgesehen davon, dass dieser Umstand gegen die Einheit unseres Wesens wäre, welche als erstes Ergebniss unserer Beobachtung an der Spitze steht, so ist doch auch jeder (was immer für einer) Widerstreit eine Erscheinung in unserem Innern, die beobachtet werden muss, da wir uns ganz beobachten wollen, ja es zeigt sich dieser Widerstreit als ein wesentlicher Theil des in uns Vorkommens der Annahme, wowider er sich auflehnt.

Nichts kann also als reines Ergebniss der Beobachtung angenommen werden, wogegen wir uns selbst auflehnen (irgend Etwas in uns sich regt), ohne dass diese Gegenregung selbst als wesentlicher, ergänzender Theil jenes Ergebnisses mit aufgeführt wird.

Oder bejahend: nur das kann als Ergebniss unserer Selbstbeobachtung angenommen werden, womit wir als ganze Wesen ganz übereinstimmen.

Dabei bleibt die allerdings wesentliche Frage nach einem Ursinne des Geistes für Wahrheit noch ununtersucht und ohne allen Einfluss auf unsere Behauptung. Jenes Auflehnen unseres ganzen Wesens gegen einzelne anscheinlich wahre Be-

hauptungen besteht in unserer Inerfahrung als thatsächliche Erscheinung, und bloss darauf beruhen seine Ansprüche an die reine Beobachtung.

§ 15.*)

So hätten wir Fuss gewonnen im Gebiete gewisser Erkenntniss, ja der einzig unmittelbar evidenten: Ich bin Ich. Denn, wenn wir auch je dahin gelangen, zu erkennen das eine Urwesen, wenn dasselbe ist, so müssen wir doch mit unserem Ich es auffassen, nicht, als wenn unser Ich der Grund des Daseins, oder der Grund des Erkennens desselben wäre, sondern nur die Erkenntniss, an deren unmittelbarer Gewissheit wir uns hinaufschwingen zu jener Urerkenntniss. Schon dies ist gewiss, dass, wenn es jene Urerkenntniss des Urwesens giebt, in ihm auch erkannt werden muss, warum das Vernunftwesen in sich selbst, innerhalb seiner Eigengrenzen, noch unbedingt, sich selbst das unmittelbar Gewisse sein und von dieser Gewissheit sein selbst sich stets aufschwingen und gegenwärtig erhalten muss in der Urerkenntniss des Urwesens. Ich finde, dass nur insoweit der Satz des Grundes auf mich passt, als ich endlich bin. Denn, sofern ich wesentlich bin, bin ich unbegründet wie das Urwesen; so wie die endliche Linie dem Wesen nach dasselbe ist, als die unendliche. Aber im Urwesen selbst müsste dann der Grund erkannt werden, warum jedes Wesen in ihm, wie es selbst, seinem Wesentlichen nach unbegründet ist. Denn alle Intheile des Urwesens, oder Untertheile, sind ihm ähnlich. Ein Untertheil drückt mithin hier nicht etwas Geringeres, Geringfügiges, Schlechtes aus. Die Inwürde der Wesen wird durch die Grenzen nicht aufgehoben, noch durch die Grenzheit (Quantität) gemessen.

*) Jedes Ganze der Erkenntniss, welches den Geist der Wissenschaft an sich tragen soll, kann sich nie auf einen unerwiesenen Satz gründen. Eigentlich aber ist der Name Grundsatz für das, was irgend einer wissenschaftlichen Erkenntniss zum Grunde liegt, untauglich. Denn das, was z. B. einem Hausbau zum Grunde liegt, ist etwas Aeusseres, vom Hause Geschiedenes. — Vielmehr ist es eine bestimmte Anschauung, welche, in ihrem Innern ausgebildet, eine bestimmte wissenschaftliche Erkenntniss selbst ist. — So soll hier die reine Anschauung: Ich in dem Sinne zum Grunde gelegt werden, dass alles Folgende nur weitere innere Ausbildung derselben ist, nur Einzelnes, was in dieser nachgewiesen wird. Die nähere Kenntniss der Intheile dieses Ich macht die Wissenschaft von demselben aus; so dass diese Anschauung die Wissenschaft selbst ist. Eben so müsste die Anschauung des Urwesens Grund der Wissenschaft sein, also auch mittelbar aller andern Wissenschaft und Wissenschaften, weil ausser dem Urwesen Nichts ist, also auch Nichts erkannt werden kann. Die Wissenschaft von uns selbst müsste uns dann doch ein deutliches und ähnliches Bild von der Urwissenschaft geben und nützte dann wesentlich, weil sie doch als Intheil der Urwissenschaft vorkommen müsste.

Dass dies sich für uns leisten lasse, wird hier nicht behauptet, weil nicht behauptet wird, dass das Urwesen sei.

Diese Denkart ist dem Menschen so natürlich, dass der gemeine, das ist nicht der verachtungswürdige, Mensch Alles betheuert mit der Versicherung, so wahr ich lebe! Es ist klar, dass alle Wissenschaft durch einen einzelnen Akt der Selbinnigung (der Selbinnigkeit) möglich werde.

Wir wollen daher die Anschauung: Ich bin Ich weiter im Innern, selbbeobachtend, ausbilden, so die Intheile derselben, jeden allein, und in ihrer Verbindung, auffassen, dass wir Alles als evident unter der Form erkennen: Ich bin Ich, also bin ich, oder: ist in mir, als mein Theil, als Theil-Ich auch das Eine, das Andere, das Dritte, ...; und umgekehrt: denke ich das Dritte, das Andere, das Erste weg, so habe ich auch mich weggedacht. — Alles: was so erkannt wird, muss so gewiss wahr sein, als: Ich bin Ich; obgleich es eben so wenig erweisbar ist: warum es so ist. Sollte dies Warum erklärt werden, so müsste erklärt sein: warum bin ich? *)

Und wenn wir z. B. uns als Denker, uns in der Thätigkeit, die wir Denken nennen, beobachten wollten, so müsste alles so Erkannte unter der Form erkannt werden: ich bin, also denke ich; und: dünkte ich nicht, so wäre ich nicht Ich, so wäre ich nicht. Ferner, wenn im Denken als Intheil das Schliessen enthalten; so müsste wahr sein: ich bin; so wahr ich bin, denke ich; so wahr ich denke, schliesse ich; und umgekehrt: schliesse ich nicht, so denke ich nicht; nun bin ich: also denke ich, also schliesse ich!

Ob eine so zusammenhangige Reihe der evidenten Erkenntniss möglich ist, dies kann die Erfahrung, der Selbstversuch, einzig entscheiden und wird es entscheiden. Haben wir sie einst, so haben wir immer noch keine Wissenschaft, aber doch ein geordnetes evidentes Wissen; von wo aus wir mit erstarkter Kraft an den Anfangspunkt zurückkehren und die Frage ernstlicher vornehmen können: ist in uns eine Urerkenntniss des Urwesens, also eine Wissenschaft? — Vielleicht auch, dass wir, falls es eine Urerkenntniss giebt, bei unserem Lehrgange dem Nebelthale des gemeinen Bewusstseins entstiegen, und auf der Höhe des Geistlebens angelangt, den Strahlen des Urlichtes offen werden. Doch es ist nicht nöthig, den Muthigen, der da weiss, dass sein Gang in jedem

*) Bei weiterer Ausbildung dieses Werkes muss hier die Frage: warum bin ich? getheilt werden in die: a) warum bin ich ein Wesen dieser Art? urbildlich, ureigenwesentlich so? b) warum bin ich dies, gerade dies Eigenlebenwesen? Dies muss a) aus ewigem Grunde, b) aber, als solches, geschichtlich erklärt werden.

Falle der einzig richtige, der beste ist, durch Hoffnungen zu trösten, oder zu erregen.*)

§ 16.

Auf uns selbst, als an das uns Urgewisse, zurückgewiesen, könnten wir vielleicht hoffen, zu dem Schlusse zu gelangen: so wahr ich selbst bin, so wahr auch Dinge ausser mir, z. B. Blumen, Thiere, Steine, Menschen. Allein es ist hier schlecht-hin unbegreiflich, wie wir hierbei aus uns selbst herauskommen, und durch welchen Machtspruch wir entscheiden sollen, dass irgend Etwas ausser uns sei. Alle die Dinge, die wir ausser uns nennen, haben wir im Traume in uns und halten sie, so lange wir träumen, eben so für wirklich, empfinden sie auch völlig eben so; wir fühlen im Traume eben so die Wirkungen, Hindernisse, . . . der Dinge, als in dem Zustande, den wir den wachenden nennen. — Auf die Uebereinstimmung Anderer in Ansehung der sogenannten Aussendinge können wir uns nicht berufen. Denn es könnte Jemand mit den Idealisten sagen: das, was euch als Aussendinge erscheint, ist ein Traum, den ihr gemeinsam träumt. Dieser Traum, so wie Alles, ist ein Werk der Vernunft (des absoluten Ich), deren einzelne Strahlen gleichsam wir alle sind; aus diesem Traume schaut nun ein Jeder irgend einen endlichen Theil mit Bewusstsein an. — Diese Annahme erscheint freilich hier bloss als willkürlich, allein dennoch als wahrscheinlich, ja mehr als die andere, welche behauptet, dass wir, aus uns

*) Diesen Gang des Denkens muss jeder besonnene Denker selbst finden. Lange Zeit folgten die neueren Denker dem Gang: von der Anschauung des Objekts, oder der Objekte aus, Wissenschaft zu begründen, bis Locke und vorzüglich Kant zu dem einzig wahren Wege, durch Selbbeobachtung sich den Weg zur Wissenschaft zu bahnen, zurückkehrte. Fichte, und vor ihm theilweis Kant, betrat ihn; nur ohne die Besonnenheit: dass auf diesem Wege nur Evidenz des endlichen Selberkennens, nie aber ein wissenschaftliches, synthetisches, transcendentales Urtheil a priori möglich sei. Seit einigen Jahren hat Fichte diesen Irrthum bemerkt, ist aber in einen neuen verfallen, ob er sich gleich selbst allerdings eine Stufe höher gestellt hat. Fichte behandelte bewusstlos sein Ich als ein Objekt und hielt die Ergebnisse der Selbbeobachtung nicht rein, beging auch den Fehler: diese Vorarbeit für die Wissenschaft selbst zu halten, worein Kant nur, als er vom Alter Kind geworden, verfiel. Schelling fiel in einen indifferenten Dualismus und dann in eine objektive Aufstellung der Wissenschaft, die eben darum, als Wissenschaftsbau, bis jetzt nicht gelingen konnte, weil die Bahn durch Selbbeobachtung nicht eingeschlagen wurde, und das Organon fehlte. Doch verschönern Lichtfunken echter Wissenschaft die Werke beider Denker; und von den vorliegenden Werken ist nicht dahin zu schliessen, dass sie nicht schon jetzt weit vollkommnere Werke gestalten könnten. — Achtung, Liebe, Ehrerbietung diesen urgeistigen Forschern! Dank ihnen, meinen Lehrern! (Ich hörte in den Jahren 1797—1799 alle Vorlesungen, welche beide Männer in Jena hielten).

selbst herausgehend, Dinge ausser uns erblicken können, wenn sich nicht zugleich auch zeigte, welches aber auf diesem Standpunkt unmöglich ist, dass wir dennoch im höchsten Sinne unsere Selbstwesenheit (Ichwesenheit) nicht überschritten, indem wir sie dennoch überschreiten, indem wir zu Aussen-
dingen, sie als solche anerkennend, übergehen. — Wir müssen also auch von hier aus zu uns selbst zurückkehren, da wir, an Dinge ausser uns denkend, zu keiner Wahrheit, noch auf den Weg der Wissenschaft gelangen. Träumen wir also auch Etwas, wenn wir sagen, dass wir wachen? Kann nicht Alles, was wir eine Welt ausser uns nennen und zu ihr rechnen, eine uns Geistern allen gemeinsame Inwelt in der Vernunft sein, welche die Vernunft selbst in sich ewig entwirft, deren endlich zurückgebrochene Strahlen wir einzelne Geister sind? — Und wenn Dinge ausser uns sind, wie kommen wir dazu, auf sie einzuwirken? Etwa auf die Art, wie Leibnitz in seiner prästabilirten Harmonie es zu erklären sucht?

Es würde mithin eben so vernunftwidrig sein, wenn wir von unserem Selbstbewusstsein aus ohne Grund und Prüfung das Dasein von Dingen ausser uns annehmen wollten.

Das Erste, was wir an uns selbst wahrnehmen, ist: dass wir ein ganzes Wesen sind, nicht ein Stückwerk aus getrennten Theilen. So wird jeder Mensch ganz unwillkürlich sich erscheinen. Dass in uns, als einem Ganzen, noch mehreres Einzelne sein (insein, liegen) könne, wird hierdurch nicht geleugnet. — Denn so wird sich z. B. in der Folge zeigen, dass in der Anschauung Ich sowohl die Anschauung des Urwesentlichen, als des Ewigen (oder Urbildlichen) und des Eigenleiblichen, sowie des aus diesen Vereinlichen, — was Ich ist (wir sind) — angeschaut wird.

In diesem Einen, was wir sind, unterscheiden wir gemeinhin geistige und körperliche (leibliche) Handlungen. Die Bewegungen meiner Hände erscheinen mir leiblich; dagegen Denken, Wollen — geistig. Es vereinen sich also in mir zwei entgegengesetzte, aber wechselseitig in genauer Beziehung stehende Handlungen. Die Theile des menschlichen Leibes werden durch den Willen des Geistes in Thätigkeit gesetzt und gehemmt. Dass dies geschieht, ist gewiss, warum und wodurch? ist die Frage. Ist Geist und Leib nur ein Wesen, so ist dieses Geschehniss im Allgemeinen verständlich; sind aber beide zwei verschiedene Wesen, so ist aus keinem von Beiden, als verschiedenen, jene Uebereinstimmung zu erklären. (Auch reicht Leibnitz's vorbestimmte Harmonie (Uebereinlebens-
thum, Uebereinlebensheit) nicht hin, dies zu erläutern, geschweige zu erklären. Denn die Annahme ist an sich so kühn und so unbegründet, als das zu Erklärende.)

§ 17.

Wir müssen uns also im strengsten Verstande auf das Bewusstsein unseres Ich beschränken. Ich. Ich bin. Ich bin Ich. Dies ist mir gewiss; ich fühle es unbewiesen als wahr. Ich erkenne mich. Ich bin das Erkannte, das Erkennende, das, worin erkannt wird, der Spiegel, worin ich mich mir selbst spiegle, und das Erkenntniss (das Bild). Oder anderwörtlich: ich erscheine mir in verschiedener Hinsicht als das Betrachtende, als das Betrachtete, als das Betrachtniss (Inhalt der Betrachtung). Als Auge, als Sehendes, als Gesehenes, als Bild. Das ist schwer zu begreifen; aber genug für diesen Zweck, dass es gewiss so ist. Ich bin thätig, auf mich, indem ich mich beschau; ich bin das Wirkende und das Angewirkte und das Bewirkniss, zugleich auch die Kraft.

§ 18.

Selbst, wenn ein Urwesen ist, und wenn in ihm alle Dinge gegenwärtig sind, — das ist, wenn es alle Dinge weiss, so erkennt dasselbe alle Wesen als in sich, seine Wissenschaft ist reine Selbkenntniss. Ich bin also in dem Bilden meiner Erkenntniss dem Urwesen in meiner Schranke gleich, das ist gottähnlich, wenn ich von Selbstbeobachtung beginne, und kann auf diesem Wege einzig erwarten, zum Uranschaun des Urwesens zu gelangen. Auch in dem Erkennen, welches das Urwesen erkennt, ist das Erste und Letzte, das Ein und All dessen Selbsterkennen, und in diesem alles Andere. Ja es ist schon hier einleuchtend, dass das Wissen eines endlichen Wesens dem Wissen des Urwesens ähnlich sein müsse. Der Akt des Erkennens, der im Wissen des Urwesens der erste ist, sein Selberkennen, worin es sein selbst als des Urich urine ist, ist derselbe des Endgeistes, wenn dieser sein-selb inne wird; nur dass letzterer endlich, endganz, ersterer ur, urganz ist. Dann kann ich Alles in ihm erkennen und auch darin dem Urwesen ähnlich werden, dass ich Alles in ihm erkenne, auch mich selbst in meiner Wesenheit und Beschränktheit. Wer also das Urwesen schaute, der müsste mit meinem Verfahren zufrieden sein. Ja das Urwesen selbst. Sollten aber mehrere selbständige Wesen sein, so ist ebenfalls mein Weg der richtige. Denn, indem ich mich zuvörderst als nur ein Ganzes finde, schliesse ich von dem nicht voreilig auf mehrere. Und indem ich mich selbst in meiner innern Mannigfaltigkeit erkenne, werde ich geschickt, auch die Vielheit und Verschiedenheit an Anderen zu erkennen. Auch der Dualist und Polytheist müsste daher mit mir zufrieden sein.

Genug jedoch, dass ich so, und nur so, mit mir selbst zufrieden bin und zufrieden sein kann.

§ 19.

Merken wir auf uns selbst, so finden wir mit unmittelbarer Gewissheit, dass wir thätig sind, und zwar selbthätig, das ist, selbst der Grund, nicht wie ein Wesen, dem die Thätigkeit von aussen eingepflanzt wird. Ohne hier entscheiden zu wollen, ob wir selbst ewig sind, oder hervor gebracht, ist gleichwohl gewiss, dass wir selbst unsere Thätigkeit sind; und dass mithin, wenn wir entstanden sind, wir mit unserer Thätigkeit zugleich entstanden sind; und wenn wir ewig sind, auch unsere Thätigkeit ewig ist.

Hier muss zuerst erbeobachtet werden, dass wir durch ein Urvorurtheil annehmen:

- 1) dass wir eine Thätigkeit sind,
- 2) dass wir ein Wesen sind.

Wesentlich ist ferner die Bemerkung, dass ich mich als eine Thätigkeit, oder: dass ich meine Thätigkeit als eine Thätigkeit finde, welche alle andere Thätigkeiten als weitere innere Bestimmungen neben- und untergeordnet enthalten muss.

Die Anschauung: Ich befasst mehr, als der Satz: Ich bin Ich. Denn die Anschauung Ich ist mein ganzes Selbinnesein, als Anschauung aufgefasst. Da ich mich zugleich auch empfinde und will, indem mein Selbinnesein zuhöchst Selbgefühl, Selbbewusstsein, Selbwille zugleich vor (ewig vor) der Trennung ist. — Ferner: der Satz: Ich bin Ich umfasst mehr, als der: Ich bin thätig, oder: Ich bin das Thätige (d. i. Wesen). Es ist demnach in der Folge zu untersuchen: was wir, ausserdem dass wir thätig sind, noch ferner sind; — keineswegs aber ist anzunehmen, dass wir nur thätig und nichts als thätig sind.

Hier die Anschauung:

Dass mein ganzes Selbinnesein in sich hält:

- a) mein Selbanschaun;
- b) mein Ganz-Fühlen; ich, das ganze Ich, fühle mich, das ganze Ich.
- c) mein Ganzselbwollen; ich, das ganze Ich, will mich, das ganze Ich.

(Giebt es zeitloses, wahrhaft ewiges Selbanschaun? Ja, dies ist eben das für das Erkennen in aller Zeit Bleibende, worin erst Zeitgestaltung des Wissens möglich. Ja zu oberst ist in mir ein urwesentliches (uriges) Selbanschaun, welches erst das ewige und zeitliche im Gegensatze möglich macht und beide wieder vereinigt. Wir haben also in uns ein Ahmniss des Selbwissens Gottes!)

Keine Thätigkeit ist zwar ohne Etwas, worauf sie sich bezieht, ohne Gegenstand. Aber wir wissen nur insofern von einem Gegenstande unmittelbar gewiss, als wir dieser Gegenstand selbst sind. Wir sind selbthätig auf uns selbst (Subjekt - Objekt). Das kann wunderbar erscheinen, aber hier ist's genug, zu wissen, dass es so ist. Fragen wir ferner, welches die obersten verschiedenen Thätigkeiten sind, die wir in uns finden, so zeigt sich: 1) Wollen, 2) Anschauen und, diesem untergeordnet, Denken, 3) Empfinden, und zwar sowohl leibliches, als geistiges, angenehmes, oder widriges (Lust, oder Schmerz). Ohne über das Verhältniss des Leibes und des Geistes voreilig entscheiden zu wollen, finden wir, dass bei der leiblichen Empfindung (Innefindung) Thätigkeit (Erregbarkeit) ist, und dass eigentlich nur die Thätigkeit selbst in Bezug auf ihren Gegenstand (ihr Werk) empfunden wird; ohne Gegenstand, oder mit einem unrichtigen Gegenstand, oder vom Gegenstande übermannt, oder gehemmt, im Schmerz, z. B. beim Hunger, Durst, Fühlen eines Stosses, Sehen der Farbe; oder in wesengemäsem Spiele, in der Lust. Ist dies eigenthätige Glied nicht da, so schwindet auch die Leibempfindung. Eben so weist es sich bei der geistlichen Empfindung, z. B. bei dem Triebe nach Wissen; weiss ich nicht, dass ich nicht weiss, so empfinde ich keine Unlust; so wie ich aber dies erfahre, erwacht der Urtrieb nach Wissen, der schmerzlich empfunden wird, wenn er unbefriedigt bleibt, lustlich, wenn er im Erkennen des Wahren erfüllt wird. So empfindet der thätige Geist Unlust, wenn sein Trieb keine bestimmte Richtung hat, wenn es ihm an Gelegenheit, wirksam zu sein, mangelt, wenn er mit Arbeit überladen, oder in zu vielfacher Arbeit zerstreut ist. So empfinde ich im Gewissen mich selbst, meine reine Urselbthätigkeit: wohl, im Guten; schmerzlich, im Bösen. — Mein Thätigsein ist also das erste unmittelbar Gewisse; und der Satz: Ich bin Ich heisst nun: durch Thätigkeit finde ich mich als Thätiges, und zwar als Selbthätiges.

Ferner ist wohl zu bemerken, dass ich nicht frage: wie bin ich? — sondern: wie finde ich mich? wie weiss ich mich? wer bin ich mir, sofern ich mich weiss? — Denn viele Menschen, dies lehrt die Erfahrung, erscheinen sich anders, als sie sind, oder wenigstens, als sie Anderen, oder auch sich selbst bei ernsterer Ueberlegung erscheinen, z. B. gut handelnd, wenn schlecht; wahrwissend, wenn wahnschauend.

§ 20.

Die nächste Aufgabe ist daher: Wie finden wir uns, indem wir thätig sind, bei aller Thätigkeit, bei unserer ganzen Thätigkeit, sofern wir überhaupt thätig sind? Dann

erst kann untersucht werden: wie finden wir uns bei jeder der verschiedenen Arten unserer Thätigkeit, bei jeder eigenbestimmten Thätigkeit? Dann ist die Frage: welche einzelne Thätigkeit muss zuerst beobachtet werden?

§ 21.

In Ansehung dieser letzten Frage ist noch vorgängig zu untersuchen: wie sich Anschauen, Denken und Vorstellen verhalten.

1) Im Denken schaue ich das Allgemeinwesentliche der Dinge an, sofern, wenn sie endlich sind, sie das an sich haben, was allen Unterarten und Einzeldingen ihrer Art zukommt, — allgemeinwesentlich ist, z. B. der Anschauung Rose, Mensch, Braunheit überhaupt. Das Ganze der Anschauung des Allgemeinwesentlichen eines Dinges, als eines selbständigen, ist Begriff.

2) Ich schaue aber auch das Eigenlebliche, eigenlebliche, einzelne Dinge, als solches an, sofern sie das sind, oder haben, was so eigenbestimmt im All nicht noch einmal ist, z. B. diese Rose, Rose — hier, dieser Mensch, Mensch — hier, dies Braun, Braun — hier. Dies nennen wir Vorstellung und das Ganze derselben Bild.

3) Aber wir vereinen auch diese beiden Anschauungen, ohne sie als gesonderte, entgegengesetzte aufzuheben, in eine Vereinanschauung, wenn wir denkvorstellen und vorstellenden; z. B. dieser Mensch hier ist ein Mensch! Hier unterordnen wir das Eigenlebewesen unter seinen Begriff.

4) Gesetzt nun aber, es wäre ein Urwesen da, und ein Anschauen desselben für uns erreichbar, so müsste, so wie das Urwesen Alles ist, auch die Anschauung desselben die Uranschauung sein, also alle Anschauung in sich schliessen. Wohl zu bemerken: wir sagen nicht, dass ein Urwesen ist, nicht einmal, dass wir eins anschauen, oder uns einbilden; sondern nur: wenn wir eins, oder es, anschauten, wie dann diese Anschauung beschaffen sein, und welches ihr Verhältniss zu allem anderen Anschauen sein würde.*)

*) So ist z. B. die Quadratur des Kreises als unmöglich erwiesen, gleichwohl ist es möglich, und nicht unnütz, zu bedenken, was daraus folgen würde, wenn sie möglich wäre. Wer die Möglichkeit voraussetzt, ist unbesonnen; nicht weniger der, der die Unmöglichkeit unbewiesen voraussetzt. Eben so, wer das Dasein eines Urwesens ohne Anschauung voraussetzt, ist unbesonnen; wer es aber leugnet, oder auch die Möglichkeit der Anschauung desselben leugnet, ist ebenfalls unbesonnen. — Es ist also nicht unbesonnen, von ununtersuchten (problematischen) Dingen zu reden, wenn man dies nur weiss und nie vergisst.

Warnung, bei dem Worte möglich die Bedeutung: unentschieden, ununtersucht von der: wesengegeben, wesentlich nicht zu unterscheiden!

Diese Anschauung des Urwesens wäre erstlich ein Denken, und das Ganze derselben ein Begriff, denn sie schauet das Urwesentliche, ja Allwesentliche und Allgemeinwesentliche an; also das Urdenken, der Urgedanke, der Urbegriff, der alle andere Begriffe als Intheile in sich begreift. Sagte man, es ist diese Anschauung kein Begriff, weil sie nicht mehrere einzelne endliche Dinge, oder Arten unter allgemeinwesentliche Merkmale vereinte, so sieht man selbst nicht auf das jedem Begriffe Allgemein- und Erstwesentliche, man hat selbst nicht den Begriff des Begriffes. Denn nur der Begriff endlicher Dinge, als solcher, hat jenes Merkmal; wohl aber ist es das erstwesentliche Merkmal eines Begriffes: ein Anschauiss eines Allwesentlichen, als Selbstwesentlichen, zu sein. — Aber die Anschauung des Urwesens (das Urwesen als Anschauiss —) ist zugleich die Urvorstellung (das Urlebenschaun), weil das Urwesen das einzige allumfassende Selbstwesen (Individuum), d. i. alle andere Vorstellung als Intheilvorstellung in sich ist. — Doch ist die Uranschauung des Urwesens, wo sie anders möglich ist, weder Denken allein, noch Vorstellen allein, noch beide getrennt, noch beide vereint, sondern sie urist beide, vor und über der Trennung (nicht zeitvor, nicht raumüber!), als das Urschaun.

Es ist also ein Anschau, das eine Uranschau, und in ihm als dessen Intheile das Denken und Vorstellen und Denkvorstellen; also das Anschau über dem Denken, das Denken, als ein artbestimmtes Anschau, dem Anschau überhaupt untergeordnet.

Uranschau (intellectuelles Anschau),	
Denken	Vorstellen
Ewigschaun	Lebenschaun
(ideales Schaun)	(reales Schaun)
Ewiglebenschaun = Denkvorstellen.	
Die Kategorie der Modalität ist wesengemäss	
urwesentlich	
theilwesentlich (endwesentlich = eigenbestimmt)	
ewig	lebgestaltlich
urleblich.	

§ 22.

Wir sehen daraus, dass auf dem Wege unserer Untersuchung auch das Denken liegt; wir also auch untersuchen müssen: wie wir uns als denkend finden; wie wir uns thätig finden, wenn wir denken. Davon lässt sich also ein Ganzes von Erkenntniss zu Stande bringen, welches so gewiss ist, als wir selbst sind; so gewiss, als der Satz: Ich bin Ich. Zwar nicht bewiesen, warum und wie, wohl aber erwiesen, dass.

Nicht einmal: dass es so ist, sondern, dass wir uns so finden. Daher wird diese Wissenschaft vom Denken, die durch Selbstbeobachtung gefunden wird, historische, empirische, faktische, selbstbeobachtete Denklehre (oder Logik) heissen.

Sie ist also nur ein einzelner Theil der historischen Anschaulehre (Aesthetik).

§ 23.

Wir ersehen ferner, dass Alles, was wir sind, zumal ist, in-, mit- und durcheinander ist; und dass die ewige Ordnung (wesenheitliche Ordnung) mit der zeitlichen Ordnung nicht darf verwechselt werden; dass zeitlich oft zugleich ist, was ewig gesondert ist; dass die zeitliche Erscheinung die ewige Folge: a) in derselben, b) in umgekehrter Ordnung nachahmt.

§ 24.

Es ist nützlich, den Gang unserer Untersuchung nochmals überdenkend, kurz zusammenzufassen, wie weit wir gekommen, und was nunmehr zu thun.

Wir sahen, dass, wenn eine Wissenschaft möglich sein sollte, eine in sich selbst gewisse Erkenntniss des erkannten Wesens, als des Gegenstandes dieser Wissenschaft, erforderlich sei; ferner, wenn ein solches Wesen wäre, auch eine Wissenschaft wäre, wenn 2, 3, 4 Wesen, ..., auch 2, 3, 4 Wissenschaften; wenn die Erkenntniss keines Beweises bedürfen solle, dies Wesen urwesentlich, urganz sein müsse; also nur eins. Dass mithin, wenn eine, und zwar nur eine, Wissenschaft gebildet werden solle, eine unbewiesene, in sich selbst gewisse Anschauung eines Urwesens in uns sein müsse; welche Anschauung alle andere Erkenntniss ebenso, als das Urwesen selbst alle Wesen, in sich halten müsste. Da sich eine solche Uranschauung nicht vorfand*), indem das unmittelbare, gemeine Bewusstsein unentschieden lässt, ob ein Urwesen sei, oder nicht sei, und da, wenn es sei, dass nur eins sei, nur bedingterweise wahr ist, so durften wir zwar nicht voreilig das Dasein des Urwesens und der Uranschauung leugnen, aber auch nicht voreilig annehmen. Sondern wir mussten uns umsehen, ob es nichts Endliches gebe, was uns unmittelbar gewiss ist, dass es ist, wenn wir auch nicht wissen, warum es ist. Ein solches Gewisse, und zwar das einzige Gewisse, war Jedem von uns sein persönliches Ich, in seiner ganzen Eigenlebllichkeit. Diese Anschauung erweiterten wir in die:

*) In wem sie sich schon findet, der freue sich — dennoch wird er diese ganze Schrift gern und, ich hoffe es, nicht ohne Nutzen lesen.

ich bin ein urwesentlich, eigenlebblich Selbthätiges u. s. w. Es liegt uns zunächst ob, diese Anschauung, wie vorhin gezeigt, zu vollführen.

Wird dies geschehen sein, so werden wir auch die Grenzen unseres Ich anschauen. Denn, dass wir endlich, das ist begrenzt, sind, ist schon wahrgenommen worden. Aber, was begrenzt ist, über dessen Grenze hinaus (NB. wird hier nicht Etwas ohne Erweis und Evidenz angenommen?) ist noch Etwas, und zwar Gleichartiges. Dagegen könnten diejenigen krummen Linien angeführt werden, welche ihrer Natur nach nach einer, oder nach zwei Seiten endlich sind; z. B. einige Spiralen. Allein dennoch ist ausser ihnen Gleichartiges, nur nicht Eigengleichartiges. Denn auch dieser Linien Begrenztheit lässt sich nicht schaun, ohne anzuschauen, was über diese Grenze hinaus ist. Es scheint also in der Anschauung unser selbst doch davon Etwas über uns hinaus, wenigstens neben uns, zu liegen. Wenn sich nun dann zeigte, dass es zu unserer wesentlichen Begrenztheit gehöre, das, was über diese Grenzen hinaus liegt, nicht anzuschauen, so wäre darin die Gewissheit (nicht aber das Warum dieser Wahrheit) enthalten, dass wir das Urwesen, wenn es auch wäre, nicht erkennen könnten, mithin für uns keine Wissenschaft im vollen, ganzen Sein möglich wäre.

Sollte sich aber dann zeigen, dass über jenen Grenzen, oder vielleicht zugleich in und über jenen Grenzen, das Urwesen sei, so müsste dann die Anschauung des Urwesens auf einmal in uns einleuchten; ein neuer Tag begönne, das Urlicht ginge uns auf, wir würden in das wissenschaftliche Leben geboren und könnten von da ab den Bau der Wissenschaft selbst versuchen. Dann würden wir mit ganz anderen Augen, — mit urwesenerleuchteten (gotterleuchteten) — und selbst schaun, unser Selbstbewusstsein neu durchschaun und das erst bloss historisch Erkannte in wahre Wissenschaft verwandeln.

Ob aber das eine, oder das andere sich ergebe, — wir müssen diesen Weg gehen. Denn auf diesem Wege allein können wir Wahrheit schaun. Denn, ist das Urwesen und eine Anschauung desselben für uns möglich, so kann sie uns da, und wie es scheint, nur da, einleuchten, und wir gelangen da zur Wissenschaft. Ist dies nicht möglich, so erfahren wir doch eben das, damit wir uns nicht vergeblich anstrengen, wie die, so die Quadratur des Kreises suchen; — und erfahren doch das einzig Gewisse, die einzig für uns mögliche, und eben so unentbehrliche, Wissenschaft: die Selbkenntniss.

Wir wollen also auf dieser Bahn nur das Gefieder der Seele prüfen, es üben, erheben und sehen, ob wir den Flug in die Lichtsphäre des Urwesens wagen können, dürfen, sollen.

§ 25.

Hieraus sehen wir auch die Möglichkeit ein, die Logik als Intheil der Wissenschaft selbst (als philosophische Logik) zu vollenden, welche dann ein Wesentheil der Philosophie ist.

Die historische Logik hat aber dennoch ihren grossen Werth; einmal, weil sie als wesentlicher Gegenstand in dem einzig möglichen Wege nach wahrer Erkenntniss ist; sodann, weil wir dadurch die Seele stärken und selbst eine von den Kräften anüben, welche zur Bildung der Wissenschaft, wenn diese anders möglich ist, erfordert werden.

Dass man das zeitherige gestaltlose Erkenntnissganze, welches man Logik nennt, nicht gewürdigt, nicht einmal bestimmt hat, ob es historisch, oder philosophisch sei, hat sowohl zu übermässiger Schätzung, als Geringachtung desselben geführt. So lehrt selbst Kant, die Logik sei schon so vollkommen, dass seit Aristoteles nicht Wesentliches dazu gesetzt worden. Dagegen Schelling: sie gehöre gar nicht zur Philosophie. Andere: Logik ist ein müssiges Studium, für den Menschen und Wissenschaftsforscher höchst gleichgültig.

Die seitherige Logik ist selbst nichts mehr, als ein Vorurtheil:

- a) denn sie ist ausserhalb und vor der genauern Durchschauung und Durchprüfung des ganzen Bewusstseins aufgestellt; mithin haben ihre sogenannten Grundsätze, z. B. principium contradictionis, weder Evidenz, noch nothwendige Gültigkeit;
- b) sie ist ausserhalb der strengen Wissenschaft.

§ 26.

Von der Thätigkeit überhaupt.

Von uns selbst als Thätigen überhaupt.

Wir sind unsere Thätigkeit selbst; sie gehört uns wesentlich, so wie wir uns selbst. Sein Denken, Wollen u. s. w. rechnet Jeder zu sich selbst; aber seine Traumwelt, Inbildwelt, und die Dinge, die uns gemeinsam umgeben, gleichviel, ob sie in, oder ausser uns sind (als worüber wir hier nicht zu entscheiden vermögen), rechnet man nicht zu sich selbst.

Richten wir nun unsre Aufmerksamkeit auf uns selbst, sofern wir thätig sind, oder, wie man gewöhnlich, nur weniger genau, sagt: auf unsre Thätigkeit: so finden wir erstlich, dass sie eine ist, Einheit hat, jedoch ingetheilt (ungenau: eingetheilt), gliedgetheilt, ingegliedert (organisirt), nicht zertheilt, nicht zergliedert, nicht zertrennt ist, in mehrere bestimmte Thätigkeiten, die sich zu ihr wie die verschiedenen

Farben des Regenbogens zum ganzen, weissen Lichte verhalten.

Das ist ein Hauptmangel der gewöhnlichen Erkenntniss, dass die Dinge in ihrer Einzelheit, Losgetrenntheit von ihrem Ganzen betrachtet werden, wo doch Leben erkannt werden soll; so wie der lebende Leib durch das anatomische Messer. Die rechte Erkenntniss verhält sich zu der gewöhnlichen, wie das Selbschauen des eignen Leibes im inlebengeweckten (leben-magnetischen Zustande) zur gewöhnlichen Erkenntniss des Leibes.

Die Einheit wird nicht durch die Vielheit erkannt. Die Einheit des eignen Ich muss erst bejahend erkannt werden, ehe sie durch Verneinung und Gegensatz erläutert werden kann; denn, indem ich sage: zwei, sage ich eigentlich: eine Einheit und noch eine Einheit; habe ich also nicht schon die Anschauung der Einheit, so habe ich auch nicht die der Zweiheit. Aber Anleitung kann man dem angehenden Denker durch dergleichen verneinende und entgegengesetzte Anschauungen geben, die bejahende, unerklärbare, einfache Anschauung der Einheit selbst in sich zu erzeugen.

Wendete Jemand ein: es sei widersprechend, demselben Wesen Einheit und auch Vielheit zuzuschreiben, so lehre man ihn bemerken, dass die Einheit von diesem Wesen als ganzem, die Vielheit aber von ihm als innenbegrenztem, intheiligem Wesen ausgesagt werde; welches sich durch einen getheilten Stein, Kreis, Raum u. s. w. anschaulich machen lässt. Bestünde aber ein Solcher auf seiner Behauptung, so ist ihm zu zeigen, dass er dies selbstbeobachtend also in sich finde; und dass es hier lediglich darauf ankomme, zu zeigen, dass er sich selbst also finde, nicht einmal eigentlich: dass es so sei; keineswegs aber darauf: die Gründe der Möglichkeit, oder der Nothwendigkeit (der Begreiflichkeit) davon aufzuzeigen. Dieses sei erst in Zukunft zu erforschen. Wir können seine Behauptung: von der Unzulässigkeit eines sogenannten Widerspruches selbst nicht dogmatisch annehmen (uns nicht dociren lassen), denn Logik und Aesthetik kann hier nicht vorausgesetzt werden; es ist ja erst die Frage nach ihrer Möglichkeit; sondern selbst diese müssen wir erst durch Selbbeobachtung finden, wenn sie für uns vorhanden sein soll.

Die hier geschaute Einheit ist so allgemein, dass uns hier der Gegensatz zwischen Leib- und Geistthätigkeit gar nichts angeht; wir wissen noch nicht, ob wir einen Leib haben, oder ob dieser in, oder ausser uns ist.

Ferner finden wir: dass wir thätig sein müssen, wir mögen wollen, oder nicht; dass uns also das Thätigsein eigen-

wesentlich sei und, bildlich zu reden, angeboren. Da wir schon gesehen haben, dass Wollen selbst eine einzelne untergeordnete Thätigkeit sei, so ist es mit der in uns im gemeinen Bewusstsein sprechenden Voraussetzung: dass der Theil nicht Ursache des Ganzen sei, einstimmig: dass wir finden, der Wille vermöge Nichts über unser Thätigsein, als ganzes, oder besser: Nichts über uns, sofern wir überhaupt thätig sind. Aber man bemerke, dass uns jener dunkel geschaute Grundsatz hier nichts angeht, um uns zum Beistimmen zu bewegen, und dass er uns selbst nur als Aufgabe künftiger Untersuchung Etwas bedeutet.

Weiter finden wir uns stetig thätig; zuerst, dass nichts Fremdartiges zwischen unsere Thätigkeit eintritt; dann aber stetig in der Zeit. „Aber im Schlafe, wenn wir nicht träumen?“ Woher weisst du, dass du einmal nicht träumest? Dies ist selbst erst zu untersuchen! So viel ist gewiss, dass, wenn wir nichts als thätig sind, oder auch, wenn das Thätigsein uns nur erstwesentlich ist, so sind wir selbst nicht, wenn wir nicht thätig sind im Schlafe, und werden in jedem traumlosen Schlafe in dem Moment, wo der erste Traum angeht, aufs Neue geschaffen. Sind wir aber noch Etwas ausser dem Thätigsein, so brauchen wir deshalb, weil wir eine Zeitlang nicht thätig waren, nicht nicht-zu-sein. Ob es so ist, darüber können wir hier nicht absprechen. Indess, dass ich gestern dachte, weiss ich, sowahr ich lebe, diese Erinnerung ist so gewiss, als: Ich bin Ich. Ob aber meine Erinnerung bis hierher durch den Schlaf stetig, oder unstetig fortging, weiss ich nicht, und ist für unsere Beobachtung kein Gegenstand. Ganz anders mit der Behauptung: dass ich in meinem zweiten Jahre, wenn ich wachte, thätig war. Dies weiss ich gar nicht mehr. Dass es mir Augenzeugen erzählen, ist Thatsache, auch unwiderlegliche Thatsache; ich werde es auch nicht leugnen, es ist mir aber nicht unmittelbar gewiss, so wie mein Bewusstsein: Ich bin Ich; daher daraus die Aufgabe entsteht: diese für unsere Selbbeobachtung unbrauchbare Gewissheit mit unserem unmittelbaren Selbbewusstsein in stetigen Zusammenhang zu bringen, auf dass es uns, wenn es wahr ist, eben so gewiss werde, als jenes. Selbst die Annahme der Unsterblichkeit nach dieses Leibes Absterben, sowie die eben so leicht, oder eben so schwer, begreifliche Annahme einer ewigen Vordauer (Präexistenz), ist für uns nicht vorhanden und nutzt uns auf unserem Wege Nichts, weil sie, und sofern sie uns noch nicht so gewiss ist, als unser eignes Dasein. Wir halten uns in unserer Selbbeobachtung an das in diesem Augenblicke der Betrachtung in uns als unmittelbar gewiss Vorhandne; alles Andere, so wahr, oder so falsch es auch an sich selbst sein möge, fassen wir bloss auf als Aufgabe künftiger Unter-

suchung (als Problem), gehen aber nicht gefühllos (nicht kalt, nicht ohne Interesse) dabei vorüber.

§ 27.

Es wird nützlich sein, hier einige Betrachtungen über das Eigenthümliche der Denkart anzustellen, die wir als die einzig zweckmässige erkannt haben. Ihr Wesentliches ist, durchaus Nichts als gewiss anzunehmen, was nicht durch unmittelbar gewisse Selbstbeobachtung so gewiss ist, als: Ich bin Ich; aber auch Nichts vor der Untersuchung zu verwerfen, es müsste eben erhellen, dass ausserdem die Anschauung: Ich bin Ich als grundlos aufgehoben erschiene. Wer diese Denkart eingehen will, muss zuvörderst inne werden, dass er selbst ist, thätig ist u. s. w. Das Inne-Werden ist zugleich ein Vorstellen und Denken. — Dieser Denkart steht entgegen das Unerwiesen-Annehmen, oder ebenso das Verwerfen irgend eines Wesens, oder irgend eines Satzes; sei es wegen eines inneren Gefühles, oder aus dunkel angeschauten Gründen: als Glaube, Hoffnung u. s. w. Eine Lehre ohne Beweis, z. B. die christlichen Kirchenlehren*), heisst Dogma, ein Mensch, der sie als solche annimmt, ein Dogmatiker, und diese Denkart dogmatisch, oder auch transcendent, das ist, die Grenze des Selbbewusstseins und des Ich selbst unbesonnen, wohl gar, ohne es zu wissen, übersteigend. (Dagegen heisst transcendental, was zwar über jene Grenze hinaus liegt, zu dessen Erkenntniss man aber auf gesetzmässigem Wege gelangt.) Die Behauptungen des Dogmatikers können an sich selbst sehr richtig, wesentlich, höchst wichtig, gewusst zu werden, sein, sie sind es doch nicht für ihn, sondern nur für den Wissenden. Eine bloss dogmatisch angenommene Wahrheit bringt keine Frucht, z. B. der blosse Glaube in hartem Unglück; es müsste denn nicht Glaube, als solcher, sondern damit eine wirkliche höhere Erleuchtung verbunden sein, die so gewiss wäre, als die Anschauung: Ich bin Ich. — Der Fehler des Dogmatismus liegt

*) Keine Behauptung von allen, noch so vortrefflichen und wesentlichen, die Jesus machte, hat er wissenschaftlich bewiesen, er hat aber dieselben auch nicht dafür ausgegeben. Dadurch wird weder behauptet, dass sie Jesus nicht habe wissenschaftlich erweisen gekonnt, wenn er es anders für zweckmässig befunden, noch: dass es nöthig, oder für Jesu Zuhörerthum (Bildlingthum, Publikum) möglich gewesen, sie wissenschaftlich darzuthun. Jesus rechnete auf das innere Zeugniss des ganzen Menschen im Gemüthe, welches laut wird in Jedem, der reines Herzens ist. Wobei auch nicht jede im N. T. überlieferte Aeusserung Jesu als echt und nicht jede als echt angenommene — als unbedingt wahr hierdurch anerkannt werden soll. Denn schon die Unvollkommenheit der Sprache, worin Jesus lehrte, kann den besonnenen Leser hierin vorsichtig machen.

nicht in dem Behaupteten, sondern in der Unbefugniß des Behauptens und in dem Vernunftwidrigen der Denkweise. Alle Behauptungen des Dogmatikers haben für uns, als Probleme, Werth. — Ob es wohl zu wünschen wäre, dass den Menschen nicht Mehreres gesagt würde, als sie selbstthätig aufzufassen und an ihr Selbstbewusstsein anzuknüpfen verständen. — (Kant hatte Recht, den Dogmatismus seiner Zeit, der seit einem Jahrtausend durch das christliche Dogmenwesen gehegt, durch Scheiterhaufen, Inquisitionen u. s. w. aufgedrungen war, anzugreifen und in seiner Blösse darzustellen. Hat er in der Ausführung gefehlt, so doch gewiss nicht in der Denkart. Fichte ebenfalls, so auch Fries. Schelling ist durch kritische Denkart zu seinem Systeme gelangt. Dass diese Männer in den Ergebnissen nicht eins sind und sich sogar anfeinden, lässt vermuthen, dass sie insgesamt den Weg der Kritik nicht vollendet haben. Ja, es lässt sich der Punkt nachweisen, wo jeder abgewichen.

Die selbbschauende Denkart gewährt den Vortheil, alles das zu überblicken, was sich in unserem Selbstbewusstsein darstellt, und zu bestimmen, was über Jedes unser unmittelbares Selbstbewusstsein entscheidet, und ob es darüber entscheidet. Es stellen sich also alle wichtige Gegenstände als Aufgaben künftiger Untersuchung (als Probleme) dar; ja wir ordnen sie vorläufig nach der Perspective unseres Selbstbewusstseins in Reihen, vielleicht in ein gleichsam nach Länge, Breite und Tiefe zugleich ausgedehntes Netz des zu Untersuchenden. Es kommen dabei Dinge und Fragen über sie vor, die im gemeinen Bewusstsein völlig unbemerkt bleiben. Dadurch muss mit der wissenschaftlichen Theilnahme (dem speculativen Interesse) zugleich die Denkkraft wachsen. Nur muss diese Denkart rein und streng durchgeführt werden. Alles, so gewiss es erscheine, was nicht an das unmittelbare Selbstbewusstsein angeknüpft werden kann, muss abgewiesen, aber nicht für immer zurückgewiesen, oder geleugnet werden. Das Reich der Vernunftahnung ist, als das schöne Chaos der künftigen Wissenschaft, aufmerksam, besonnen zu beschauen, zu achten; dem innigen Vernunftgeföhle, der Stimme in uns, im Leben unbedingt zu gehorchen; auch dieser selbstbeobachtenden Denkart nur zu folgen, soweit es diese Stimme, dieses Urgeföhle gestattet; und jeder Aeusserung des Urwahrgeföhles (des Urgeföhles der Wahrheit) zu horchen und zu gehorchen. Auf dass Nichts unfromm, Nichts voreilig festgesetzt werde.

Gesetzt, es giebt eine Uranschauung des Urwesens, so ist schwer zu fassen, wie ein Geist aus ihr gefallen sein könne, wie diese Ursonne verdunkelt, wie er für sie undurchsichtig habe werden können. Etwa auf ähnliche Weise und zu ähnlicher Bestimmung, wie die Erde der Sonne. Ist nicht etwa

die Zeit jener Dunkelheit die Geistnacht gleichsam, worin sich der Geist in seiner eignen Tiefe selbthätig und selbstgenugsam erfrischt, um am nächsten Morgen die Strahlen der Ursonne wiederum ausdauern und, von ihr geweckt und erwärmt, seine Eigengestaltung weiterbilden zu können? — Dann wäre dieses Nichterkennen, oder vielmehr dieses Nicht-Anerkennen in Hinsicht auf die Endlichkeit des Geistes keine Unvollkommenheit, sondern lebenswesentlich. Diese Denkart ist zugleich die rüstige, kräftige, muthvolle und er-muthigende und zugleich die echt bescheidene. Ja, ein Urwesen angenommen, die wahrhaft gottinnige, und ist dieser Lichtwechsel etwa Bedingung der Geistlebengestaltung?

Das Eigenthümliche dieser Denkart wird durch noch ein Beispiel erhellen. Können Menschen dieser Erde mit Menschen anderer Miterden unseres Sonnenbaues in Mittheilung des Eigenlebens kommen? — Der besonnene Denker wird dies vor der Untersuchung weder bejahen, noch verneinen. Zwar, dass wir nicht in einem Luftball, nicht mit dieser Brust, gen Himmel aufsteigen und im Sonnenbauräume frei umschweben können, ist aus ewigen Naturgesetzen gewiss. Auch, wenn ein Einzelner dieses Wechsellebens gewürdigt zu sein vorgiebt, wie Swedenborg, lässt sich vielleicht die Täuschung nachweisen. Aber schlummert nicht vielleicht in uns ein anderer Leibsinn, oder Geistsinn, für welchen durchsichtig ist, was für das Hauptauge dunkel, nahe, was für dieses Auge fern? Unleugbare Thatfachen des sogenannten thierischen Magnetismus zeigen, dass ein Sinn in uns schlummert, dessen erste Regungen die Ahnungen aller Art sind, der in seinem ersten Erwachen durch dunkle Körper hindurch liest, Seele mit Seele innig verschmilzt, den Geliebten im fernen Lande wandeln sieht. Wo ist dieses Sinnes Grenze, wo die Grenze, wenn der Tag seines Erwachens? Der besonnene Denker nimmt daher jenen Lebensverein nicht anschauungslos an, aber er verwirft ihn auch nicht. Alles ist ihm heilig, wofür eine innere Ahnung spricht, ob er gleich ihren Inhalt in das Gebiet der Wissenschaft nicht aufnimmt, bevor er ihn anerkennt, so gewiss er selbst ist. Diese fromme Besonnenheit verlässt ihn auf keiner Stufe des höherbelebten Schauens. Hat er sich erhoben zur Anschauung des Ewiggesetzes: alle Lebenskreise sind selbständig, aber mit allen, nach der Stufe ihrer Verwandtschaft, lebensvermählt; so wird er urtheilen: auch die Lebenskreise der Menschheiten der Miterdsterne desselben Sonnenbaues sind es. Aber auch nun wird er nicht voreilig das Wie und Wann und Wo bestimmen, sich auch nun nicht täuschen lassen von vorgegebener Offenbarung. Sondern fromm wird er Alles prüfen, was ihm hierüber geschichtlich mitgetheilt wird.

Auf solche Weise öffnet sich der besonnene, gemüthvolle Denker den Tempel der Wissenschaft, in Harmonie mit seinem Gemüth und mit dem Gemüthe der Welt. — Nicht die Beistimmung, oder Abneigung der Mehrzahl, auch der Millionen nicht, bestimmt ihn, eine Wahrheit anzunehmen, oder einen Irrwahn zu verwerfen, sondern einzig das Eigenschaun, wovon er erkennt, dass es über und vor seinem Eigenleblichen (seiner Individualität) geschaut wird, mithin in Erkennquell und Ergebniss davon unabhängig ist. Und indem er Nichts annimmt, als was ihm erwiesen, verwirft er auch Nichts, ausser dem, dessen Unmöglichkeit, so wahr er selbst lebt, nachgewiesen.*) — So macht ihm das Unvollkommene, Wesenwidrige an den Dingen nicht blind und gefühllos gegen das Wesenwürdige, Urgehaltige. Führe ihn in die Pagoden der Siner, der Hindus, der Buddhisten, in eine Synagoge, in eine Moschee, in eine katholische, eine protestantische Kirche, überall wird er das Menschheitwidrige, Gottesunwürdige empfinden, missbilligen, aber auch das eigenbelebte Menschheitlebliche, Gottinnige rein auffassen, lieben, sich daran erbauen. —

§ 28.

Wir haben gefunden, dass wir stetig thätig sind, und zwar dem Wesentlichen der Thätigkeit, der ganzen Thätigkeit nach; — aber auch in der Zeit. Erinnerere ich mich auch nicht alles Einzelnen mehr, was meine Thätigkeit heute bildete, so erinnere ich mich doch, dass es stetig etwas Bestimmtes war, dass die Reihe stetig war, auch an vieles Einzelne, wenn ich auch die Zeit (in Anschauung der mitlebenden Wesen) nicht genau bestimmen kann. — Aber was ist die Zeit? Ist sie Etwas ausser mir, etwas Selbständiges, dass ich sage: die Zeit umfasst, verzehrt, ihr Zahn zerstört, sie tritt in ihre Rechte, der Geist der Zeit reisst mit sich fort u. d. m.? Ich finde vielmehr nur an mir selbst als Thätigem, dass meine Thätigkeit stetig von einer Bestimmtheit zur andern übergeht, weil ich sie, das ist: sie sich selbst, als ganze Thätigkeit stetig weiter bestimme. So lange in meiner Thätigkeit keine Veränderung vorgeht, merke ich auch die Zeit nicht, allein durch jede Veränderung derselben, z. B. durch ein Schlagen der Uhr, das unwillkührliche Erblicken eines Gegenstandes u. s. f., werde ich an das stetige Verändern erinnert. Diese meine Eigenschaft nenne ich Zeit. Ich finde ferner in mir die Vorstellung anderer, mir ähnlicher, urthätiger Vernunftwesen,

*) Er vereint den kritischen Geist der Kant'schen Schule mit dem skeptischen der Pyrrhonischen und jenem echtphilosophischen: Ich halte an mich (*ἀπέχομαι καὶ ἐπέχω*).

welche ich nach meiner Selbanschauung beurtheile. Auch Vorstellungen von anderen selbthätigen Dingen, z. B. von der Erde, die um die Sonne sich schwingt. Gleichviel, ob dies Alles ausser mir ist, oder ob in mir, so ist es bloss die stete Veränderung der Thätigkeit, durch die Urinkraft des thätigen Wesens, wodurch ich Zeit schaue, und zwar immer nur am Bilde meiner eignen Thätigkeit. Die Bestimmung meiner Thätigkeit ist daher zeitlich, nicht aber ich selbst, als ganze Urgrund dieser stetigen Bestimmung, als meiner Zeit. Wenn nun, was urwesentlich ist und unabänderlich, als endbestimmt, als eigenbestimmt, ewig heisst, das ist nicht zeiturganz oder zeitunendlich, so bin ich ewig, ich, als ganzes Thätige, vor und ohne alle Zeit und in jedem Zeittheile; meine Zeit geht aus mir, als aus einem Ewigen, hervor. Meine Ewigkeit beginnt nicht, sondern urist. — Es fällt jedem sich selbst Schauenden unmöglich, sich einen Anfang, eine Unterbrechung, oder ein Ende seiner Zeitreihe zu denken: weil er seine urwesentliche ganze Thätigkeit nicht anschauen kann, ohne dass sie eine stetig verändernd bestimmte, also eine zeitliche sei. Wichtig ist ferner die Anerkenntniss, dass die folgenden Glieder meiner Zeitreihe, das ist meine Thätigkeit selbst als eine stetig sich verändernd bestimmende, nicht begründet sind aus, oder in, oder durch die vorigen, sondern dass ich in jedem Zeittheile unmittelbar, als ewige Urselbkraft, jetzt, wie immer vorher, meine Thätigkeit selbst bestimme, die Reihe, jedoch immer in Beziehung auf das Vorige, neu anfangen kann. Ja, sogar vermag ich es, mich den vorigen Bestimmungen zuwider, urneu, zu bestimmen. Wer diese Anschauung seiner eignen Urkraft nicht hat, sondern, sein selbst vergessen, das Gegenwärtige nur nach dem Vorigen bestimmt, der muss, wenn er zuvor im Bösen war, immer so fortgehen; er ist, als urthätiges Wesen, in einen Schlaf gleichsam verfallen. Wenn er von Menschen hört, die urfrei im Guten, ewig in jedem Augenblick handelten, wie Jesus, oder Sokrates, so messen sie diese nach ihrem eignen Massstabe, verstehen sie nicht, sie bleiben ihnen gleichgültig, sie halten jene wohl für wahnsinnig. Sie ähneln Blinden, welche mit Sehenden in einem schönen Garten sich ergehen. Sie haben vergessen, dass auch sie Augen haben. Ermahnt sie der Begleiter daran, öffnen sie ihre Augen, so sehen sie nach und nach, wie und was Jene. Ohne Bild! Fragt man den zum Bösen Gewohnten, ob er nicht gut sein könne, und antwortet er auch: dass ihm dies unmöglich, so wird er doch, er mag wollen, oder nicht, eine Stimme in sich selbst hören, die da sagt: „Nichtswürdiger, du sollst gut sein, du kannst gut sein, wenn du willst!“ Wer ist's, der so zu ihm redet? Er selbst zuvörderst, der, als ewiger Urgrund seiner selbst, als stetig

sich gestaltender Thätigkeit, ewig über jener Gestaltung waltet. —

§ 29.

Es könnte Jemand vermuthen, die nächste Bestimmung unser selbst als eines Thätigen sei, dass wir im Raume thätig sind. Allerdings, sofern wir uns im Raume finden, finden wir uns thätig, auch bei einer bestimmten Thätigkeit finden wir uns räumlich. Soll nun der Raum für uns Etwas sein, so müssen wir uns selbst, als Thätigkeit, und zwar als auf gewisse Weise bestimmte Thätigkeit, räumlich finden. Zuerst bemerke man, dass der Raum nicht ein Selbstwesen, sondern eine Eigenschaft, eine Bestimmtheit (Bestimmniss) des Seins eines andern Wesens; das also, was räumlich ist, ist der Raum, oder: ist sich selbst der Raum. Der Raum für uns, unser Raum, der Raum, der wir selbst, als eine unserer Eigenschaften, sind, muss ein bestimmtes Bestimmniss unser selbst, als Thätigkeit, sein. Da wir uns nun mit der Frage beschäftigen: wie wir uns selbst dabei erscheinen, sofern wir, als ganzes Thätige, uns selbst als das Thätige stetig verändert bestimmen; so ist zu entscheiden, ob die Frage nach der Räumlichkeit unserer Thätigkeit hierher gehöre und hier entschieden werden könne. Erscheinen wir uns, als ganze Thätigkeit, im Raume? Sobald wir uns bestimmter Thätigkeit bewusst sind, die von aller Räumlichkeit unabhängig erfunden worden, müssen wir diese Frage verneinen. Aber, sofern wir anschauen, was wahr, was gut, was schön ist, sofern wir ferner dies lieben und darstellen wollen, finden wir uns nicht räumlich thätig. Sondern bloss ein Theil unserer Thätigkeit erscheint räumlich, der auf das Leibliche gerichtet ist. Das Leibliche aber erscheint mir doppelt: a) in Phantasie, ein Inneres gegen das Aeussere und demnach, in Ansehung der freien Thätigkeit des Ich, ein innerlich Gegebenes, freithätig Bestimmbares.

b) Das äusserlich Leibliche der Natur.

Was das innerlich in der Welt der Phantasie gegebene Leibliche betrifft, so können wir hier es noch nicht betrachten, da es uns nur durch Thätigkeit als gegeben auffassbar ist, und die Frage nach genauer Kenntniss der Thätigkeit noch nicht im Wesentlichen beantwortet ist. Aber ebenso wenig kann das äusserlich Leibliche hier betrachtet werden, da wir hier den Gegensatz des Leiblichen und Geistlichen oder, wie wir gewöhnlich sagen, unseres Leibes und Geistes noch nicht beleuchten können, weil er auf einem inneren Gegensatze unser selbst, als Thätigen, beruht. Daher müssen wir diese Frage nach dem räumlichen Bestimmniss unser selbst zwar nicht aufgeben, jedoch bis dahin aufschieben, wo

sie beantwortet werden kann. Zu beachten ist hier noch, dass die Formen des Raumes und der Zeit von einander unabhängig, selbständig, aber doch auch zum Theil verbunden erscheinen, und letzteres zum Theil in der Vereinform (synthetischen Form) der Bewegung.

§ 30.

Vielmehr müssen wir unsern Geistblick noch ferner rein auf uns selbst richten, wie wir, als ganzes Thätige, rein inkräftig, uns selbst als Thätiges stetig ändernd bestimmen und von einem Bestimmniss zu dem andern fortgehen. Wir sind hierbei das Bestimmende und das Bestimmte und das Bestimmniss und schauen uns an als dieses dreifach Einfache (das ist, wir sind das Subjekt, das Objekt, das Subjekt-Objekt; das Objektivirende und das Objektivirte). Meine Thätigkeit, oder besser: ich, als das eine Thätige, richte mich auf mich selbst, als auf das eine Thätige, mich selbst stetig beschränkend. Meine Thätigkeit giebt sich selbst eine bestimmte Thätigkeit. Als was und wodurch? Selbst durch bestimmte Thätigkeit. Ich, das eine Thätige, bin auf bestimmte Weise thätig, sofern ich mich als das eine Thätige selb-bestimme zu stetig veränderter bestimmter Thätigkeit, und bin mir dieser die Thätigkeit bestimmenden Thätigkeit, oder besser: mein-selbst, als meine Thätigkeit, selb-bestimmend, bewusst. Ich selbst, als thätig meine Thätigkeit bestimmend, bin wollend, oder, gegenstandlich aufgefasst, Wille. — Der Wille ist also eine Theilthätigkeit der einen Thätigkeit, oder: ich theilbin mein Wille, aber: ich urbin Ich selbst, als ganzes Thätige. Mein Wille ist also ein Theil von mir, oder mein Wille ist meine Theilthätigkeit; ich bin nicht durch meinen Willen, aber mein Wille ist ewig durch mich. Ich bin Ich, unabhängig vom Willen; ich bin, ich mag wollen, oder nicht. Umgekehrt, der Wille ist nicht von meinem Willen abhängig, sondern von mir, als ganzem Ich; er ist eine urwesentliche Eigenschaft mein selbst; ich muss stetig wollen, ich mag wollen, oder nicht. Ferner mein Wille ist von der Zeit unabhängig, er ist ewig, er urist; denn erst durch meinen Willen werden die stetig sich ändernden Selbbestimmnisse, als welche ich mir Zeit, zeitlich, eine Zeitreihe bin.

§ 31.

Vom Gesetze des Willens.

Um hier klar zu sehen, ist zuerst der Begriff des Gesetzes zu erörtern. Zuerst wortkundlich (etymologisch). Setzen heisst: etwas Bewegtes in Ruhe bringen; die Form des Hauptwortes

betrachtet die Sache als fertig, als Produkt, und Ge deutet auf eine Gesammtheit hin; mithin bedeutet Gesetz: das, was eine Gesammtheit in Ruhe bringt, oder hält. So hält freilich auch das bürgerliche Gesetz die Gesammtheit der Bürger in Ruhe, welche ohne dasselbe in Allmissbewegung sein würden. Allein diese Erörterung giebt uns keinen Aufschluss über das In- und Eigenwesentliche, sondern bloss über ein Verhaltwesentliches des Gesetzes. Vielleicht leistet dies ein anderes Beispiel. Die Reihe 1, 4, 9, 16, 25, 36, 49, 64, 81, 100 nennt man gesetzmässig, das ist: nach einem Gesetze gemessen, weil ihre Unterschiede 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, . . . so bestimmt sind, dass sie den gleichbleibenden Unterschied 2 haben. Reihe aber ist sie, weil sie mehrere selbständige Glieder ist, welche ihrem Erstwesentlichen nach gleichartig und in der Gleichartigkeit verschiedenartig sind. Aber auch in der Verschiedenartigkeit sind sie gleichartig durch das Gesetz, das ist den gleichbleibenden Unterschied 2. In diesem Falle also ist Gesetz das Gleichheitliche in der Verschiedenartigkeit mehrerer (aller) Glieder einer Reihe, welche Glieder im Erstwesentlichen gleichartig und in der Gleichartigkeit verschiedenartig sind.

Wären die Glieder der Reihe nicht zugleich selbständig, so könnten sie nicht unterschieden werden, z. B. die Summe jener Reihe ist keine Reihe mehr; oder Steine, mit Kalk verschmolzen, sind keine Reihe mehr, oder zusammengeflossne Quecksilbertropfen. — Wären die Glieder nicht verschieden, so könnten sie nicht unterschieden werden. Hier könnte Jemand einwenden, es sei doch wohl möglich, dass eine Reihe durchaus Gleichartiger wirklich sei. Leibnitz leugnete dies, nach seinem als Ursatz (Axiom) angenommenen Grundsatz der Einerleiheit der Ununterscheidbaren (*principium identitatis indiscernibilium*); Andere bejahten es und führten gleichgrosse gerade Linien, Kreise, Wassertropfen u. s. w. an. Beide verfahren unrecht, weil unbegründet. Wir lassen diese Frage, objektiv genommen, hier noch unentschieden, denn wir fragen nicht: wie ist eine Reihe an sich, sondern: wie ist eine Reihe beschaffen, die wir anschauen? Darüber finden wir aber, dass jede Reihe nur aus in irgend einer, übrigens in was immer für einer Rücksicht verschiedenen Gliedern besteht, wenn wir sie auch nur durch die Zeit, den Ton der Rede u. s. w. unterscheiden sollten; — wie denn selbst der Plaudernde, undenkend Schwatzende sich an die Verschiedenheit der thätigen Bewegung seiner Sprachwerkzeuge hält, um es möglich zu machen, eine Reihe ihm übrigens ganz gleichgeltender Lautganze hervorzubringen. Auch behaupten wir nur insofern, dass auch gegenständlich verschiedengliedige Reihen seien, als wir dergleichen anschauen

können, z. B. eine Reihe verschiedengrosser, verschiedenfarbiger, verschiedenschwerer Steine, Thiere, Menschen u. s. w., es mag nun Dinge ausser uns geben, oder nicht.

Ferner könnte gegen unsere Erklärung von Gesetz eingewandt werden, „sie streite mit dem logischen Gesetze des „Widerspruches (principium contradictionis), nach welchem es „unmöglich sei, dass dieselbe Sache zugleich einerlei und verschieden sei.“ Ein Anschauender würde, noch ohne Logik zu verstehen, dagegen sagen: „Untersucht, ob das von uns Behauptete sich auch in der Anschauung bestätigt, und geht dann mit uns weiter, weil diese Anschauung in sich selbst gewiss ist, keiner Logik bedarf, übrigens ja selbst erst Wissenschaft, also auch Logik, für uns möglich machen soll, da sie sich nur auf dem Wege darstellt, den wir als den einzigen zur Wissenschaft führenden anerkannt haben. Auch kann, es sei die Logik, was sie wolle, kein Satz irgend einer Wissenschaft mit irgend einer evidenten Anschauung streiten, selbst nach dem von euch angeführten Grundsatz des Widerspruches.“ — Der Logiker aber wird dagegen bemerklich machen: dass hier nicht von einem Wesen, sondern von mehreren die Rede sei, die in verschiedenen Rücksichten gleichartig und verschieden sind; dass aber jener Grundsatz nur dann gelte, wenn von einem Wesen in einerlei Rücksicht Entgegengesetztes zugleich stattfinden soll.

Noch verdient bemerkt zu werden, dass es nicht im Begriffe des Gesetzes liege: Ruhe nach Verwirrung zu stiften. Ordnung setzt nicht Unordnung voraus, Naturbildung kein verworrenes Chaos, wovon Dichter missträumen. Der erste Ansatz zum Keimling in der Mutter, der erste Ansatz jedes Krystalles ist gesetzlich, das Gesetz ist ihm angeboren, seine Gestaltung inwesentlich, inwohnend, nicht einwohnend. Nur bei Störungen von aussen kommt Ungesetzliches, Widergesetzliches und Gesetzwidriges.

Wir wollen also untersuchen, ob der von uns bestimmte Begriff der Ruhe und des Gesetzes auf uns selbst passe, sofern wir wollend uns selbst bestimmen. Beschauen wir unsere gegenwärtige innere Zeitreihe, so finden wir darin mehrere verschiedenartige Thätigkeiten, z. B. Wollen und Denken u. s. w. zugleich, aber die eine vorwaltend, oder einige vorwaltend, oder alle in Harmonie. Z. B. Wollen richtet sich auf die Thätigkeit als solche, Denken auf einen Gegenstand als solchen. Diese Thätigkeiten kommen selbst auf verschiedene Weise vor, z. B. der Wille kommt ins Bewusstsein, oder nicht; nicht ins Bewusstsein, wenn er selbst fertig (ein vollendetes Wirkniss, Produkt) ist, und während der Ausführung diese Nichts hemmt, oder anders bestimmt. Der Wille selbst wird durch Thätigkeit bestimmt, (nicht der Wille selbst, der ewig uns

urinwesentlich ist) gerichtet, indem wir im Anschauen des vorliegenden Auszuführenden überlegen, den Entschluss nehmen; also selbst durch Wollen. Das Vernunftwesen muss also den Willen wollen.*) So wie das Begreifen begreifen, das Denken denken u. s. w. — Wobei die Frage entsteht, ob nicht so, wie wir fanden, dass unsre Einthätigkeit, also auch jede einzelne besondere Thätigkeit in sich selbst zurückkehrend, subjekt - objektiv, reciprok, in sich selbst reflectirend sei.

§ 32.

So müssen wir uns nun selbst beobachten, ob wir uns in unserem Willen gesetzmässig, oder ungesetzmässig verhalten. Etwa so wie bei einer krummen Linie die Frage ist: ob sie gesetzmässig, oder ungesetzlich gekrümmt sei. Ob in unserm stetigen Bestimmen unserer Thätigkeit ein in der Veränderung Gleichbleibendes sei, ist die Frage.

Soll ein Gesetz in unserm Selbstbestimmen zu bestimmter Thätigkeit, — im Wollen, — walten, so muss es ewig und allgemein wesentlich, und zwar zeitstetig, sein. Jeder Wille muss darnach gebildet werden, er sei, welcher er wolle. Nun finden wir in der Selberfahrung guten und bösen Willen. Guten, der vollwesentlich, meines ganzen Wesens würdig, — bösen, der dessen unwürdig, ganzwesenwidrig, ist. —

Beobachten wir uns selbst im Wollen und Handeln, so finden wir ein inneres Urtheil über jeden einzelnen Willensentschluss, bei der Ueberlegung, und vor und nach der Ausführung. Dieses Urtheil entscheidet: ob dieser einzelne Wille (Willniss) gut, oder böse sei, ob wir gut, oder nicht gut gethan haben. Ich nun habe gewollt, ich habe gehandelt, ich urtheile darüber, billige, oder verdamme mich selbst. Ich als ganzes Wesen stehe mithin vor und über mir selbst, als wollendem Wesen, d. i. ich als ganze Thätigkeit schaue mich prüfend und beurtheilend an, in derjenigen meiner bestimmten Theilthätigkeit, welche den Willen giebt. Da diese Selb Beurtheilung sich über jeden Willen stetig erstreckt und immer sich gleichbleibt, so muss sie nach einem Gleichbleibenden in der ganzen Veränderlichkeit, das ist, nach einem Gesetze geschehen, welches wir so eben suchen. Es ist also ein solches Gesetz, und zwar nur eins, da. Merkwürdig ist ferner, dass dieses Selburtheil, diese Selbststimme auch spricht, ohne dass die Gründe des Spruches in klares Bewusstsein kommen.

*) Wer den Willen nicht will, ist unüberlegt, unbesonnen; der will nicht, ist nicht frei: sondern wird getrieben, angezogen, abgestossen, fortgerissen u. s. w. Wichtig daher für die Menschenbildung: zu wissen, was Wille, was Wille des Willens, was Gesetz des Willens ist.

Auch, dass bei mir selbst, sofern ich über meinen Willen richte, keine Entschuldigung gilt, so sehr ich, als in Theilthätigkeit zerstreut, dies immer wünschen möchte. Gesetzt, ich will mich damit entschuldigen, dass ich Etwas nicht gehörig überlegt, so sagt jene Stimme: das hättest du thun sollen; sage ich dagegen: dazu war nicht Zeit, so erwidert die Stimme: so hättest du lieber nicht handeln sollen. Sage ich weiter: es musste gehandelt werden, so sagt die Stimme: doch bist du entweiht! — Werfe ich ferner die Schuld auf andere Menschen, so wird auch diese Entschuldigung nicht angenommen. Schiebe ich die Ursache auf leibliche Triebe, so sagt jene Stimme: du solltest sie beherrschen: oder wohl gar: du hast jene Triebe erst durch Phantasie, durch dein zerrüttetes Gemüth entflammt, dass sie ihre natürliche Reinheit, Unschuld und Milde überflutheten. — So viel erhellet schon aus diesen Selbswahrnehmungen, dass, so böse auch ein Mensch sein mag, doch sein Verderben bloss eine Zerrüttung seiner Theilthätigkeit in Bestimmung des Willens ist; er selbst aber als ganzer Mensch, als Ein- und Ganzthätiges, ewig ganz, selbständig und rein besteht, indem der Ruf jener innern Stimme sein ewiges Urdasein, seine ewige, reine Urkraft ihm selbst, als in der Zeit zerrüttetem Wesen, stetig verkündet. So demüthigend daher die Aussprüche jenes inneren Richters sein mögen, so erhebend, ermuthigend sind sie zugleich, da sie mir mein ewiges, urwesentliches, urkräftiges ganzes Ich gegenwärtig und anschaulich machen, Sie lassen mich vor mir selbst erkennen, dass ich entweiht, vor mir selbst niedergeworfen, verachtungswerth bin, aber die Stimme ruft mir auch zu: dass ich ewig bin, dass ich aufstehn, mich ermannen, in jedem Augenblick ein neues, ewiges Leben beginnen kann und soll.

Ich bin hierbei der Wollende, Willen-Bildende; ich zugleich der Richtende. Das Gesetz meines Willenbestimmens muss, wie wir sahen, zeitstetig sein; mithin müsste nach ihm der gute, sowie der böse Wille gebildet worden sein. Allein jene innere Stimme verneint unbedingt das Letztere. Das Gesetz müsste zwar dabei von mir selbst an mich selbst ausgesprochen, aber nicht befolgt worden sein. Wie ist dieser Widerstreit zu lösen? — Das Gesetz meines Wollens ist selbst mir selbst, als ganzem Einthätigen, ewig wesentlich, weil nach ihm (ihm gemäss, nicht durch es) erst meine Zeitreihe (ich, als Zeitreihe) gebildet wird. Und ich selbst bin es, der einen bestimmten Theil der Zeitreihe jenem Gesetze ungemäss bildet; ich bin es, der ich mir selbst gebiete, der ich mir selbst nicht gehorche, der ich vor mir selbst entweiht, erniedrigt und beschämt stehe, der ich mich selbst verdamme, von mir selbst keinen Losspruch (Freispruch) er-

langen kann! Und zwar finde ich, dass nicht allein ein Mangel an gutem, das ist, an gesetzmässigem Willen, sondern ein entgegenstehender böser, gesetzwidriger, irregeleiteter Wille mir zur Last fällt. Ist nun jenes Gesetz und das ihm gemässe Bestimmen meines Willens mein ewiges, innerstes Wesentliche, wie komme ich in den Stand, oder vielmehr in die Niederlage, jener Untreue an mir selbst, jener Selberniedrigung, jener Selbuntreue? Wer hat den bösen Willen gewollt? Ich! Wie konnte ich doch abweichen von jenem Urselbgesetze? — Aus mir selbst ist dies schlechthin unerklärlich, so wahr aus einem Wesen nur das folgen kann, was ihm selbwesentlich ist! — Aber vielleicht ist eine solche Zweiheit (Halbheit, Duplicität, Dualität), theils gut, theils böse zu sein, mir angeboren und das Böse mir so wenig beizumessen, als dem Tiger, dem Löwen seine Blutgier? — Dies verneint jenes Urgefühl, jener ewige, unbestechliche Selbstzuruf! — Zwar nehmen dies viele Philosophen, Theologen (in der Erbsünde), ja ganze Völker (Altperser u. s. w.) an; es ist aber nicht also. (Wäre dies, so wäre der Mensch ein halber Teufel; denn in dem Scheinbegriffe und Wahnbilde des Teufels ist ein rein-böser Wille gedacht, so dass der Teufel sich Vorwürfe machen müsste, wenn er sich hätte zum Guten verführen lassen! — Da aber das Böse ein rein verneinender, wesensvernichtender Begriff ist, so kann es nicht selbständig gedacht, noch in einem Einzelwesen [Individuum] belebt [person, hypostasirt, selbgewesent, geselbwesent, selbeingewesent] werden.)

Aus mir selbst ist daher meine Selbentweihung durch bösen Willen nicht zu erklären; mithin aus anderen Wesen ausser mir. Aus äusseren Wesen (Objekten). Das ist das erste Mal, dass wir, um einer Thatsache innerhalb unser selbst, auf Wesen ausserhalb unser hingewiesen werden. Seien aber diese äusseren Wesen, welche sie wollen, so waren doch ihre Einwirkungen, die uns zum Bösen verführten, verleiteten, versuchten, nicht hinreichender Grund unseres Irrsals, unseres Misswillens, unserer Missthat, sondern wir selbst misswollten, missthaten und vollendeten durch Inbestimmung unsrer Selbstthätigkeit die Reihe der Ursachen zur Vollkräftigkeit. Wie können aber Dinge ausser uns auf uns wirken, wie kommen ihre Wirknisse in uns hinein? — Diese Frage kann hier nicht beantwortet werden, bleibt aber Aufgabe für die Folge.

Blicken wir aber vorläufig auf diese Einwirkungen, die uns vor uns selbst verderben, so sind es vorzüglich folgende: Andere Menschen verführten uns! Woher wurden denn aber diese böswillig! Die Aufgabe kommt in graunvoller Allgemeinheit wieder, es ist eine ganze verderbte Geistergesell-

schaft zu erklären! — Zwar ist es wahr, — wie schon Platon sagt, diese Menschengesellschaft ist einem Pesthause zu vergleichen, wo alle Arten des Siechthums wuchern, so dass es ein Wunder wäre, wenn Jemand von der Geburt an unangesteckt in selbbewusstes, vollselbinniges Kraftalter gekommen wäre. — Ferner unser Leib soll Schuld sein! — Mag nun dieser zu uns selbst gehören, oder nicht, so sagt doch unsre Instimme: du sollst und kannst, wenn allkraftinwach, Leibtriebe beherrschen, dem ewigen Urgesetze gemäss bestimmen. Noch mehr: alle Triebe des Leibes sind, an sich und sich selbst überlassen, rein, unschuldig und gut und bleiben in ihrem Naturmasse; aber deine irregeleitete Phantasie, welche dem Gelüst untergeben wirkt, hat erst den Leibtrieb irregeleitet, verderbt und mit in dein wüstes sittliches Verderben hineingezogen.

Wenn nun aber der Grund unseres bösen Willens nicht in uns selbst liegt, so haben wir ja auch keine Schuld, so kann uns der Fehltritt nicht angerechnet werden? — Wer ist denn entweiht? — Wir selbst vor uns selbst. Dies bleibt wahr, die Ursache und Veranlassung dieses heillosen Zustandes sei, welche sie wolle. Wenn wir, unserem Ewigwesentlichen nach bestimmt, entweiht zu werden, uns entweihn zu lassen? — Die Stimme sagt: nein, es ist in dir Urinkraft, allen Versuchnissen zum Bösen urkräftig zu widerstehen, deinen Reinstand im Guten wiederherzustellen. — Mehr sagt im Wesentlichen die innere Stimme, was die Schuld betrifft, nicht. — Wenn mir unvermuthet ein Rasender den Arm abhaut, oder ein herabfallender Stein ihn zertrümmert, bin ich darum weniger verstümmelt? Wenn mich äussere Veranlassungen verführen, mich selbst zu entweihn, bin ich darum weniger entweiht, geistig verstümmelt? — Ich muss Missfallen an mir selbst haben. Die Stimme richtet unparteiisch über meinen inneren Zustand, über die Zerrüttung meiner innersten Selbkraft und sagt mir, dass ich meine Urkraft brauchen kann und soll, mich aus diesem unseligen Zustande wieder zu erheben, und dass dies meine Urbestimmung sei. Sie lehrt mich wachen!

Deshalb aber, sagt man, musst du wachen und beten, dich zum Urwesen erheben, und dasselbe bitten, dass es dir Kraft verleihe zum Guten, vor dem Entschliessen, Standhaftigkeit bei der Ausführung, Kraft, nach dem Fehltritte wieder aufzustehen. Die Ahnung der Wahrheit sagt, dass hierin ein Wesentliches ausgesprochen sei. Aber die Stimme sagt: ewig hast du schon diese Kraft, merke nur auf dich selbst; du bist bestimmt und fähig, aus eigener Urkraft aufzustehen, so wie du aus eigener Urkraft gefallen bist. Du bist gefallen, weil du deiner Kraft, dem Stosse zum Trotz zu stehen, nicht

inne warest, oder bliebest. — Dass das Anschauen des Urwesens im Guten stärken, sein ewiges Vorbild zum Guten erheben müsse, wenn ein Mensch sich dazu emporgeschwungen, ist gewiss. Ja, es könnte vielleicht sich als das Einzige bewähren, was im Guten urbefestigt. Jenes Vertrauen auf sich selbst wäre dann kein frecher Selbsttrotz, sondern Vertrauen auf das Urwesen. Dann wäre Beten sich aufschwingen zum Anschauen des Urwesens, zum Streben, ihm, dem Urguten, ähnlich zu werden in der Schranke zeitlicher Thätigkeit, — ohne zu bitten. — Auch wird hier darüber noch Nichts entschieden, ob das Urwesen, und Wesen in ihm, für sich und in des Urwesens Kraft, nicht erziehend zum Guten für uns wirken, uns helfen, uns zu ermannen, im Guten zu bestätigen, so wie äussere Dinge uns in das sittliche Verderben verleiteten. Ja, es scheint dies nach dem Gesetze ewiger Gerechtigkeit so sein zu müssen. — So wenig die innere tadelnde Stimme darum schweigt, weil wir von aussen zum Bösen verführt wurden; so wenig hört das Gute auf, unser zu sein, und uns vollwesentlich zu machen, wenn es mit fremder Hilfe gethan, deren Wirksamkeit wir doch in freiem Entschlusse in uns vollkräftig machen mussten. Ja dieses Fremd- und Aeusserlich-Sein würde sogleich verschwinden in der Anschauung, dass alle Wesen in dem einen Urwesen, alle Kraft zum Guten eine Urinkraft des Urwesens sei.

Also sollen wir das Urwesen, Gott, bitten, dass er uns nicht führe in Versuchung? — Führt uns Urwesen, Gott, solchen äusseren Verhältnissen zu, die uns straucheln machen, so war dies im Gange seiner Weltregierung entweder im Ganzen nothwendig, so können wir nicht wünschen, noch hoffen, dass die Versuchung ausbleibe; oder auf uns selbst gleichsam berechnet, so ist es gut für uns. Es liegt vielleicht im Plan unserer Selbbildung, dass wir fallen, um aufstehn, um uns vorsehn und sicher gehn zu lernen. Doch dies Alles hier nur vorläufig, um zum Denken zu wecken, und vor Missverständnissen zu verwahren.

Aber, könnte weiter eingewendet werden: „So ist ja der Böswillige, der Misstäter nicht strafbar?“ — Abgesehen davon, dass der Begriff der Strafe hier nur mittelbar in Ansprache kommt und hier gar nicht erörtert werden kann, sagt uns die innere Stimme hierüber Folgendes. Dass Strafe mit Recht der Uebertretung folgt, kann sein. Habe ich zum Beispiel eigenwillig, mit Bewusstsein, den Mitmenschen ermordet, so werden rohe Menschen mich dafür unmenschlich peinigen, auch mit Zangen zerreißen u. s. w.; andere rohe Menschen dafür Lösegeld nehmen; etwas Gebildetere werden mich enthaupten; Andere in ewiges Gefängniss thun u. s. w. Aber ändert, oder bessert dies von sich selbst Etwas in

meinem inneren Zustande? Nicht das Mindeste. Nicht, dass ich strafwürdig bin, ist mein inneres Leid, sondern bloss, dass ich abgefallen bin von meinem eignen ewigen Selbgesetze des Guten. Wenn die Strafe Anlass und Hülfe wird, mich aufzurichten, nur dann hat sie für mich, als inneren Richter und Arzt, Werth, ist aber auch selbst dadurch nicht als gerecht gerechtfertigt. Es hilft mir Nichts, dass ich nicht gestraft werde. — Dies bewegt den Verbrecher, sogar um seine Strafe zu bitten, zunächst, weil er dadurch das Bekenntniss seiner sittlichen Schuld äusserlich darlegen will und zugleich, nicht ohne optische Täuschung, seinen inneren Zustand dadurch zu verbessern hofft; welches auch oft durch die Ruhe, Stille, Einsamkeit des Gefängnisses veranlasst werden kann. — Strafe als Rache weist das innere Gefühl ab, nicht aber Strafe als Handlung der Gerechtigkeit, nicht Strafe als Erziehungsmittel, als inneres, sittliches Besserungsmittel. —

So wissen wir denn, dass wir selbst nach einem Gesetze als ewiges Einthätiges über uns selbst als Zeitthätiges walten. Aber welches denn dies Gesetz selbst sei, und was es enthalte, ist dadurch noch nicht zum Bewusstsein gebracht worden. Dies müssen wir aufsuchen.

Ich selbst, als Ganzwesen, als Ewiges, als das eine Urthätige, als eine Person, soll zeitstetig meine eigne Thätigkeit bestimmen, urkraftlich. Diese von uns erkannte Wahrheit ist wenigstens ein Theil jenes Gesetzes. Diese Wahrheit muss jedes Vernunftwesen in sich selbst anerkennen, sie kann ihm nicht angelehrt werden. Allein auch die Erfahrung bestätigt sie, bejahend und im Uebertretfalle. Denn, wenn wir missgewollt und missgehandelt haben, so finden wir, dass wir uns selbst dabei nicht als ganzes Wesen gegenwärtig waren; dass uns selbst unser eigenes Urlicht, unsere Insonne, verdunkelt worden, oder untergegangen am Gesichtskreise des Bewusstseins; dass eine Einzelthätigkeit sich unser, sofern wir den Willen bestimmen, bemächtigte, dass wir die innere Stimme unser selbst, als Ganzwesen, nicht befragten, nicht hörten, oder überhörten, dass Unwissenheit, Vergessenheit unser selbst uns irre leitete. — Ermordet ein Mensch den andern, so glaubt er, seine Gründe zu haben; er irrt, er ist schuld, weil er nicht sich selbst sich selbst gegenwärtig macht, nicht sich selbst fragt, nicht seines ewig Wesentlichen sich bewusst wird, nicht umschaut, nicht ewig — ruhig überlegt; — und so entweicht er sich vor sich selbst. — Wie wichtig, wie heilbringend diese Erkenntniss! Sie lehrt uns den Quell des Guten und den Quell des Bösen, sie lehrt uns, wie wir es machen müssen, um uns rein im Guten zu erhalten. So z. B. die Frage über die Lüge und sogenannte Nothlüge ist aus diesem Grundsatz der Einheit sogleich erst-

wesentlich zu entscheiden. Der Lügner ist eine doppelte Person; er soll aber nur eine sein. Man geräth in unlösliche Schwierigkeiten, sobald man den sogenannten Nutzen u. s. w. zum Grunde der Entscheidung wählt.

Diese Vollkommenheit des Willens in Ansehung des Wollenden, als solchen, ist eigenschaftlich, formlich (formal, subjektiv). Aber es entsteht hier noch die Frage: was wird gewollt? — Die Frage nach dem Zwecke. Es ist nicht gleichgültig, was gewollt wird; es soll gut, das ist urwesentlich, sein; es soll in dem Kreise dessen liegen, was meiner Thätigkeit ewiger Gegenstand ist. Es soll gut sein dem Begriffe nach. Auch ist erforderlich, dass das Gewollte seinem ganzen Umfange nach, in allen seinen wesentlichen Theilen, und dass alle Mittel, die zu ihm führen, bekannt seien, und dass es im Allgemeinen in richtigem Verhältnisse zu den Kräften des Wollenden stehe; z. B. wenn Jemand sich vornimmt, ein Kind zu erziehen, aus reiner Absicht aber sklavische Verehrung, Gehorsam, blinde Annahme gewisser Lehrsätze als Theil und Mittel einer guten Erziehung ansieht, so irrt er und verfehlt des Zweckes. Wenn Jemand sich selbst als alleinständig betrachtet, eigennützig übrigens, oder uneigennützig, und nicht als Theil des Geisterreiches, so irrt er ebenfalls und verfehlt des Zweckes. Die Güte des Zweckes ist die gegenstandliche (objektive, materiale) Vollendung des Willens.

Aber ich bin nicht ein Vernunftwesen überhaupt, bloss dem Begriffe nach, sondern ein eigenlebliches, mein Wille muss also nicht bloss begrifflich im Allgemeinen, sondern eigenleblich (individuell) gut sein. Nicht genug, dass das, was ich will, überhaupt gut ist, dass ich es überhaupt zu thun Kraft habe, sondern es muss auch als ein eigenschöner Theil dem Kunstwerke meines Eigenlebens gemäss sein. Eine schöne Nase nach einem fremdleblichen Urbilde (heterogenen Ideale) in einem schönen Jünglingsgesichte würde doch nur abgestorben aussehen, als wenn man die eigenlebengebildete Nase ausgeschnitten und die fremde eingesetzt hätte. Von alle dem, was ich als ewig, als gut erkenne, auch jetzt eigenschön auszuführen Kräfte hätte, soll ich nur das wählen, was einzig das Gemässeste und Schönste in dem Eigenlebenkunstwerk ist. Selbst jedes anderartige Schöne entstellt. Geschweige, wenn ich das wählte, was auszuführen mir die Urkraft mangelte (wozu ich kein Talent, kein Genie hätte), und dabei das versäumte, was zu thun ich urkräftig bin; dies wäre nicht ein bloss mangelhafter, sondern, durch Verneinung des einzig Guten, schlechter Wille. Aber es kann sein, dass ich, um das eigenleblich einzig Beste auszuführen, einzelnes Gute, einzelne, theilweise Vollkommenheit aufgeben

muss; z. B. wissenschaftliche Forschungen, die Ruhm, Geld, Vergnügen gewähren; z. B. um Etwas zu wirken, was zur Verbesserung der ganzen menschlichen Gesellschaft dient. Allein, richtig, sachgemäss betrachtet, das ist: mich selbst als ganzes Wesen und als Theilwesen des höheren Ganzen des Geisterreiches betrachtet, leide ich dabei nicht, opfere Nichts auf, sondern gewinne mich selbst, mein ewiges Leben, denn, wenn ich das Gute vollendet will, so bin ich in jeder Endzeit, über alle Zeit, ewig. Auf das äussere Gelingen und auf die Ausführung überhaupt, als solche, kommt es bei dem Willen als solchem nicht an. Der unbedachtsame, unwissende und wissenunliebende Mensch (Pöbel, Missgemeintheum, und jeder einzelne Missgemeintheumer) beurtheilt alles Willens Werth nach dem Gelingen, da der Sittliche eigentlich im Unglücke wesentlich grösser erscheint. Denn, wäre er das Urwesen, so vermöchte er nicht, vom Guten abgetrieben zu werden; da er aber endlich ist, so erscheint er sich im Unglück, für das Gute leidend, wahrhaft frei, selig, und daraus wird jene duldende Stille geschaffen, die selbst am Kreuze den Feinden verzieh und ruhig — selig zu Gott aufschaute; oder den Giftbecher freiwillig einem mit Abfall vom Guten erkaufen Leben vorzog.

Soll mein Wille allseitig, formlich und gegenstandlich (sachlich), allgemeinwesentlich, begrifflich und eigenleblich vollendet sein, so ist es wesentlich, dass ich mich selbst kenne, dass ich weiss, was ich bin, inwiefern ich Ganzes und Theil bin. Sonst werde ich mich selbst nicht wesengemäss behandeln und mit mir selbst und allen Wesen in widrigen Streit kommen. Schon durch die traurige Erfahrung unsittlicher Verkehrtheit, wirklich bösen Willens wurden wir über die Grenze unsrer Endlichkeit hinausgetrieben. Jetzt sehen wir ein, dass auch, um den guten Willen zu vollenden, Wissenschaft unser selbst, als selbständigen und als inständigen, als selblebenden und als neben- und inlebenden Wesens, wesentlich ist. Die Aufgabe der Wissenschaft also, im weitesten und strengsten Sinne, die uns zu dieser ganzen Untersuchung getrieben und dabei geleitet hat, ist also auch eine wesentliche Theilaufgabe des sittlichguten Lebens, der urgesetzmässigen Lebenskunst; und das Streben nach Wissenschaft ist nur in sofern rein wissenschaftlich, als Alles, was im Kreise des Vernunftlebens eigentheil-wesentlich ist, auch Eigenwürde hat; und als selbst das sittliche Leben, dessen Theil das wissenschaftliche ist, rein selbinwürdig ist; aber ohne sittliches Interesse ist jenes wissenschaftliche nicht. Dies wissenschaftliche Streben ist unrein, sofern es nur auf Ehre, Vergnügen, Geld u. s. w. geht, obgleich auch diese Rücksichten, in untergeordneter Sphäre, zu beachten sind

und die Reinheit nicht stören, wo sie wohlgeordnet eintreten. Ja, es gewinnt das wissenschaftliche Streben an Würde, wenn es jene sittliche Weihe empfängt. Der Mensch, welcher zum sittlichen Selbstgeföhle erwacht ist, wird auf Wissenschaftsforschen getrieben. Denn das Ingeföhle (Innerstgeföhle) sagt ihm: du sollst und du kannst sittlich vollendet wollen, du sollst und du kannst aus Inurkraft danach streben! — Aber er findet weiter, dass er das nicht vermag, wenn er nicht wissenschaftlich erkennt, nicht Wissenschaft hat. Auf dem Wege der Wissenschaft aber liegt die unabweissliche Frage nach der Einheit, oder Vielheit des ersten Wesentlichen, ob ein Urwesen, oder ob mehrere sind. Beides zugleich kann nicht wahr sein, sondern nur eins. Er muss also entscheiden, ob das Eine, oder das Andere wahr sei. Ohne diese Entscheidung kann er nicht vollwesentlich, in aller Absicht, sittlich sein. Aber sein Reingeföhle sagt ihm, dass er das soll und kann. Es sagt ihm also auch, dass er jene Frage entscheiden kann; und dass das Streben, sie aufzulösen, kein eitles, vergebliches Streben ist. Innerhalb der Eigengrenzen seines Wesens wird ihm sonach die Gewissheit, dass er wissen und forschend erfahren könne, ob ein Urwesen sei, oder nicht. Nicht, als ob darum das Urwesen wäre, weil er, ohne dessen Annahme, nicht vollendet sittlich wollen kann; nicht, als ob ihm dadurch das Urwesen bewiesen, von dessen Dasein ein Grund aufgezeigt würde, dass er sittlich sein soll, sein kann und ist: sondern nur, dass er zur Anerkenntniss des Urwesens durch seinen sittlichen Urtrieb unabweislich und ewig sich aufgefordert findet.

Nun sahen wir aber früher, dass, um zur Wissenschaft zu gelangen, der eingeschlagene Weg der Selbbeobachtung der einzig mögliche ist. Wir bemerkten dass, indem wir so zu der Anschauung der Grenzen unseres eignen Wesens gelangen müssten, wir vielleicht auch das erblicken könnten, was über diese Grenzen hinaus ist. In der Anschauung unserer Begrenzung als Wollender eröffnet sich hier der erste Blick dieser Art, und ein wesentlicher. Denn er giebt uns den Aufschluss: dass wir wirklich jene Aufgabe, jene Grundfrage der Wissenschaft entscheiden können, dass wir damit etwas wesentlich Menschliches, nichts Uebermenschliches fordern. Ja, da wir diesen Weg als den einzigen möglichen früher erkannten, so erscheint es uns als ewig sittlich geboten, als eine wesentliche, unabweisliche Pflicht, auf diesem Wege fortzuschreiten, und dieser unser Wille, der uns zu dieser wissenschaftlichen Untersuchung trieb und dabei leitet, erscheint als begrifflich, formlich und wesentlich gut und zugleich, sofern er mit der Erfüllung unserer übrigen Pflichten besteht — (er besteht aber damit

gewiss) als eigenlebig gut, soeben jetzt für die Ausführung unseres Eigenlebenkunstwerkes geboten.

Denken wir uns nun einen Menschen, der überzeugt ist, dass ein urgutes Urwesen ist und lebt, und er in ihm, ihm im reinen Willen wesenähnlich, so wird er, wenn das Gute äusserlich nicht gelingt, wenn dessen Ausführung Schmerz und Kampf fordert, in dem Lebensverhältnisse Jesu, eines Sokrates, Huss, so handeln wie jene, so ruhig, mild, verzeihsam, urkraftvoll sein. Dagegen, wenn Jemand auch ohne die Anschauung des Urwesens zu solcher sittlichen Reinheit und Kraft sich erhoben hätte, so würde er vielleicht bei dem Guten ausharren, aber mit Murren und Unmuth, wenigstens mit Zwiespalt im eignen Innern. Jener Urweseninnige dagegen wird mit seiner Vernunft begreifen, dass, was geschieht, urgut sein muss im Urwesen, wenn er es auch geschichtlich nicht erfassen kann, wenn es auch im Einzelnen noch so abscheulich, gottunähnlich, verderblich wäre. — Wie nun, wenn der Versucher in ihm spräche: so muss es ja auch urgut im Urwesen sein, wenn du wankest? — Aber das Urgefühl sagt ihm: du sollst dennoch gut sein und kannst es, und nur so bist du, du selbst, gottähnlich. Sänke ein Guter durch solche Scheinvorstellungen, so wird jeder Gottinnige sagen, so wie auch er selbst: dass auch seine Kraftlosigkeit freilich nach dem Urgesetze des Inlebens des Urwesens erfolgt, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar; und dass er dennoch entweicht sei und auch unmittelbar Gott ähnlich sein solle und könne.

So wie der Mensch, der sich als Theil der menschlichen Gesellschaft erkennt und als eigenschönes Glied einlebt in das Menschheitsleben dieses Erdganzen, sittlich erhaben ist über Jeden, der an sich nur seine eigenlebliche Selbständigkeit, nicht seine gliedlebliche Inständigkeit in einem höheren, in höherem Kreise selbständigen Lebenganzen, erkennt und erstrebt: so erhaben und in dieser Hinsicht urvollendet wäre, wer sich und die Menschheit als eigenlebliches Inglied in dem einen Urleben des einen Urwesens anschaute; in diesem Geiste seinen ganzen Willen begrifflich und die stetige Reihe aller seiner einzelnen Willenhandlungen eigenschön bestimmte. — Das ermuntert uns, den Weg unserer Untersuchung gesetzfolglich fortzugehen, damit wir das erlangen, was uns nun als erlangbares Ziel vor Augen steht: Entscheidung über die Uerkenntniss des einen Urwesens.

§ 33.

Betrachten wir das Ergebniss unserer Selbanschauung, so finden wir, dass der ganze Grund und Inhalt derselben die Anschauung Ich! ist. Diese Anschauung: Ich! ist kein

Grundsatz; denn in einem Satze ist ein Begriff in Gedanken gespalten und eine einzelne Eigenschaft desselben ausgesondert. Hier aber ist nicht bloss ein Begriff. Auch kann aus dieser Anschauung Nichts herausbewiesen, nichts Fremdartiges dadurch bewiesen werden, nach dem Vorbilde der geraden Linie. Sondern wir halten uns immer in dieser Uranschauung, sie im Innern weiterbestimmend und ausfüllend. Sie ist zwar Grund unserer Erkenntniss, aber nicht ein Grund, worauf Etwas gebaut wird, wie bei dem gewöhnlichen Bauen, sondern ein Grund, worin. Dieser Grund ist das ganze zu Erkennende selbst, und nur in unserer beschränkten Anschauung ist der Anlass, dass wir nicht alles darin Enthaltene und das Ganze in seiner Infülle nicht auf einmal erblicken. Unser Verfahren ist nicht mit dem des Baumeisters, sondern mit dem des Malers zu vergleichen.

Betrachten wir genauer den Inhalt unserer Anschauung Ich, so finden wir in ihr ein vierfaches Anschauen. Zuerst schauen wir uns darin als ganzes, ja als in seiner Art urganzes, freies, urwesentliches Wesen; also urwesentlich. Sodann schauen wir das uns als Person Ewig- und Allgemeinwesentliche im Gegensatze gegen die eigenlebliche (individuelle) Bestimmtheit von uns; also begrifflich und urbildlich. Ferner schauen wir uns an als eigenleblich persönlich, als gerade dieses allbestimmte Ich, ausser welchem kein gleiches im Weltall ist, das in der ganzen Ewigkeit nur einmal ist. Endlich schauen wir auch die wesentliche Einheit und stete Beziehung unser selbst als urbildlichen Wesens auf uns selbst als eigenlebliches Wesen an, also ur-eigenleblich. — Alles unser fernere und bestimmtere Selberkennen kann dieses vierfache Anschauen nur erfüllen, nicht erweitern.

In dieser Hinsicht also wird die zu bildende Selberkenntniss ein wissenschaftliches Ganze sein und keines Beweises von aussen bedürfen. Nur insofern bliebe sie wissenschaftlich unvollendet, als die Grenze unseres Wesens, welche ebenfalls nach den erwähnten Rücksichten als eine vierfache erfunden wird, eines Beweises bedarf. Aber der Beweis dieser Grenze kann nicht in einem Nebenwesen, sondern nur in einem höhern Wesen geführt werden, welches, mit uns dem Wesentlichen nach gleichartig, uns und alle unsere Nebenwesen in sich befasst. Soll dieses Höher-Wesen nicht selbst wieder eines Beweises in höherer Sphäre bedürfen, so muss es das Urwesen selbst sein. Die Wissenschaft vom Urwesen erscheint also als das Urganze, worin auch unsere hier zu bildende Wissenschaft von uns selbst als Theil enthalten ist. So wie hier die endliche Uranschauung Ich! der Grund und einzige Gehalt, so die urganze Uranschauung:

Urwesen! der Grund und Gehalt der Ur-Allwissenschaft. Auch die Uranschauung Urwesen ist nicht bloss ein Begriff, noch weniger ein Satz! Auch die Urwissenschaft selbst beruht also nicht auf einem Grundbegriffe, oder Grundsätze, sondern sie ist die stete Inausbildung der einen Uranschauung: Urwesen. Es wird in ihr Nichts aus dieser Uranschauung gleichsam heraus bewiesen, sondern in ihr wird Alles erkannt, was erkannt wird. Diese Uranschauung fasst jede andere Anschauung als Theil in sich; und bloss die Endlichkeit und Zeitentfaltung unseres Anschauens ist Anlass, dass wir nicht in dieser Uranschauung mit einem Male Alles erblicken können. Alles unser Theilanschaun ist mithin eine sich zeit-entfaltende innere Theilanschauung des Urwesens.

Auch in der Uranschauung Urwesen wird das urganze Ich, so wie in der Theilanschauung Ich das theilganze Ich, umfasst. Auch urbildlich, als das Ganze des Ewig- und Allgemein-Wesentlichen, wird das Urwesen geschaut; eben so als das einzige und ganze Eigenwesen oder Individuum, und als die Urvereinheit des ganzen Ewig-Wesentlichen mit dem ganzen einen Individuellen. — Die jetzt von uns gesuchte Wissenschaft unser selbst ist also ein Theil der Urwissenschaft, wenn diese selbst möglich ist; und ein getreues Ahmbild derselben in bestimmter Grenze und Beschränktheit. Sie hat wissenschaftlichen Werth, wenn auch die Urwissenschaft für uns unmöglich sein sollte; die Urwissenschaft wird sie nicht verwerfen, nicht widerlegen; wir haben in ihr etwas Bleibendes gewonnen; sie giebt uns eine Vorübung zu der Urwissenschaft, wenn diese uns einst möglich wird, und tritt dann als Wesentheil ein in dieselbe. Freilich würde sie dann in ihrem Urganzen vollendeter, auch in ihrem eignen Innern ausgebildeter werden können!

Aufs neue in der Ueberzeugung von der einzigen Richtigkeit unseres Ganges bestätigt, kehren wir zurück in die Reihe unserer Untersuchung und machen uns zuerst den Zusammenhang derselben gegenwärtig.

§ 34.

Wir kehren zurück zu unserer allgemeinen Frage, von welcher die Frage nach dem Wesentlichen und dem Gesetze des Willens nur ein Theil war. Es war die Frage: wie wir uns als Thätiges überhaupt, als Ganzthätiges finden.

Bis hierher haben wir die Thätigkeit, rein als solche, betrachtet. Aber es entsteht auch die Frage: worauf richtet sich meine Thätigkeit? was thue ich? welches ist der Gegenstand meiner selbst als Thätiges? Oder giebt es eine reine Thätigkeit, ohne Gegenstand? Wir haben freilich

eine Thätigkeit gefunden, die sich auf Thätigkeit richtet, um dieser die bestimmte Richtung zu geben; nämlich den Willen. Allein der Wille gab doch einer Thätigkeit eine Richtung, welche Etwas, etwas Gegenständliches wirklich machen sollte. — Hier kehrt also die Frage nach den Objekten, als Gegenständen, worauf sich meine Thätigkeit richtet, zurück. — Allein mit dieser Frage wesentlich verbunden ist die zweite: ist denn die Thätigkeit rein, selbwesentlich? oder ist sie bloss Eigenschaft, und ein Wesen da, an welchem sie als wesentliche Eigenschaft ist (ein Substrat der Thätigkeit)? — Oder: finde ich mich selbst als rein thätig? ist in dem Satze: ich finde mich thätig, oder: ich bin thätig, ich und thätig von gleichem Inhalte, so dass: ich bin thätig gleich ist dem Satze: thätig ist thätig?

Fragen wir vorläufig, wie uns Thätigkeit erscheine, ob als an sich selbst Etwas, oder als Eigenschaft, so erscheint sie zunächst als Eigenschaft. Das ist die gewöhnliche Ansicht, z. B. Bewegung, als eine bestimmte Thätigkeit, setzt ein Wesen voraus, welches sich bewegt. Wäre diese Ansicht gegründet, so müsste ich selbst, meinem Ganzwesentlichen nach, mehr, noch etwas Weiteres, oder Anderes sein, als Thätigkeit. Ob dies so ist, kann nur aus Selbbeobachtung sich ergeben. Gesetzt, ich finde: ich finde mich als weiter Nichts ausser als Thätiges, so folgt daraus noch nicht, dass ich Nichts ausser Thätigkeit bin, nicht einmal: dass ich nicht in Zukunft mich als noch etwas Anderes finden werde; und der Satz könnte doch wahr sein: Thätigkeit ist nur als Eigenschaft eines Wesens, welches unter anderen Eigenschaften auch thätig ist. Fänden wir uns aber auch als noch etwas Anderes, so bestätigte sich die Annahme des gemeinen Bewusstseins: dass Thätigkeit bloss Eigenschaft, und reine Thätigkeit unmöglich sei. — Wären wir dagegen reine Thätigkeit, so wäre ein unbegrenzter Idealismus dadurch entschieden: alle Objekte wären nur entgegenstehende Thätigkeiten, und zwar reine Thätigkeiten. Denn durch Wechselwirken mit reiner Thätigkeit wird Thätigkeit nicht unrein; wohl aber durch Wechselwirken mit Thätigkeiten, welche Eigenschaften selbständiger Wesen sind.

§ 35.

Wir untersuchen demnach, ob wir uns, ausserdem, dass wir uns als Thätige finden, noch als etwas Anderes finden.

Um diese Frage zu entscheiden, müssen wir nothwendig wissen, was Thätigkeit überhaupt ist; was das Erstwesentliche der Thätigkeit ist. Wir haben freilich bisher manches Einzelne über uns, sofern wir thätig sind, beobachtet; als: dass

wir nur eine, ganze Thätigkeit sind, dass unsre Thätigkeit stetig ist, sich im Innern als Wille weiterbestimmt, dass sie mehrere einzelne Thätigkeiten in sich schliesst, als da ist: Anschauen, Erkennen, Empfinden, Wollen. Aber, was die Thätigkeit selbst ist, ihrem Erstwesentlichen nach, das haben wir noch nicht untersucht.

Aber hätten wir nicht unsere ganze Untersuchung mit dieser Frage beginnen sollen? Dann hätten wir erst das Ganze nach seinem Erstwesentlichen erkannt, hierauf dessen Theile in ihrem Eigenwesentlichen, in ihren Verhältnissen unter sich und zum Ganzen. Wir hätten im Ganzen, — synthetisch erkannt, wie es in vollendeter Wissenschaft geschehen muss. (Nicht synthetisch in dem beschränkten Sinne der gewöhnlichen Mathematik; denn diese erscheint hier in einem untergeordneten Gebiet.) Wir sind dagegen hier zum Theil umgekehrt verfahren, um nur erst das Gebiet kennen zu lernen, damit die Anschauung des Ganzen nicht leer sei, und das Bedürfniss eines streng wissenschaftlichen Ganges gefühlt werde. Unsere Betrachtung hat sich vom Ganzen aus über die Theile erstreckt und ist nun zu dem Ganzen zurückgekehrt; sie ist zum Theil analytisch, weil sie von dem Anschaukreise des gewöhnlichen Lebens zu dem wissenschaftlichen hinleiten soll.

Uebrigens ist diese Untersuchung zur Würdigung unser selbst wesentlich. Es sind drei Entscheidungen möglich:

1) Entweder ist die Thätigkeit nur eine Eigenschaft, und wir sind nichts als Thätigkeit; so sind wir nur eine Eigenschaft, mithin eine Eigenschaft eines Wesens, woran wir sind; etwa Eigenschaft des Urwesens, als dessen Inthätigkeit.

2) Oder wir sind noch etwas Anderes als diese Eigenschaft, so sind wir

a) ausserdem noch andre Eigenschaften; so kehrt dieselbe Ansicht nur in mehrfacher Rücksicht wieder.

b) ausserdem ein Selbstwesen, so dass die Thätigkeit unsere Eigenschaft, oder wenigstens eine unserer Eigenschaften ist. Dann sind wir auch in unserer Grenze selbständig; aber, da wir uns doch auch als Thätiges begrenzt finden, so müssen wir auch dann zu einem Höherwesen aufsteigen, dessen Intheil wir dann wären.

Alle diese verschiedenen Ansichten sind, mehr, oder weniger rein, bestimmt und ausführlich, von verschiedenen Denkern genommen und ausgebildet worden. Fichte ging von reiner Thätigkeit aus, mit mehreren dogmatischen Voraussetzungen. Schelling kannte Spinoza und dessen Ansicht, dass die Geister Inthätigkeiten Gottes seien; und so erhob er sich zur Anschauung der Absolutheit, oder höchstens eines Wesens, sofern es absolut ist, das ist: zum Absoluten,

nicht aber zur reinen Anschauung der Ursubstanz, und des Geistes als Theilsubstanz in dieser.

Um nun zu erfahren, was Thätigkeit überhaupt, dem Erstwesentlichen nach, ist, wollen wir uns zuerst durch Betrachtung des Gegensatzes Anleitung geben und solche Dinge aufsuchen, denen keine Thätigkeit zukommt. Denken wir z. B. an den Raum, so ist auch dieser eine Eigenschaft, aber eine ruhende, ewig in sich selbst gleiche; eine Eigenschaft der Natur, sofern sie Leiball ist. Er selbst ist in seiner Art urganzen oder unbegrenzt; es ist keine Grenze an, oder um ihn, er hat keine Umgrenze; wohl aber Ingrenze, das ist, er ist in seinen Intheilen stetig begrenzbar. Zum Beispiel eine Kugel, als Raumgestalt, ist dem Raume selbst, als solchem, dem Wesentlichen, der dreifachen Ausdehnung nach, vollkommen gleichartig; bloss in, nicht von ihm, durch die Grenze verschieden. Die Grenze, z. B. die gleichförmig gekrümmte Kugeloberfläche, ist ruhende Eigenschaft der ruhenden Eigenschaft. Sie sondert den Kugelraum, als Endraum, eben so von, oder vielmehr in dem Allraume, als sie ihn damit vereint. Deshalb hat sie aber nichts Wesentliches mehr, als der Allraum. Denn sie wird nicht aus dem Allraum heraus begrenzt, sondern in ihm, als dessen Theil eingegrenzt. Sie selbst also, nebst allen ihren Eigenschaften, kommt dem Allraum zu, als etwas Inneres, ihm, als unbegrenztem; nicht ihm, als urganzen, unbegrenztem. Dies ist nicht dem logischen Satze des Widerspruches zuwider, weil Unbegrenztheit und Begrenztheit dem Allraume in verschiedenen Beziehungen zugeschrieben werden; Unbegrenztheit als urganzen, Begrenztheit als Intheile in sich (theil-) seiendem.

Alle Eigenschaften nun der Kugel, als Raumgestalt, sind nicht Thätigkeiten, sondern ewige, ruhende Eigenschaften.

Wir wollen also zuerst untersuchen, ob es Wesen giebt, die unthätig sind; dadurch werden wir freilich nicht unmittelbar erfahren, was thätig ist, allein doch durch den Gegensatz bestimmen, was es nicht ist. Im gemeinen Leben werden viele Dinge für unthätig gehalten, wobei noch leblos und todt verwechselt wird, z. B. alle bestimmte Naturleiber.

Denken wir nun an das, was eine Kugel erfüllet, den Stoff, die Materie, das Leibliche, z. B. einen Stein, ein Stück Metall, und untersuchen wir, ob diesem Thätigkeit zukommt. Auf den ersten Blick scheint dies nicht so, weil diese Dinge gewöhnlich für todt erklärt werden, indem sie das organische Leben nicht haben. Allein beide sind schwer, beide werden durch anziehende Thätigkeiten zusammengehalten, sie verändern nach dem Gesetze der Temperatur stetig ihre Dichtigkeit, auch im Verwittern ihre chemische Beschaffenheit; sie widerstehen, wenn gestossen, sie klingen, wenn frei erschüt-

tert. Durch den Anstoss kann nicht erst Thätigkeit von aussen hinein gebracht werden: sie muss schon innewohnen. Schon, dass der Stein nicht zerfällt, setzt eine Inkraft, eine Inthätigkeit desselben voraus.

Wir wollen zunächst untersuchen, wie das sich mit blossen Eigenschaften verhält, z. B. mit Zeit und Raum. Alle geometrische Gestalten erscheinen ewig, thätigkeitslos, unentstanden. Alle Endräume sind mit dem Urraume gleichartig, durch Grenze in ihm getrennt und zugleich in und mit ihm vereint, und insofern hat der Intheil Etwas mehr, als das Ganze, nämlich die Umgrenztheit, nur dass das Ganze den Intheil selbst mit dem, was derselbe mehr an sich hat, in sich hält. Der Urraum hat die Grenze in-ansich, der Endraum um-ansich.

Da Raum Eigenschaft ist, die nicht rein, oder alleinständig sein kann, auch wir einen leeren Raum nicht anschauen vermögen, aber genöthigt sind, den Raum als urganzen anzusehen, so müssen wir uns auch die Natur als das Leiball urganzen denken; und da der Raum eine ewige Eigenschaft ist, so kann auch das Leiball nicht gedacht werden: als den Raum nach und nach in ewiger Zeit erfüllend, sondern ewig, über aller Zeit schon erfüllend. Sofern wir uns nun überhaupt das Leiball urganzen (als Urganzleibliches) denken, können wir ihm keine Thätigkeit zuschreiben, sondern lediglich ewige Wesenheit.

Kehren wir dagegen zu den beiden Kugeln von Metall und Stein zurück, so ist auch ihr Raumerfüllen mit ihnen zugleich entstanden, und als überhaupt raumerfüllend sind sie beide sich völlig gleich. Aber dennoch erfüllen sie in der Gleichartigkeit ihren Raum auf verschiedene Weise; die Metallkugel ist schwerer, mithin dichter, mithin fasst sie mehr Wesentliches, oder besser: mehr des (vom) Wesentlichen; das ist nicht Etwas, was mehr wesentlich wäre, mehr den Namen des Wesentlichen verdiente, sondern: von dem einen Wesentlichen ist in der Metallkugel mehr, als in der Steinkugel. Wie dies zu denken sei, kann hier nicht gründlich erörtert werden. So viel ist aber hier klar, dass es durch ein bestimmtes Verhältniss der zusammenziehenden Thätigkeiten zu erklären ist. Diese Thätigkeit aber des Steines, des Metalles, des Wassers, der Luft und jedes bestimmten Naturtheiles ist doch Theilinthätigkeit der Natur selbst, sofern sie Intheile ist und bildet. Doch sie selbst als Ganzes kann sich nicht verändern; des Wesentlichen nicht mehr, oder weniger werden, oder von aussen erhalten. Ihr selbst als urganzen kommt auch nicht die Eigenschaft der Thätigkeit zu. Also ist sie wohl unthätig? Allerdings, nur nicht in dem Sinne, als wäre sie eine Thätigkeit, die sich nicht

äusserte, als wäre sie träge, d. i. zwar thätig, aber nicht so sehr (so gross) thätig, als sie sollte. Auch der Ausdruck: die Natur erfüllet den Raum, ist nicht passend, weil man dadurch verleitet wird, zu denken, dass der Raum an sich selbständig und leer da sei und nach und nach erfüllt werde. So wird ihr mithin eine wesentliche Eigenschaft (eine Vollkommenheit) abgesprochen? — Keinesweges; denn Thätigkeit wird ihr zugesprochen, ja sogar alle Thätigkeit jedes einzelnen Wesens in ihr wird der Natur zugesprochen, nur nicht als urganzer, sondern als ur-theilganzer, sofern sie alle ihre urvielen Theilganze urinist. Sie erscheint als über ihrer eignen Inthätigkeit; diese wird ihr also in einem weit höheren Sinne beigelegt, als gewöhnlich, wo man ihr die Thätigkeit als urganzer in ihrer Art, der Anschauung zuwider, mithin ohne Anschauung, beilegt.

Wagen wir hier, ohne jedoch bejahend entscheiden zu wollen, das über die Natur Bemerkte an die Idee des Urwesens zu halten, so müsste alles Einzelne, was ist, es sei nun in seiner Art urganzz, wie die Natur, oder theilganzz, wie ein Theil der Natur, oder wie ich selbst, als thätiger Geist, in dem einen Urwesen sein. Schlechthin aber Nichts ausser ihm. Sofern nun das Urwesen selbst als urganzz gedacht wird, hat es durchaus keine Grenze an, oder um sich, sondern alle Grenze, von welcher Art sie auch sei, in sich als Grenze seiner Intheile, das ist als Ingrenze sein selbst, sofern es seine Intheile ist; diese Intheile und diese Grenzen mögen nun urganzz, oder theilganzz in ihrer Art sein. Der Raum ist eine in ihrer Art urganzz Grenze, weil Grenze des urganzen Leiballs; die Kugel theilganzz in ihrer Art, weil Theilgrenze eines theilganzen Leiblichen. Beide aber im Urwesen, nicht am Urwesen. Sofern mithin das Urwesen als urganzz gedacht und geschaut wird, können wir ihm keine Thätigkeit, keine Veränderung beilegen; aber, sofern das Urwesen seine Intheile ist, alle Thätigkeit aller Wesen, die da ist. Wird aber hierdurch nicht das Urwesen einer wesentlichen Eigenschaft beraubt? Erscheint es da nicht als ein todter Götze? Wird es so nicht unter die Kreatur erniedrigt? Keinesweges. Denn es wird ihm alle Thätigkeit zugeschrieben als eine unendliche ewige Theileigenschaft; es selbst aber über alle Thätigkeit erhaben gesetzt; denn alle Wesen theilsind ja das Urwesen selbst, mithin alle ihre Eigenschaften Theileigenschaften des Urwesens selbst. — Werden dann aber nicht auch die Missthätigkeiten, ja Missethaten der endlichen Wesen Gott zugemessen? Allerdings nicht Gott, als dem Urwesen, sondern nur den Theilwesen in ihm. Wird aber nicht dadurch dennoch das Urwesen als befleckt gedacht? Erscheint es nicht selbst unrein, wenn der kleinste Intheil desselben unrein? —

Eine schwer zu lösende Schwierigkeit. Das Urwesen kann in keiner Hinsicht unrein sein. Sollte also das Böse ein blosser Schein sein? Dem widerstrebt das Gewissen. Wir fühlen uns, nach bösem Willen und nach böser That, im Anschauen auch nur der Idee des Urwesens, entweiht, entwürdigt. Sollen wir daraus schliessen, dass wir ausser dem Urwesen und ihm widerstrebend sind; oder, dass gar kein Urwesen sein kann, weil sonst nichts Böses und Unvollkommenes dürfte gefunden werden? — Diese Schwierigkeit ist hier unlösbar und wird bloss als Aufgabe für die Zukunft bemerkt.

II. Abtheilung.

Fortsetzung zur Allerweckung zur Wissenschaft.

Nach dem bis hierher Gesehenen scheint es, als wenn nur von dem, was nicht urganzt ist, ausgesagt werden könnte, dass es thätig sei, das Urganze aber, als solches, gar nicht thätig sei. Wir wollen dies aber noch genauer untersuchen! Dieser mein Leib ist thätig; er selbst aber ist nicht ewig, sondern, als dieser, in der Zeit entstanden; wodurch? Es scheint durch Vater und Mutter, als vorzeitige, gleichartige Nebenwesen. Vater und Mutter aber in und durch das höhere Lebenganze der Erde und des Sonnenbaues.*) Dieser aber in

*) Die Sonne gehöre zunächst dem Sonnenbaue der Milchstrasse; ausser ihr giebt es also noch mehrere, welche ihr ähnlich und mit ihr Nebentheile eines höheren Ganzen sind; und dieses wieder Theil eines höheren u. s. w. bis zur Natur als dem Urganzen dieser Art; diese ist alle diese Sonnensysteme und Einzelsonnen in sich; diese Theile sind dem Wesentlichen nach dasselbe (derselbe Stoff, Materie), als die Allnatur, sie sind die Allnatur selbst, als in sich endliche Allnatur, und unterscheiden sich von der Allnatur nur durch die Grenze. Diese Sonnen sind thätig; denn sie wärmen, leuchten, haben Anziehungskräfte u. dgl. m. Diese verschiedenen Thätigkeiten sind auch nicht einzeln wirksam, sondern zugleich, auch nicht als einzeln entstanden zu denken. Sofern nun unsere Sonne nicht Sonne überhaupt, sondern diese bestimmte, mithin entstanden ist, ist sie auch nicht urwesentlich, sofern sie aber Intheil der Natur selbst, als des Urganzen ist, ist sie urwesentlich. Das Urganze ist Alles seiner Art, das Endganze aber nur Einiges seiner Art. Da nun unsere Sonne, als diese, entstanden ist, so kann sie nicht durch andere Sonnen entstanden sein, sondern durch Thätigkeit eines Höherganzen, etwa des Milchstrassensystems; und dieses wieder durch Thätigkeit eines Höheren, so dass man am Ende seine Zuflucht zu der Thätigkeit der ganzen Natur nehmen muss, welche also auch thätig erscheint, aber nach innen als ein Inthätiges, wodurch es sich selbst in sich selbst bestimmt. Diese Sonnen sind also von der Allnatur, nicht dem Erstwesentlichen, sondern der Begrenztheit und dem zeitlichen Dasein nach unterschieden.

dem höhern Lebenganzen des Sonnenheeres, das wir Milchstrasse nennen. Und dies durch mehrere Nebensonnenheere wie durch eine Zeugung? Vielleicht aber durch alle und ein jedes dieser Sonnenheere? — Wir finden keine Befriedigung, wenn diese nicht durch Einwirkung der Allnatur, als der urganzen, welche diese Sonnenheere alle in ihrem eignen Innern, als ihre Intheile ist (intheilist)*), gebildet werden. Wir können also der Natur, als urganzer, auch Thätigkeit zuschreiben, nämlich Thätigkeit nach ihrem Innern hin, Innenthätigkeit, besser: Nachinnenthätigkeit, und aus dieser ihrer Urnachinnenthätigkeit, oder vielmehr als deren Theile sind alle einzelne Dinge in ihrem Leben zu begreifen. — Ein Aehnliches findet statt, wenn wir von allen einzelnen thätigen Wesen aus auf ähnliche Art aufsteigen zum Urwesen; so dass durch dessen Urnachinnenthätigkeit und als Theile derselben aller Wesen Thätigkeit wäre. Es ist mithin ein möglicher Gedanke, dass auch die Allnatur, als Urganzes, thätig sei nach oben, nach dem Urwesen hin, also dass sie Nachobenthätigkeit sei; vielleicht ist auch Nachnebenthätigkeit der Natur denkbar, nämlich nach der Vernunft hin. Dem Urwesen dagegen als Ueberwesen käme bloss Nachinnenthätigkeit, oder Nachinnenunduntenthätigkeit zu; als Urganzem aber, auf sich selbst als Urganzes, so dass die Thätigkeit seinen Umfang änderte, gleichsam auf seiner Oberfläche schwebte, nicht.

Es ist vielleicht für unsere Untersuchung nützlich, zu bemerken, dass dasselbe Wesen in seiner Art urganzen, im Urwesen aber betrachtet, theilganzen ist,**) z. B. das Leiball, das Vernunftall; so auch Eigenschaften, z. B. der Raum, die Zeit. Theilurganzenheit in seiner Art und Theilganzenheit schliessen sich wechselseitig nicht aus und nicht ein. Aber nur ein Allurganzen ist gedenklich als das Urwesen, worin die Theilurganzen jeder Art.

Denken wir nun, dass die Natur dem Urwesen thätig verbunden sei, so eröffnet sich uns der Gedanke der Möglichkeit, dass das Urwesen auf die Natur und die Natur aufwärts nach dem Urwesen, sofern es das Ganze über ihr ist, hinwirke. Allein von dieser Thätigkeit ermangelt uns die Vorstellung.

Wichtig für unsere ferneren Betrachtungen ist der Gegensatz des Allurganzen (absolute infinitum) und des Theilur-

*) Man sagt gewöhnlich, dass das Ganze Theile habe. Dies ist richtig, sobald man nur nicht denkt, dass die Theile etwas Aeusseres sind, so wie man z. B. sagt, dass ich Etwas habe, was in meinen Händen ist.

**) Dabei ist die Eigenschaft der Urganzenheit nicht zu verwechseln mit der der Urwesenheit. Urwesenheit ist in jedem Endlichen noch, nicht aber Urganzenheit in jedem.

ganzen, oder des Urganzen in seiner Art (*infinitum sui generis*), und die Anschauung, dass Wesen, welche urganzen in ihrer Art sind, neben einander selbständig sein können und sich doch beide gegen dasselbe Höhere, sofern es das höhere Urganze ist, als dessen theilurganze Intheile verhalten. Ferner, dass theilurganze Wesen in theilurganzen Formen sind, z. B. die Allnatur im urganzen Allraume, in der urganzen Allzeit. — Durch diese Anschauungen lösen sich unzählige sogenannte logische Widersprüche so, dass die Anschauung und zugleich die Gesetze der Logik gerechtfertigt werden.

Am allermeisten werden gegen diese bloss erläutern- den und problematischen Ansichten die Materialisten einwenden, welche das Leiball als das Urall setzen, denen also das Urwesen nur das Naturall bedeuten kann. Ihnen erscheint auch der Geist nur als eine, obgleich Einigen als die höchste, Theilkraft der Natur. — Allein hier lässt sich zunächst zeigen, dass sie wenigstens zwei Leiball annehmen müssen. Denn die Traumwelt der Geister, in der sie wachend und schlafend ureigenthätig wirken, enthält nicht bloss aus den Leibsinnen Abgebildetes, sondern auch Urgebildetes, wie die Anschauungen des ursinnigen Malers, Musikers, Geometers, Rechtslehrers u. s. w. dardun. Dies ist vielleicht ein Lehrweg, um den Materialisten aus seiner beschränkten Ansicht zu wecken und zu einer Prüfung der Idee des Urwesens zu veranlassen.

Anderwortliche Darstellung.

Hieraus ergibt sich, dass, wo Thätigkeit ist, auch Zeit ist, und dass das Thätige eigenbestimmt ist und ausser sich Gleichartiges haben muss, wenn die Thätigkeit nach aussen geht. Ist die Allnatur nicht auch nach aussen thätig? Nicht, wenn Alles ihre Intheile ist, wenn sie Alles in aller Art ist. Aber es ist auch Geist, der nicht Natur ist, also ist Etwas ausser der Natur, nicht Intheil der Natur; diese ist also nicht Alles in aller Art, sondern nur Alles in ihrer Art. Daher muss sie gedacht werden als Intheil eines Höherganzen, was sie eben so in sich hervorgebracht hat, so wie sie alle ihre Theile in sich hervorbringt, nicht zeitlich, sondern ewig. — Dies sei Urwesen, so ist dies also Intheile, die mit ihm gleichartig und nur durch ihre Begrenztheit, oder bestimmte Richtungen der Thätigkeit verschieden sind. Deshalb aber erscheint die ganze Natur so ewig als das Geistall thätig; denn sie ist das Eine und Einzige ihrer Art. — Das innere Bestehen des Urwesens in (nicht: aus) seinen Intheilen ist nicht wie ein Ganzes durch Addition, oder Pro-

duction, oder Potenzirung zu denken, nicht so, wie eine Linie aus einzelnen Stücken zusammengesetzt ist, oder wie man einen Würfel durch senkrechte Ebenen in so viele Würfel, als man will, (jedoch immer in bestimmter Anzahl) getheilt denken kann. Ferner nicht als ein Zertheiltsein in seine Intheile. Es ist also jeder Theil, obwohl endlich, oder zeitleblich, dennoch, sofern dem Urwesen gleichartig, gleichfalls urwesentlich zu denken.

Vorläufiges Ergebniss.

Für unseren nächsten Zweck wichtiger ist es, zusammenzufassen, was wir bis hierher vorläufig über die Thätigkeit jeder Art bemerkt haben. Jede Thätigkeit bringt an einem Wesentlichen, was schon da ist, was nicht erst durch die Thätigkeit hervorgebracht wird, eine bestimmte Begrenzung (Gestaltung) stetig hervor; das thätige Wesen ist, als solches, nicht Ursache sein selbst, oder irgend eines andern Wesens überhaupt, sondern nur Ursache der Bestimmtheit der Begrenztheit, nicht einmal der Begrenztheit überhaupt. So die Natur, sofern sie einen Sonnbau, so ein Sonnbau, sofern er einzelne Wesen in sich bildet oder gestaltet. So fanden wir uns selbst im Wollen; denn selbst das Wollen ist unwillkürlich und wird durch das Wollen stetig bestimmt, aber nicht überhaupt hervorgebracht. Sofern also Wesen urwesentlich sind, sind sie nicht thätig, sondern ewig.

Ferner zeigt sich überall an jeder Thätigkeit als untrennliches Merkmal, als wesentliche Eigenschaft derselben die Zeit, das ist das stetige Aendern der Begrenztheit (Gestaltungheit). Zwar fanden wir, dass die Thätigkeit, als zeitliche, nach urwesentlichem Gesetze und nach ewigem Gesetze sich bestimme, aber nur als Zeitreihe sich äussere. Die Thätigkeit wird nicht in der Zeit, die Zeit ist nicht rein ohne und nicht eher, als die Thätigkeit, aber jede Thätigkeit zeitlich gestaltend. So ist die menschliche Thätigkeit, obgleich zeitlich, doch urwesentlich, ewig im guten Willen.

Zugleich haben wir den höheren Begriff gewonnen, worin die Thätigkeit als Theilbegriff enthalten ist. Dies ist der Begriff der Ursache und der Ursachlichkeit (*causa et causalitas*). Dass es ewige Ursachlichkeit gebe, ist schon z. B. aus den Anschauungen der Geometrie klar, deren Beweise nur ewige Ursachen sind; ferner überhaupt aus dem Beweise jeder allgemeinen und urwesentlichen Wahrheit; ferner aus jedem guten Willen, wo die Thätigkeit aus einer ewigen Ursache, nach ewigen Gründen bestimmt wird. Der Name Ursache deutet an eine erste Sache, die alle ihre Absachen, das ist, in ihr abhängige Wesen, dem Wesen nach

umfasst. In der urwesentlichen Ursachlichkeit, welche urganzt dem Urwesen, theilganz jedem guten Wesen zukommt, ist dann enthalten die ewige Ursachlichkeit und die zeitliche oder zeitlebliche und die ewig-zeitliche Ursachlichkeit. Die Ursachlichkeit aber, welche wir hier untersuchen, ist die zeitlebliche, welche wir in unserer Sprache durch Thätigkeit bezeichnen. Will Jemand den Sinn des Wortes Thätigkeit anders, nämlich sprachungemäss, bestimmen, so ist dies genau zu bemerken, ändert aber in der Wesenheit jener in der einen urwesentlichen Ursachlichkeit enthaltenen dreifachen Theilursachlichkeit gar Nichts, als die Namen. Hier aber, wie überhaupt in jeder Wissenschaft, kommt es zuerst auf die Anschauungen, dann auf die Benennungen*) an.

Es versteht sich, dass hier die Lehre von der Ursachlichkeit nur angedeutet, nicht ausgeführt werden soll, und dass selbst dasjenige, was über die Thätigkeit bis hierher gesagt worden, nur bestimmt ist, das Nachdenken darüber zu wecken. Das Bestimmt- und Klargestundene wird in der Folge genau und ausdrücklich ausgezeichnet werden.

Es ist nützlich, die hier gefundene Anschauung der Ursache noch genauer zu betrachten, da sie gewöhnlich nicht klar gebildet wird, wie schon die Mangelhaftigkeit der Bezeichnung in jeder bisherigen Sprache beweist. Gewöhnlich schaut man nur zeitliche Ursachlichkeit an und stellt sich nicht klar vor, dass bei jeder zeitlichen Ursachlichkeit bloss die Begrenztheit eines Wesens anders bestimmt werde.**) So ist z. B. der Bildhauer zeitliche Ursache des Bildes; aber nicht das Wesentliche, woran das Bild als solches, noch überhaupt die Gestalt desselben, bringt er hervor, sondern er ändert nur dessen Gestalt, dass sie seinem Urbilde entspreche. — Dagegen der inschauende Raumlehrer (Geometer) grenzt in dem Ur-raume aus: ein beliebiges Urbegrenztes, z. B. Kugel, Kegel; aber der Ur-raum selbst muss ihm schon im Urwesen anschauen da sein, so wie auch für die Phantasie ein bestimmbarer, noch unbestimmter Endraum. —

*) Diese sollen aber sprachgemäss sein; sonst ist der vermeinte Grundsatz: in verbis simus faciles, modo in re conveniamus, der Gestaltung der Wissenschaft verderblich.

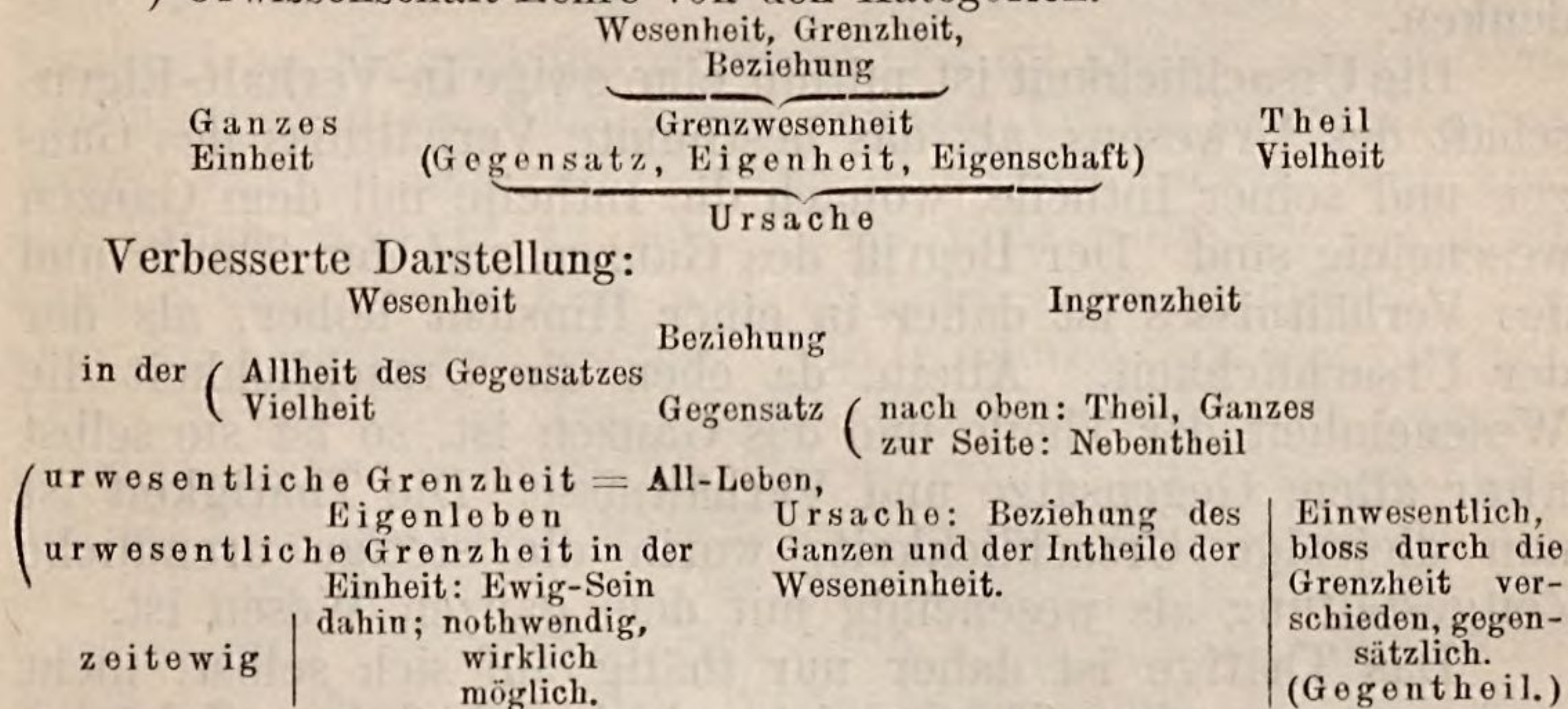
**) An allen diesen Grundbegriffen hat es bisher gefehlt. Die Forscher haben das Eine, oder das Andere einseitig angenommen, wie es ihnen zuerst vorgekommen ist, oder so wie sie einen Hang dazu hatten. Ohne diese Vorbereitung aufgestellt, würden diese Wahrheiten gar nicht verstanden werden; geht man aber diesen Weg der Entwicklung, so sind sie sehr leicht zu fassen. — Spinoza war einer der Ersten, welcher für die Wissenschaft ein Urwesen annahm und die bisherigen Vorstellungen der Gelehrten und Denkart der Doktoren als falsch erklärte, weshalb er so verschrien wurde, und man ihn einen Gottlästerer nannte, obgleich er darüber ganz ruhig war.

Eben so stellen sich die Menschen, wenn sie Gott als Schöpfer der Welt betrachten, gewöhnlich eine Schöpfung in der Zeit, wie man sagt, aus Nichts, vor und überlegen nicht, dass die Zeitschöpfung eines Wesentlichen der Idee des Urwesens ungemäss ist, weil dasselbe dann zu irgend einer Zeit etwas Wesentliches noch nicht geschaffen gehabt hätte. Diese Schöpfung kann also nur sein: ein urwesentliches, ewiges In-sich-selbst-Theil-sein, ein urwesentliches In-sich-haben aller seiner Intheile. Daher ist über dem Begriffe der Ursache der höhere Urbegriff der Ganzheit und der Theilheit, und **Ursache*)** ist die wesentliche Einheit des Ganzen und seiner Theile, als solcher. Also zwischen den Urbegriff der Ganzheit und Theilheit tritt vermittelnd der Begriff der Beziehung (Relation), und es ist daher Ursache eine bestimmte Beziehung des Ganzen und seiner Theile, wonach sie weseneins sind.**)

Diese urwesentliche Ursachlichkeit im Verhältniss der Ursache zur Absache ist die erste und hält jede theilwesentliche Ursachlichkeit in sich, wird daher jedesmal vorausgesetzt, sobald von theilwesentlicher Ursachlichkeit geredet wird. In ihr nun ist enthalten die ewige, die zeitlebliche und die zeitewige Ursachlichkeit.***) Daher auch bei jeder zeitleblichen

*) Definition der Ursache. Causalität ist Inbestimmen des Urganzen als Inurganzes, oder seine Intheile (sein Intheilthum) seiend.

**) Urwissenschaft-Lehre von den Kategorien.



***) Im Vorigen zeigte sich auch, dass die Thätigkeit der Ursachlichkeit untergeordnet ist; denn die Thätigkeit kommt nur den Wesen zu, sofern sie Eigenbestimmtheit an sich haben, aber nicht, sofern sie urwesentlich sind. Da aber die eigenbestimmten Wesen in dem Urwesen sind, das Urwesen sich also als Theile in diesem Falle zeigt, so sind die thätigen Wesen dasselbe Urganze zum Theil, also mit demselben gleich. Die Eigenbestimmtheiten sind aber nur durch ein Anwirken des Höheren zu begreifen.

Ist demnach ein Urwesen, so ist durch dessen Ursachlichkeit Alles, was in ihm ist, — in ihm aber ist Alles — entstanden, also auch wir, als Menschen; da aber auch das Eigenbestimmte seinem Erstwesentlichen nach dasselbe ist, was das Urwesen ist, so sind auch wir dem

Ursachlichkeit, als Grund, ur-da-ist ein Wesentliches, eine bestimmbare Eigenschaft, welche bestimmbare Eigenschaft, die ur-da-ist, zeitstetig eigenbestimmt wird.

Ehe wir diese letzte Behauptung deutlicher machen, ist es erforderlich, die ewige Ursachlichkeit, als die der zeitlichen nebenentgegengesetzte, genauer zu betrachten.

Unter Ewigkeit darf man nicht: sehr grosse Zeit, ja nicht: die unendliche Zeit, oder das unendlich Vielfache einer endlichen Zeit verstehen; noch weniger ein Dasein, das einmal anfängt, so wie man im Gemein-Leben sagt, dass nach dem Tode die Ewigkeit, oder ewige Seligkeit angeht. Eine Trillion mal Trillion Jahre ist so gut endlich, klein, — als eine Secunde.

Sie beruht auf der ewigen Innen-Begrenzbarkeit der Dinge, z. B. des Raumes. Daher alle Beweise der Geometrie aus ewigen Gründen, aus ewiger Ursachlichkeit geführt werden. Wenn auch Raumgestalten zeitlich werden, so sind doch an ihnen alle Eigenschaften ewig. Auch ist das, was in ewiger Ursachlichkeit enthalten ist, alles zumal; wenn es auch in unserer Anschauung erst wird, indem wir genöthigt sind, in der Zeitreihe die ewige Folge ewiger Ursachlichkeit nachzuahmen: dass wir z. B. bei einem geometrischen Lehrsatze eines Beweises bedürfen, kommt erstlich daher, dass wir nicht die ewige Allinfülle der Raumbegrenzungen überschauen; dann, dass wir die Grenzen fälschlich nicht urganzen denken.

Die Ursachlichkeit ist mithin eine ewige In-Verhalt-Eigenschaft des Urwesens, als das bestimmte Verhältniss des Ganzen und seiner Intheile, wonach die Intheile mit dem Ganzen weseneinig sind. Der Begriff des Ganzen und der Theile und des Verhältnisses ist daher in einer Hinsicht höher, als der der Ursachlichkeit. Allein, da eben die Ursachlichkeit die Weseneinheit der Theile und des Ganzen ist, so ist sie selbst über allem Gegensatze und Verhältnisse. Die Thätigkeit ist nun diejenige Ursachlichkeit, worin die stetige urenendliche Zeitgestaltung als weseneinig mit dem ganzen Wesen ist.

Das Thätige ist daher nur thätig auf sich selbst, nicht nach aussen; alles Thätige ist subjekt-objektiv. Zuhöchst nur ein Ur-Inthätiges, das Urwesen. Und wir Intheile dieses einen Thätigen. Also ist auch die böse Thätigkeit des Verbrechers Inthätigkeit des Urwesens? Also ist das Urwesen

Erstwesentlichen nach dasselbe, was das Urwesen ist. Eigenbestimmte Wesen sind es in aller Hinsicht, in allen ihren Eigenschaften; so z. B. ein Wassertropfen; jeder ist eigenbestimmt, keiner dem vorigen allgleich, jeder Punkt desselben ist bestimmt; schon dadurch, dass sich die ganze Umgebung verschieden in ihm spiegelt, ist es unmöglich, dass er irgend einem andern allgleich sei.

inbefleckt? — Dies ist genau zu prüfen! — Zuvörderst ist sie nicht Ganzthätigkeit des Urwesens, sondern nur Inthätigkeit eines urendlichen Intheiles desselben; mithin das Urwesen, als ganzes, dadurch nicht befleckt. — Sodann wird bei entgegengesetzter Ansicht, wo das Urwesen die Welt ausser sich, gleichsam aus sich heraus geschaffen haben soll, die Schwierigkeit nicht gelöst: denn es wäre dann das Urwesen in seinem Werke befleckt.

Die Thätigkeit bestimmt nicht die eigne Form, nicht das Gesetz! Ein Krystall z. B. hat in jedem Zeitmomente seines Daseins und Wachsens schon die ihm eigne Form und Gesetz.

So finden wir uns in uns selbst als Grund zugleich der Thätigkeit, als Thätiges, als Wirkendes und Bewirktes; wir sind subjekt-objektiv. Wir sind mehr als Thätigkeit, denn diese ist nur Verhalteigenschaft unser selbst, als des Bestimmenden uns selbst, als Bestimmbares, zu einem stetigen Zeitbestimmten.

Schauen wir uns so als urwesentlich, ewig, zeitlich und zeitewig ursächlich, so sind wir uns selbst unser selbst vollbewusst, wir theilsind Selbbewusstsein. Der Tag, wo dieses Selbbewusstsein im Menschen erwacht (auflodert), ist sein wahrer Geburtstag hier auf Erden und zugleich der Zeitpunkt, wo er für die Menschheit zu leben anfängt. Sein leiblicher Geburtstag ist eher ein Tag des Einschlafens etwa, in Hinsicht des vorigen Lebens. Viele Menschen bleiben von ihrer Kindheit an (sie schlafen vielleicht erst im dritten, oder vierten Lebensjahre in die Aussenwelt hinein) bis zu ihrem Tode in diesem Schläfe und entsterben in diesem Leben, ohne hier auf Erden erwacht zu sein. Dies volle Selbbewusstsein ist nicht immer stetig klar und voll; es kann verdunkelt, nie aber ganz ausgetilgt werden. Sein Ganzerlöschen wäre ewiger Tod. Der leibliche Tod ist nur Lebensperiode, nur Lebensübergang. Der Tod ist nur als inneres Lebensverhältniss denkbar; nur als Lebensgrenze; diesseit und jenseit der Grenze ist das begrenzbare Leben! — Der schreckliche, öde Zustand des verdunkelten Selbbewusstseins kann nicht aus dem Menschen selbst, er muss aus der Weltbeschränkung (All-Lebensbeschränkung) geursacht und erklärt werden. Dies ist das zweite Mal, dass wir durch unsre Missbeschränkung über uns selbst hinausgeführt werden, den Blick gerichtet auf ein Urwesen, das zu schauen wir innig verlangen. —

Eigentlich bezeichnet das Wort Selbbewusstsein nur eine einseitige Auffassung unser selbst, nämlich nur ein Wissen von sich selbst, das ist ein Selbanschaun; da doch eigentlich der ganze Mensch den ganzen Menschen in seiner ganzen Inursachlichkeit auffasst; zugleich auch sich selbst empfindend

und sich selbst wollend; oder eigentlich: sich selbst als Ganzwesen vor und über der Ingliederung im Anschauen, Empfinden und Wollen.

Es giebt eben so gut ein Selbempfinden und ein Selbstwollen, als ein Selbstbewusstsein, das ist, ein Selbstanschauen.

Es ist also hier eigentlich von einem Sich-selbst-Innewerden, von einem Sich-selbst-Allgegenwärtig-werden die Rede; von einem Selbst-inne-sein, Selbinnigkeit, Selbinnewerden, welches dann in sich hat das Selbstbewusstsein, Selbempfinden und Selbstwollen.

Aus dem Vorigen erhellet, dass wir unmittelbar uns nur unser selbst inne werden können; ja dass wir uns inne werden können, dass wir uns unser selbst inne werden können; also auch, dass wir uns bewusst werden können unseres Selbstbewusstseins. Daraus folgt weiter: dass wir auch anderer Dinge nur in so weit inne werden können, als diese Dinge wir selbst, und wir diese Dinge selbst sind.**) Wären wir urganzen in unserer Art, so gäbe es ausser uns nichts Gleichartiges, so könnten wir keine Eigengrenze (keine Grenze unseres Eigenwesentlichen) anschauen, also auch kein uns ähnliches Vernunftwesen ausser uns. So aber werde ich Dein inne, Du, mit dem ich rede, denn ich finde in mir Eigengrenze, also die Möglichkeit ähnlicher Eigenlebenwesen, wie ich; und Deine Einwirkungen nehme ich frei in mich auf, weil mein Eigenleben dem Deinen ähnlich ist, und ich selbst nur in ähnlichen Eigenwirkungen meine Thätigkeit äussere. Ich schaue also in Dir mich selbst, ausser meiner Eigenleben-grenze, an und kenne Dich schlechthin nicht weiter, sofern Du eigenlebig bist, als so weit Du mich anwirkt, und ich Deine Einwirkungen mit Thätigkeiten, die den Deinen ähnlich sind, in mich aufnehme. Daher sind auch Menschen wechselseitig nur in so weit einander inne (wechselinnig), als sie sich als ganze Menschen und als anschauende, empfindende und wollende völlig ähnlich sind. Der Gute nur fasst den Guten, der Gute den Bösen nur durch Gegensatz; der Böse, so weit böse, den Guten gar nicht, sondern er muss des Guten Streben für Unverstand, Unklugheit, Schwärmerei, Thorheit erklären. Der Unwissenschaftliche fasst das Streben und Leben des Wissenschaftlichen gar nicht.***) Ja sogar Men-

*) Nicht die Gegenstände selbst erkenne ich, sondern das Bild derselben in den Leibsinnen, und selbst dies nicht einmal, sondern das geistige Abbild derselben, das Bild des Bildes. Allemal kann ich nur sagen: ich, als Thätiges, bin so, oder so bestimmt.

**) Anderwortlich.

Es giebt Menschen, die nicht die geringste Empfindung für das Wissenschaftliche haben, und andere, die dafür die grösste Neigung fühlen; erstere halten die andern für Narren, und letztere fühlen sich

schen, deren Thätigkeiten dem Wesentlichen nach gleichartig sind, fassen sich einander nicht, sofern ihre Thätigkeiten nicht gleichgestimmt, nicht eigenlebblich gleich ausgebildet sind. Redete ein Engel mit mir, nicht nach der Stimmung und dem Masse meiner Kraft, sondern nach seiner Vollkraft, so fasste ich ihn nicht, und wenn er das Tiefste ausspräche.*) — Eben so wenig kann der Mensch des Nebenmenschen Empfindungen nachempfinden, wenn er nicht sich selbst also empfindet, und kommt daher in Versuchung, den Empfindungen des Andern Dasein, Infülle und Werth abzusprechen. — So kann auch der Mensch nur des Nebenmenschen Willen auffassen und mit ihm wollen, wenn er selbst also will, wenn sein eigener Wille eben so gerichtet und bekräftiget ist. Eigentlich wird mir nicht der Andere ganz, ja nicht einmal ganz seine Eigenlebenreihe gegenwärtig; sondern nur ein kleines Bruchstück, welches ich nur ergänze an mir selbst, indem ich nach der Idee des Menschen und nach meiner eignen Eigenlebblichkeit sie ins Vergangene und Zukünftige fortsetze; gleichsam durch eine algebraische Operation, ein Integriren nach dem vorgegebenen Differenziale.

Wäre ich mir nicht meiner selbst ganz bewusst, so könnte ich auch nicht Anderer, als mir ähnlicher Wesen, inne werden. Durch eine Aufforderung des Anderen kann unser Selbinnewerden nicht geschehen, wie Fichte fruchtlos annahm; denn, um uns aufzufordern, müssen wir uns schon, ein jeder sich selbst, anerkannt haben. Hätte Fichte dies bemerkt und festgehalten, so würde er an dieser Stelle gesehen haben, dass hier die Klippe ist, woran er scheitern musste; er hätte sein System umgebildet und nicht die eines Philosophen unwürdige Behauptung gemacht, dieser Gegenstand (die Mehrheit der Vernunftindividuen) sei das in der Philosophie Unerklärliche.

Bei jener Ergänzung der Thätigkeitsreihen anderer Ver-

über diese erhaben. Denn erstere können die Anschauungen der Wissenschaftler nicht nachbilden, sie sind also für dieselben gar nicht vorhanden.

Dagegen ein reinsittlicher, urwesentlicher Mensch, der keine Anschauung vom Bösen hat, denkt auch, dass Alle sind, wie er. Eben so, wer keinen Schmerz gehabt hat, wird bei den Leiden seiner Mitmenschen nicht eher voll mitempfinden, bis er den Schmerz selbst erfahren. Kurz, wer des Andern Eigenlebblichen in sich aufnehmen will, muss eigenlebblich der Art nach der Andere auch sein.

*) Hieraus scheint die Behauptung abgeleitet werden zu können, dass wir des Urwesens uns nicht bewusst werden können, da wir, als endliche Wesen, nicht sind, was das Urwesen ist. Allein, wenn ein Urwesen ist, so sind wir in ihm, als dessen Intheile, nur durch die Grenze verschieden, also auch der Art nach, was Urwesen ist; auch sind wir nicht in aller Hinsicht endlich, haben also auch, was die Unendlichkeit betrifft, ein Aehnliches (Analogon) in uns, wonach wir die Unendlichkeit des Urwesens auffassen können.

nunftwesen, von denen uns nur ein kleiner Theil abbildlich gegenwärtig wird, ist die grösste Besonnenheit erforderlich, dass wir nicht an die Stelle Anderer unser eigenes wiederholtes Bild setzen, sondern, dass wir die Andern sich selbst in uns selbst hereinzeichnen lassen. Auch ist nach Billigkeit zu bedenken, dass Einige dies Zeichnen schlecht verstehen, sich also uns nicht so gut darzeichnen, als sie sind; Andere dagegen mit Absicht uns ein anderes Bild (heuchlerisch) in uns hereinzeichnen wollen, worin sie sich uns so darstellen, als sie wollen, dass sie uns erscheinen möchten. Wir dürfen nicht voraussetzen, dass alles Einzelne, was wir selbthätig in unserer Zeitreihe hervorbringen, sich auch in den Andern finde, noch auch, dass die Zeitreihen Anderer nur das enthalten, was die unsrige enthält. Hieraus ergeben sich Regeln der Lebensklugheit und der Lebensbilligkeit.

Aber, könnte der Idealist sagen, woran willst du diejenigen Theilreihen Anderer, denen wirklich ausser dir selbständige Wesen entsprechen, von denjenigen unterscheiden, die du im Traume, oder Halbtraume dir selbst entwirfst, ohne dir bewusst zu werden, dass du selbst es bist, der sie entworfen hat? —

Denn, dass du dir keiner eignen Thätigkeit (Ursachlichkeit) bewusst wirst, welche diese Theilreihen hervorgebracht hätte, beweist nicht, dass du sie nicht hervorgebracht. Im Schlafe, oder Halbtraume (*Rêverie*) hältst du ähnliche Theilwesen, Personen, die mit dir reden, dich sogar ängstigen u. s. w., auch für Wesen ausser dir und fürchtest dich vor deinem eignen Geschöpf. — Allein, wenn ich wache, bin ich mir meines Seins und Lebens vollbewusst und schaue auch den Traum und Halbtraum als solchen an. Auch sind die Bilder des Halbtraumes und Traumes nach einer entbundenen (wildem, gleichsam arabesken) Freiheit, nicht nach dem Gesetze der sittlichen, besonnenen Freiheit des wachen Lebens geordnet und kündigen sich dadurch als mein Eigenwerk an. Ganz anders im wachen Zustande, wo sich mir die Anderen als eben so sittlich frei in ihren Theilreihen ankündigen, ich aber das klare Bewusstsein habe, dass meine sittliche Freiheit diese Theilreihen nicht gebildet hat. Daher ich dann auch, so wahr ich mein selbst inne werde, auch Anderer als Selbstwesen inne werden muss. Aber, könnte der Idealist sagen, bist nicht du selbst dein eigner Traum? — Hier ist das Wort Traum zu bestimmen und einzusehen, dass also zugestanden werden müsste, dass jeder Andere eben so sein eigner Traum wäre. Uebrigens hat noch kein Idealist behauptet, dass er sein eigner Traum sei.

Eigentlich muss auch über diesen Gegenstand die reine Wissenschaft selbst entscheiden; wo, vor aller Inerfahrung,

gewiss werden muss, dass und warum in der einen Vernunft urviele Vernunftwesen sind; oder das Gegentheil.

Da nun gezeigt ist, dass die Thätigkeit nur eine Form unser selbst, als Ewigseienden, ist, und zwar die Zeitthätigkeit nur ein Zweig unserer ganzen Ursachlichkeit, welche selbst nur eine Eigne (Eigenschaft) unser selbst, als Selbstwesen (Substanz), ist, so folgt: „dass hier, ehe weiter gegangen wird, erst aufgezeigt werden muss: alles Urwesentliche und Ewige, was in unserem Selbinnesein liegt, oder: dass wir in uns inne werden.“

Es muss das Selbinnewerden vorangehn, ehe man im Stande ist, nur den geringsten Gegenstand zu erkennen. Da man bloss erkennt, indem man die Thätigkeit des Gegenstandes an seine eigne Reihe hält, so muss nothwendig die letztere, und das Innwerden derselben, vorangehn. Das Einwirken der Thätigkeitsreihe eines andern Menschen ist aber nur ein Stück seiner ganzen Reihe; aus diesem Stück nun muss ich das Uebrige ergänzen: habe ich nun nie ein ähnliches Ganzes erkannt, so werde ich auch dies Einzelne nicht ergänzen können. Wenn man z. B. den Ast eines Baumes sieht und noch nie einen ganzen Baum gesehn hat, so wird man zu diesem Aste nie den dazu gehörigen Baum denkend hinzubilden können. (Ebenso, wenn man von einem Menschenleibe nur das Gesicht sieht, kann der Kenner wohl im Wesentlichen den Bau des Leibes errathen; eben so aus einem Theile seiner Geistbildung die entsprechende Bildung der übrigen Theile des Geistlebens). Bei dieser Ergänzung muss man jedoch sehr behutsam sein; wenn man z. B. ein Stück der Thätigkeitsreihe eines Menschen erkannt hat, so muss man das Uebrige nicht nach seiner eignen Reihe, sondern auf ähnliche Art, wie das Stück ist, ergänzen. Dies wird sehr wenig beobachtet, wodurch wechselseitig Unverständlichkeit und Missverständniss entsteht. So ein Gelehrter, der mit weniger Gelehrten umgeht, wird ihnen um so unverständlicher, als er deren dargebotne Reihen nach seiner eignen ergänzt. —

Daher können wir uns auch keines Wesens anders bewusst werden, ausser inwiefern das Bewusstsein desselben ein Intheil unseres Selbbewusstseins ist; ja selbst das Bewusstsein, dass wir uns unser selbst bewusst sind, ist nur Intheil unseres Selbbewusstseins; unser Selbabspiegeln spiegelt sich wiederum in uns selbst. Eben so wenig können wir auch ein Wesen anders empfinden, ausser in wiefern das Empfinden desselben ein Intheil ist unseres Selbempfindens; endlich auch des Willens des Anderen nur in so weit inne werden, als unser eigener Wille dem Willen des Anderen ähnlich ist.

Ueberhaupt können wir also nur des mit uns selbst

Gleichartigen inne werden, und zwar auf doppelte Weise. Erstlich, indem wir inne werden, dass wir eigenbegrenzt, in unserer Art theilganz (nicht urganz) sind; also über unsere Eigengrenze hinaus Gleichartiges sein müsse. Sodann, wenn die den unseren ähnlichen Thätigkeiten anderer Wesen uns eigenleiblich anwirken, und wir diese ihre Anwirkungen freithätig in uns aufnehmen.

Es ist hieraus klar:

1) dass alle Wissenschaft durch einen einzelnen Akt (Urthat) der Selbinnigung, d. i. durch die Selbstbewusstung (durch das Sich-sein-selbst-Bewusstmachen) inlich bedingt und begonnen werde;

2) dass alle Weseninnigkeit und Weseninnigung des Menschen nur durch Selbinnigkeit, durch Selbinnigung gewonnen werde; von wo aus dann die Selbinnigung, an sich betrachtet, als Intheil der Urweseninnigung erscheint und höher vollendet wird.

Da schwinden alle Klippen der Selbhoheit, der Ichlingheit (des Egoismus), aber nicht die Selbheit (Selbwesenheit) im Urwesen schwindet, verfließt, nebelzerfließt. —

Insofern nun ein Wesen ausser und über uns gedacht wird, ist die Einwirkung desselben auf uns anschaulich für uns, indem wir uns ja an uns selbst bewusst sind, dass wir, als Ganzwesen, nach innen auf uns selbst, als Theilwesen, auf vierfache Weise ursächlich sind. Auch sehen wir, dass unser Leibleben in sich selbst ursächlich ist, z. B. Theilschäden und Krankheiten heilt, und zugleich die Einwirkungen anderer Leiblebenwesen, und zwar sowohl Neben-, als Höherwesen, aufnimmt, ja die Einwirknisse der Allnatur empfängt.

Beziehen wir diese Selberkenntnisse auf die Idee des einen Urwesens, so möchte Jemand sagen: „Hier kann es auch klar werden, dass diese Idee nicht für euch, dass eine Erkenntniss, ein Innwerden des Urwesens für euch, beschränkte Geister, unmöglich ist. Denn ihr könnt, wie ihr selbst gefunden, eines Wesens nur inne werden, dadurch dass und so weit es ihr selbst, euch selbst gleichartig ist; so weit ihr dessen Einwirknisse thätig auffassen könnet. — Nun aber ist das Urwesen urganz, allurwesentlich, also mit euch selbst ungleichartig, u. s. w., also u. s. w. Es kann also vielleicht ein Urwesen sein, nur nicht für euch; ihr könnt im Urwesen sein, aber nicht so organisirt sein, dass ihr dessen inne werden könntet.“

Im Gegentheile, das können die, welche hinsichts der Daseinheit des Urwesens in Zweifel stehen, wohl einsehen: wenn*) ein Urwesen ist, so ist klar, dass auch wir ein ur-

*) Es darf im analytischen Theile vom Lehrer selbst nie zweifelhaft

endlicher Wesenintheil desselben sind. Da wir uns als arttheilganz, als eigenwesenbegrenzt, und als artbegrenzt gefunden haben, so dürfen wir nur diese Grenzen wegdenken, um des allunbegrenzten Urwesentlichen inne zu werden. Auch machen uns die Grenzen so wenig im Wesentlichen mit dem urganzen Begrenzbaren ungleichartig, als den Endraum seine Grenzen mit dem Allraume. Wir fanden, dass wir selbst wesenganz, ingliedlebleich sind innerhalb unserer Grenzen; damit harmonirt die Annahme eines urwesenganz, uringliedlebleichen Urwesens, das wir so an unserem eigenen endlichen Bilde theilanschaun können. Dass wir ewig, ja urwesentlich sind, ist uns in der Anschauung des Willensgesetzes offenbar worden, ja selbst im Abfalle vom Guten sprechen wir uns, als urwesentliche, an, als Stimme des Gewissens. Auch wurden wir allseitig über unsere Wesengrenze hinausgewiesen, um das Böse und um das thatsächliche Verdunkeln des Selbinnerwerdens und des Selbstbewusstseins zu begreifen. Ist mithin das Urwesen, so sind wir Intheile desselben, ihm ähnlich, ja dem Wesentlichen (der Reinwesenheit) nach, abgesehen von unserer Grenze, gleichartig, wir können also desselben an uns selbst, in uns selbst, als wir selbst inne werden. Ja es widerstreitet unserer Selberkenntniss keinesweges, anzunehmen, dass das Urwesen in uns, sofern wir ihm gleichartig sind, einwirke, und dass wir diese Einwirkungen in uns selbstthätig aufnehmen, ja ihrer als Einwirkungen des Urwesens inne werden. Sind wir allelebengut (sittlich gut), also eigenschön, so sind wir selbst innerhalb unserer Lebensgrenze urwesenähnlich, also der Einwirkungen desselben fähig.*) Durch diese Annahme wird weder die Idee des Urwesens erniedrigt, noch wir aus den Schranken unseres Eigenwesentlichen herausgerissen; denn das Urwesen intheilist wir selbst, und wir sind Theil sein selbst; und wir selbst bleiben eigenlebleich, eigenurwesentlich, so wie unser Leib im Wechselwirken mit der Allnatur nicht aufhört, eigenlebleich zu sein.

von dem geredet werden, was im synthetischen Theile bewiesen ist; daher soll so eine Wendung genommen werden, wie hier angegeben ist.

*) „Die reines Herzens sind,“ sagt Jesus, „werden Gott sehen“. Der Gute wird Gottes inne werden. So lässt Kant den Menschen im Anschau seiner sittlichen Freiheit Gottes inne werden. Soll irgend das Bild der christlichen Lehre, worin die Frommen als Kinder Gottes dargestellt werden, einen Sinn haben, soll es ein treffendes, nicht ein hinkendes Gleichniss sein, so müssen die Kinder Gottes in Gott, Wesenintheile Gottes sein; freilich nicht Theile, woraus Gott gleichsam zusammengesetzt ist, sondern in Gott als Theile, die in Gott zusammengesetzt sind, nicht: aus denen Gott zusammengesetzt wäre. „In dir leben, weben und sind wir!“

Ja die Annahme des Urwesens ist mit unserem Selb-innewerden so einstimmig, dass wir unser selbst erst dann völlig inne werden, wenn als Wesen- und Lebenintheile des Urwesens. Denn nur so ist uns unsere Grenze erklärlich, und das Ahngefühl der Nothwendigkeit, die Grenze zu erklären. Bezeichnen wir das Innewerden, Innesein und das Streben, inne zu werden, mit dem Worte innig, so haben wir uns als selbinnig erkannt und ahnen uns als urwesen-innig, als inne seiend, werdend und inne geworden des Urwesens. Ja, unsere ganze bisherige Betrachtung ist ein Streben, des Urwesens inne zu werden, also selbst eine Handlung der Urweseninnigkeit. Ja das Urwesen ahnen wir als or-all-selbinnig, als allurweseninnig; und unsere Selbinnigkeit erscheint uns als ein Wesenintheil der Selbinnigkeit des Urwesens, worin das Urwesen sein selbst inne urist. Daher erscheint unser Selbbewusstsein als ein Selbbewusstsein des Urwesens, und zwar in doppeltem Sinne, einmal, weil wir als selbbewusst uns unser bewusst werden, als eines Wesentheiles des Urwesens, sodann weil, da wir ein Wesentheil des Urwesens sind, das Urwesen sich in unserem Bewusstsein theilselbbewusst ist.

Daher streitet es auch nicht mit des Urwesens Urganzheit (Unendlichkeit), anzunehmen, dass sich das Urwesen unseres Selbbewusstseins selbbewusst wird, ohne dadurch endlich zu werden, da unsere Endlichkeit in ihm, nicht an ihm ist; da ein Wesen durch Ingrenzen nicht endlich wird, da es zugleich das ist, was über die Grenzen hinaus ist. — Eben so erscheint unser Selbstgefühl als Intheil des Selbstgefühles des Urwesens, Gottes, unser Gemüth als ein Intheil des Gemüthes des Urwesens. Eben so unser Wollen, wenn es nur wahrhaft unser, das ist eigenlebensgut (sittlich gut, eigenlebenslich gutschön, oder schöngut) ist, als Intheil des Urwollens des Urwesens. — Begreifen wir uns als urweseninnig, so ist auch begreiflich unsere Naturinnigkeit, Geisterinnigkeit, Vernunftinnigkeit, Allweseninnigkeit, und aller Wesen nach uns gerichtete Innigkeit, womit alle Wesen nach der Stufe ihres Daseins streben, unser, unseres Eigenlebens inne zu werden. Dass die Natursonne euch scheint, — ein hohes Wunder dem Sinnigen! — scheint euch begreiflich; es ist aber nur begreiflich, wenn die Sonne beleuchtet wird vom Lichte der Allnatur, und das Allnaturlicht nur im Urlichte des Urwesens, ohne welches auch das hellste Sonnenlicht Nacht ist, und welches Wesenlicht Alles beleuchtet, Alles auf einmal beleuchtet ohne Wechsel von Tag und Nacht.

Das Urwesen können wir ohne Beisatz das Wesen nennen, weil jede Grenze bezeichnet werden muss; so wie man unter Raum Allraum, unter Natur Allnatur versteht.

Dieser Name ist wesentlich. Der Name Gott, das ist urgut, urvollwesentlich, ist selbst auch gut und kann ohne Bedenken gebraucht werden; nur sind alle unwürdige, obgleich volksübliche, Vorstellungen und alle Entweihungen dieses Namens abzuhalten. *) Gleichnisnamen, wie Vater (Allfador der Nordgothen, s. Edda), Licht, Urlicht, Urgeist (Tien, Ormusd) u. s. w., sind nur zu dulden als begrenzte Theilbezeichnungen und werden schädlich, wenn man ihrer Begrenztheit nicht inne wird und des Bildes Eigenbegrenztheit überträgt nicht in, sondern an und um das Urwesen. Dies wirklich zu thun, ist zwar unmöglich, aber durch das eitle Streben, Gott dem Endlichen am Menschen ähnlich zu dichten, schliesst sich der Geist selbst aus vom Innewerden des Urwesens, der Schwung des Gemüthes und des Anschauens wird dadurch gelähmt und niedergedrückt.

(So wird sowohl der Wahn, Gott zu schauen, derer erklärlich, die Grenzen an das Wesen übertragen, das sie Gott nennen, als auch jener, die Gott zu leugnen vorgeben, wenn sie nur ihr Innegewordensein Gottes leugnen. Ja sie können Gottes zum Theil inne sein, ohne es zu wissen. So wie, wenn der Himmel nebelwolkig ist, uns doch die Sonne leuchtet, wenn auch ihre Scheibe nicht sichtbar ist; so wie Mondlicht, Kerzenlicht, Planetenlicht doch Sonnenlicht ist, obwohl die Meisten es nicht als solches anerkennen.)

Soll der Name Religion, religiös irgend ein Wesentliches bezeichnen, so muss er mit Gottinnigkeit, gottinnig gleichbedeutend sein; diese Benennung ist wesentlich; sie verleitet zu keiner unrichtigen, verstümmelten Anschauung, sondern giebt das ganze zu Bezeichnende lauter und rein. Der ganze Wortbaum selbinnig, anderinnig, urweseninnig, gottinnig, naturinnig u. s. w. giebt die Intheile der Allweseninnigkeit als der einen Gottinnigkeit. **) (In solcher Selbinnigkeit verschwindet alle Selbstsucht, Egoismus, Ueber-

*) „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen“, so legt Luther schön das mosaische Gebot der Treue gegen Gott aus! — Nie, als in heiliger Stimmung des ruhigen Schauens, seligen Entzückens, oder tiefen Unglückes Gottes Namen nennen! — Der Gottinnige fühlt ein Widerstreben, zu sagen: „Götter“, „Abgötter“, oder den einmal geschriebenen Namen Gottes wieder auszustreichen. Und um dies zu fühlen, bedarf es noch jenes Zartsinns, wonach die Hindu über den Schatten der Bildsäule eines verdienten Mannes zu schreiten verbieten.

**) Ehret auch das Ingefühl derer, die den Namen Gottes jedesmal mit ausgezeichneten Schriftzügen schreiben; auch derer, die ihn ausser dem Allerheiligsten nicht ausgesprochen wissen wollten. Ist euer Gemüth, euer ganzes Wesen heilig geworden, hergestellt im Zeitleben in seine urewige Göttlichkeit, dann dürft ihr den Namen Gottes nennen, weil ihr alleigenlebengut ihn in das Buch des Lebens schreibet (weil ihr Gott lebet, Gottwahrheit lebseid).

muth, wird aller echte Muth und Kraft und Selbstärke belebt!)

Ueberschaun wir von diesem Standort aus unsere ganze Untersuchung, so erscheint uns ihr Zusammenhang immer klarer. Von der Ahnung des Urwesens als Bedingung der Wissenschaft wurden wir an und in uns selbst gewiesen; sollte das Urwesen von uns geschaut werden, so müsste es in unserem Selbanschaun gegenwärtig sein; wir fanden, nur auf dem Wege der Selbstbeobachtung könne es uns offenbar, können wir sein inne werden. Bis jetzt fanden wir, dass wir uns selbst nur als Intheil des Urwesens begreiflich, anschaulich, empfindbar sind; und überall wurden wir auf diese Idee, als auf den einzigen Leitstern der Betrachtung, hingewiesen.

Jetzt ist es möglich, ja nothwendig, die Frage nach der Wirklichkeit äusserer Dinge überhaupt, der Objekte, und unseres Innewerdens derselben, zu lösen. Eine Frage, welche mehrere Philosophen irrig als die erste der Wissenschaft betrachtet haben.

Wir wurden nach Vollendung der Selbstbeobachtung des Willens auf die Frage nach dem Gegenstande desselben geleitet. Allein dabei musste zuerst nach der Befugniss dieser Frage gefragt werden. Wie nun, wenn die Thätigkeit rein wäre, bloss ihr eigener Gegenstand? Da wir in dem Willen eine Thätigkeit gefunden haben, welche bloss auf Thätigkeit sich richtet. Allein der Wille richtet sich nur in der Voraussetzung der Thätigkeit auf diese; soll aber diese Thätigkeit, worauf der Wille sich richtet, sein, so muss sie, wie wir sahen, einen Gegenstand haben; und zwar uns selbst, sofern wir wesentlich, ein selbständiges, ganzes Wesen sind. — Dies haben wir nun erkannt, auch die Möglichkeit und die Bedingungen derselben eingesehen, dass wir äusserer, mit uns wechselwirkender Dinge inne werden; zwar nicht dieser Dinge selbst, wie sie an sich sind, sondern dem gemäss, wie sie, auf uns einwirkend, von uns nachgebildet werden.

Hier stellen sich uns nun folgende Fragen zunächst dar, die wir nach der Reihe beantworten wollen:

1) Zwar die Möglichkeit haben wir gesehen, wie wir äusserer Dinge inne werden, nicht aber bis jetzt auf die Wirklichkeit derselben gemerkt. Kommen also wirklich in der Reihe unseres Selbinnewerdens Theile von Reihen der Thätigkeit anderer Wesen vor, deren Eigenlebliches ich inne werde, wobei ich aber mir bewusst bin, dass zwar meine Selbstthätigkeit sie in mir abgebildet, aber auch: dass nicht meine Ursachlichkeit sie hervorgebracht hat. Welche sind diese Reihen? — Und, wo möglich, welche sind diese Reihen vollständig, so dass keine unbeobachtet bleibt? Freilich dies nur dem Allgemeinwesentlichen nach, nicht dem Eigenbestimm-

ten nach können hier die Objekte betrachtet werden, z. B. die Bäume, als der Idee des Baumes entsprechend, nicht jede Art von Bäumen. — Haben wir diese Reihen genau kennen gelernt, so können wir von da aus einen Schluss auf die ausser uns seienden Wesen machen, unter der Form: so wahr ich Ich bin, so wahr ich mir selbst inne werde, ist auch dies, oder jenes Wesen da.

2) Dann wird auch untersucht werden können die Nothwendigkeit, das ist die Erstwesentlichkeit aller Objekte, die als wirklich etwa anerkannt sein werden, für uns. Denn, wenn wir werden fragen können: wenn dieser Dinge Einwirkungen in mich nicht wären, wenn ich mit diesen Dingen nicht in den erkannten Verhältnissen wäre, würde ich da selbst sein, und der sein, der ich bin? Zeigte sich, dass mit diesen äusseren Wesen wir selbst aufgehoben würden, so wären sie als für uns wesentlich anerkannt. Mithin als nothwendig.

Dann wird sich auch die Frage entscheiden lassen: ob das Urwesen ist, ob wir desselben inne werden können, wie, wie weit und in wiefern. Denn auch das Urwesen müsste uns durch ein gewisses Einwirken auf uns offenbar werden; und daraus müsste sich ergeben, ob und inwieweit es möglich ist, eine Erkenntniss von dem Urwesen in unserem jetzigen geistlichen Zustande, als Menschen, zu haben.

Sollte sich zeigen, dass wir keine Anschauung des Urwesens so eben haben, so folgt daraus noch nicht: 1) dass wir nie eine davon haben werden, 2) dass an sich kein Urwesen ist. Es wäre nämlich, um diese beiden Verneinsätze zu erweisen, erforderlich, 1) zu zeigen, dass mit dem Anschauen, oder überhaupt mit dem Innwerden, des Urwesens uns unser Selbinnewerden verschwinden müsste, dass, so wie das Urwesen auf den Menschen einwirkte, der Mensch als Mensch zu sein aufhörte, sogleich zerstört würde, so wie Semele, als sie Zeus sah, in dessen Lichtgluth verbrannte; 2) dass durch das Wesentliche und Dasein des Urwesens unser eigenes Wesentliche und Dasein vernichtet würde. Aber, würde auch Beides erwiesen, so wäre doch des Urwesens Wesenheit und Daseinheit noch nicht widerlegt, sondern es müsste aus dem urbildlich Wesentlichen des Urwesens erkannt werden, dass dasselbe entweder in sich selbst widersprechend wäre, oder doch wenigstens nicht da wäre, weil sich zeigen lasse, dass, wenn es da wäre, wir niemals zum Dasein gekommen sein würden. — Dagegen aus dem Innwerden des Urwesens unter der Form: so wahr ich bin, ohne weitere Vermittelung folgt: dass es da ist.*)

*) Schon in dem Ausdrucke: ob das Urwesentliche und das Dasein des Urwesens seien, oder nicht, und in dem Zweifel daran liegt ein

So können wir dann wohl von uns selbst aus, von innen aus nach aussen, zu der Anschauung der Wesen ausser uns gelangen, so dass wir von der Selbanschauung unser, als Intheile im Urwesen, anheben, daran jede andere Anschauung anknüpfen und uns selbst zum (einstweiligen) Mittelpunkt aller unserer Erkenntniss machen. Und dann, wenn wir diesen Gang von innen nach aussen, neben und oben gegangen, können wir auch von oben und aussen nach innen gehen und uns selbst erkennen, was wir im Ganzen aller Wesen im Urwesen sind. Das würde dann erst die wahre vollendete Selbkenntniss sein. Auch ist es nicht zur Beweisführung des Urwesens, oder sonst eines endlichen Wesens in ihm, nothwendig, von uns aus zu ihm zu gelangen, sondern vielmehr ist es der für uns einzige Weg, von dem Irrwege des gemeinen Bewusstseins auf den Standort zu gelangen, von wo die Wissenschaft als ein gliedbauliches, selbständiges Ganzes gebildet werden kann und soll. Diese Selbstbeobachtung ist freilich eine der schwierigsten Arbeiten, die ein Mensch unternehmen kann. Wie wenig selbst Gelehrte und Philosophen sich selbst genau beobachtet haben, zeigt sich in ihren Schriften. Deshalb werden freilich auch die Meinungen der Gelehrten von so Vielen angenommen, obgleich sie falsch sind, weil wenige der Leser eigentlich hinsehen, eigentlich selbthätig in sich hineinsehen und beobachten, ob es wirklich so sich zeigt. So z. B. ein unbeobachtender Leser bei Kant's willkürlicher Voraussetzung am Anfange seiner Kritik der reinen Vernunft, so am Eingange der Wissenschaftslehre Fichte's, am Eingange von Fries' neuer Kritik der reinen Vernunft.

Würden wir von der Idee des Urwesens, oder sonst eines Wesens ausser uns, die Wissenschaft haben anheben wollen, so würden wir vom Unbekannten, oder wenigstens vom Unanerkannten, ausgegangen sein, also nie zu etwas Bekanntem haben gelangen können. So aber gehen wir vom Bekannten, vom einzig Allbekannten, von uns selbst aus, und so können wir (wie in der Algebra geschieht) vielleicht aus Bekanntem das Unbekannte finden. — Und zwar gingen wir auch von uns selbst nicht aus, als von uns, sofern wir ganz und urwesentlich sind, sondern nur von der Beachtung einer wesentlichen Eigenschaft, der Thätigkeit, deren jeder Mensch, auf jeder Bildungsstufe, das Kind und der Greis, Mann und Weib, der Europäer und der Neuseeländer inne wird, indem

wunderlicher Widerstreit, indem das Urwesentliche auch das Dasein in sich hat, und alles Dasein wenigstens einen Theil des Urwesentlichen voraussetzt. Daher der vermeinte Beweis des Daseins Gottes aus seiner Möglichkeit. Aber richtig ist die Erklärung des Spinoza: *Deus est substantia, cujus essentia involvit existentiam.*

sie gleichsam der auf der Oberfläche unseres Wesens wehende Lebensgeist ist.

Werden diese beiden Fragen beantwortet sein, dann können wir auch die Hauptfrage, die unsere Selbstbeobachtung beschäftigt, beantworten:

Was sind wir selbst unserem Wesen (besser: unserer Wesenheit) nach, sofern wir Gegenstand unserer eigenen Thätigkeit sind? Dann erst können wir auch die einzelnen Thätigkeiten betrachten, als welche wir uns finden, worunter auch das Denken gehört. Dann wird also auch die Logik zu Stande kommen. Wenn anders Urwesen und Urwesenwissenschaft ist, so können diese Fragen, wie alle, auf zwei Wegen beantwortet werden: auf dem Wege der Selbstbeobachtung, oder auf dem Wege der Alles im Urwesen erkennenden Wissenschaft. Beide Wege begegnen sich; sie treffen zusammen, und was wahr ist, muss, wenn es auf beiderlei Wegen angeschaut wird, unter sich übereinstimmen.

Ferner sollen diese Fragen hier nur im Allgemeinen beantwortet werden, da wir von uns selbst als ganzem Wesen reden. Die Ausführung im Einzelnen bleibt der besonderen Betrachtung des Anschauens, Empfindens und Wollens überlassen.

§ 36.

Um diese Beobachtung gründlich anzustellen, müssen wir zuvörderst die verschiedenen Hauptzustände unser selbst, als ganzer Wesen, unterscheiden, worin wir uns abwechselnd unwillkürlich finden, und worin uns die Gegenstände anwirken, und diese Fragen für jeden derselben besonders beantworten. Gewöhnlich unterscheidet man nur zwei Hauptzustände, den des Wachens und den des Träumens, oder eigentlich des Schlafens. Allein die Natur- und Geistbeobachtungen der neuesten Zeit lehren uns noch einen dritten Zustand kennen, den des sogenannten thierisch-magnetischen (lebenmagnetischen) Hellsehens (clairvoyance), in welchen man gewöhnlich aus dem wachen Zustande erst durch den Schlaf hindurch gelangt, und den ich daher der Kürze wegen das Inwachen nennen will. Obgleich schon die alten Völker diesen Zustand gekannt und künstlich hervorzubringen gewusst haben, so ist doch die Kunde dieser Kenntniss erst wieder verständlich geworden, nachdem Mesmer diese Kunst neu erfunden. — Es ist aber hier nur von Beobachtung dieser Zustände, auf keine Weise schon von Erklärung derselben, die Rede.

Das Eigenthümliche des wachen Zustandes ist klares Innwerden sein selbst und der Aussenwelt, mit bestimmtem Innwerden ihres Gegensatzes und ihres Wechselverhältnisses,

bewusster Gebrauch der dem Willen untergebenen Bewegungsglieder (Organe der Bewegung) und des Umkreises der fünf Sinnglieder, des Auges, des Ohres, der innern Nasenhaut, der Zungennervenhaut und der allgemeinen Nervenhaut des ganzen Leibes. Von diesen fünf Sinngliedern sind nur zwei, das Auge und die Zunge, zugleich ein Bewegglied (Sinnbewegglied). Ausser den Sinnwahrnehmnissen dieser fünf Sinne findet sich in wachem Zustande noch das geheimnissvolle, weite Gebiet der leiblichen Ahnung, dessen Hauptsitz in den Nerven hinter dem Magen zu scheint, und der allgemeinen Empfindung der Liebe, des Hasses, des Aergers, des allgemeinen Wohl- und Uebelbefindens. Auch das Gefühl der Ahnung in kranken Gliedern, oder in hohen krankhaften Zuständen.

Der schlafende Zustand kündigt sich dem darin selbstbewussten Träumenden an durch Abwendung des Willens von den ihm untergebenen (mit ihm lebenvereinten) Beweggliedern, durch das Verschliessen der fünf Sinne gegen die Aussenwelt, wenigstens soweit dies den freien Willen betrifft. Dieser Zustand ist daher der Zustand höherer Selbstständigkeit des Leibes, und zugleich des Geistes, sofern dieser durch den Leib mit dem urganzen Leiball lebenvereint ist; aber eben deshalb auch ein Zustand grösserer Beschränktheit. Der Geist ist in diesem Zustande in sich selbst gekehrt und auf seine Inwelt gerichtet, ohne sie den Einwirkungen der Aussenwelt entgegenzusetzen; daher auch diese letzteren, sofern sie dennoch in die innere Geistlebenreihe aufgenommen werden, nicht als solche, sondern als Theile der Geistinwelt in den Traum verarbeitet werden. Eben deshalb verwechselt der Geist, so lange er rein in diesem Zustand befangen ist, seine Geistinwelt mit der Aussenwelt; er hält die geträumten Personen und Naturdinge für äusserlich wirkliche; gerade so, wie ihm im Wachen seine wirklich vorhandene Geistinwelt in der äusseren Welt gewöhnlich unbeachtet untergeht. Auch die Ahnungen des im Wachen stummen Sinnkreises kommen im Traume zur Ansprache; dann wird dieser auf naturgesetzliche Weise vorhersagend (vorahnlebend). — Fängt man im Traume an, sich dieser Beschränkungen bewusst zu werden, so ist das Erwachen nah. Doch geht die Täuschung des Traumes bis dahin, dass man im Traume träumt und sich im Traume erwacht glaubt, indem man zu sich selbst sagt: es ist ja nur ein Traum!

Der dritte Hauptzustand, der des Inwachens, wird, soweit jetzt unsere Erfahrung reicht, entweder dadurch hervorgebracht, dass ein Wachender einen andern Wachenden mit den Ausgängen seiner Nerven, oder mit seinen der Länge nach angelegten Nerven, oder mit seinen an den Gelenken angelegten Nerven, dem Hauptzuge des Nervenbaues des

Andern gemäss, gleichförmig und gesetzfölglich in Raum, Zeit und Kraft und in gesetzmässigen Zeiten, Stellungen und Bewegungen gegen die Allnatur streicht, wodurch beide, der Inweckende und der Inwache, in eine wahre Lebeneinheit, als Leiber und als Geister, versetzt werden. Oder der inwache Zustand wird von einem Menschen an ihm selbst auf ähnliche Weise hervorgebracht. Oder dieser Zustand tritt im kranken, oder gesunden Zustande von selbst ein. — Das Eigenwesentliche desselben ist Abwenden des fünffachen, im Wachen geöffneten Sinnkreises von der Aussenwelt und Aufschliessen eines zweiten Leibsinnkreises für (gegen) den Geist und für (gegen) die Aussenwelt, nämlich desjenigen Leibsinnkreises, der im Wachen nur in den Ahnungen, nur in den dunklen Gefühlen der Zuneigung, oder der Abneigung, der Liebe oder des Hasses sich zeigt. Was im Wachen mit diesem Sinnkreise nur dunkel und nur im Allgemeinen wahrgenommen wird, das wird im Inwachen klar und eigenlebig geschaut. Man sieht, man hört u. s. w. in diesem Zustande, wie im Wachen, obgleich die fünf Aussensinne noch fester der Aussenwelt verschlossen sind, als im Schlafen. Aber man sinnwahrnimmt von innen nach aussen, mit dem durch die Leibhaut im Mittelleibe verhüllten Sinnkreise; daher auch alle Nerven selbst sichtbar werden, so wie auch alle Inbewegungen des Lebens hörbar. Merkwürdig ist, dass die Gesetze der Sinnwahrnehmung im Inwachen anderen Eigenbestimmungen folgen, als im Wachen. So ist die Wahrnehmung des Lichtes unabhängig von dazwischen liegenden, für das äussere Auge undurchsichtigen Dingen, von den gewöhnlichen Gesetzen der Geradlinigkeit. Der Sinnblick in die Zukunft und Vergangenheit und Gegenwart wird heller. Kurz, wenn die Sinngesetze der im Wachen wirksamen fünf Sinne unter dem eigenwesentlichen Charakter der Natur sind, so haben die im Inwachen belebten den Charakter der Vernunftfreiheit.*) — In diesem Schaun ist der Mensch zum Innewerden, zum Anschauen, Empfinden und Wollen, ewiger und urwesentlicher Dinge geneigt und kräftig (erstarkt); seine Stimmung ist urbildlich (ideal) und gottinnig (religiös) und allelebeninnig (reinsittlich); sowie sein leibsinnlicher Zustand erhöht ist, so erzartet auch sein eigenlebigesetzlicher (sittlicher) Sinn und schwingt sich aufwärts. Der Inwachen ganzes Wesen scheint sich zu ändern und höher zu steigern, sie sprechen mit einer Begei-

*) Im Wachen scheint daher der Geist dem realen Theile des Leibsinnkreises, im Inwachen dem idealen Theile desselben zugewandt, vielleicht mit dem realen Theile der Leibsinnwelt dem realen Theile des Geistsinnkreises, und dem idealen Theile des Leibsinnkreises mit dem realen Theile des Geistsinnkreises? — Oder mit den homologen Geistsinnkreisen?

sterung, die man im gewöhnlichen Leben an ihnen und überhaupt selten findet. Alles Gewöhnliche in der Sprache ist ihnen zuwider, sie beschäftigen sich am liebsten mit religiösen und sittlichen Ideen, reden gern vom Ewigen und Urwesentlichen. Dennoch durchschaut zugleich der Inwache genauer die Tiefen der Selblebenheit, die eignen und die äusseren Wesen. Auch wird im inwachen Zustande Geist und Leib keineswegs von der allumlebenden Wirklichkeit abgezogen, sondern nur inniger in sie vertieft; das Wirkliche wird schärfer gefasst, richtiger beurtheilt, nie gering geschätzt; das Eigenleben ist dem Inwachen lieb, er schätzt auch den wachen Zustand nicht gering. — Merkwürdig ist endlich noch, dass der Inwache in Ansehung seiner leibsinlichen Wahrnehmungen unabhängiger vom Raume ist, als im Wachen; oder richtiger, dass er vom Raume nur nach eignen Gesetzen des zweiten Leibsinnkreises abhängig ist.

Da der inwache Zustand eigenvollkommen ist, ja den Zustand des Wachens und Träumens, so wie sich beide in der jetzt gewöhnlichen, jetzt schon erreichten Vollkommenheit zeigen, weit übertrifft, so erscheint er als ein Zustand der Ingesundheit, als dem Leib- und Geistleben, mithin dem Menschenleben und Menschheitleben wesentlich. Die entgegengesetzten Ansichten, als sei derselbe ein Phänomen blosser Nervenschwäche, eines verweichlichten Zeitalters (Hufeland), oder der niedrigste thierische Zustand selbst (Troxler), oder ein krankhaftes Vorausahnen eines höheren Zustandes, auf welchen wir in diesem Leben nicht angewiesen wären (Schubert, Jung) scheinen ungegründet. Denn dieser Zustand war kraftvollen Völkern, Aegyptern, Hebräern zu Zeiten Salomos, und den Essäern zu Zeiten Jesu bekannt (s. Kluge's Einleitung zu seinem Werke über den animalischen Magnetismus). Er ist von allen Zeichen vollen Lebens und blühender Geist- und Leibgesundheit begleitet; selbst der Kranke lebt noch einmal voll auf, das schon verlöschende Licht lodert glänzend noch einmal. Die Grenzen dieses Erdlebens sind nicht willkürlich zu bestimmen; und es ist noch nicht ausgemacht, welches die höchsten Zustände im Geist- und Naturleben sind, deren der Mensch und die Menschheit schon hienieden fähig ist.

Ausser diesen Hauptzuständen selbst verdienen auch die Uebergänge aus dem einen in den andern, genau beobachtet zu werden. Aus dem Wachen wird der Uebergang in den Schlaf und den träumenden Zustand meist ohne klares Bewusstsein gemacht. Allein bei genauer Selbbeobachtung gelingt es, sich dabei sein selbst inne zu werden; besonders wenn man ruhig gestimmt, geistermattet, einschläft, oder kurz nach dem Einschlafen gewaltsam, jedoch nicht erschütternd, erweckt wird und sich an den soeben gehabt Traum er-

innert. Der Einschlafende bestimmt die Reihe seiner Vorstellungen nicht mehr nach vorwaltenden Ideen, sondern lässt ihnen freies Spiel nach Gesetzen der Einbilde (Phantasie), er will die äusseren Gegenstände nicht mehr als solche unterscheiden, sondern verwebt die letzten Sinneindrücke des Auges, oder auch die fortwährenden Eindrücke durch das Ohr und Gefühl, in den Roman seines Phantasiespiels. Denn, so wie wir im Wachen unsere Ingeistwelt mit der äusseren Leibwelt verwechseln, oder wenigstens darüber, als solche, vergessen, so begegnet uns im Traume das Umgekehrte: wir unterscheiden nicht mehr das Aeussere von dem Innern, wenn wir es auch mit dem Innern vereinbilden. Es wird hier sehr wahrscheinlich, dass der Schlafende stetig fortträumt, und dass der Traum um so eigenleblicher, der Aussenwelt um so eigenthümlicher entgegengesetzt wird, je länger man schläft, und dass er sich dann der Aussenwelt und dem wachenden Leben um so mehr nähert, je näher die Zeit des Erwachens anrückt. Daher wir uns auch gewöhnlich nur der letzten Träume erinnern.

Eigentlich kommt das Erstwesentliche des Träumens schon im Wachen vor, nur dass wir es nicht unterscheiden. Allein der Uebergang kann so unmerklich geschehen, dass Jemand wachend träumt und die im Traume selbst gewöhnliche Verwechslung desselben mit der gemeinleblichen Wirklichkeit mit in das darauf folgende, oder damit verbundene Wachen hinübernimmt. Ist das Träumen überwiegend bis nach andauerndem Bewusstsein des Wachens, so nennt man diesen Zustand das Hinbrüten (*Rêverie*). Dieses Hinbrüten ist verwandt mit der merkwürdigen Erscheinung, dass sich dem Milzkranken (*Hypochondristen*) unwillkürliche, nach dem Gesetze der Arabesken sich bildende, erfreuliche und schreckliche Gestalten mit so starker Sinnwahrheit darstellen, dass er sie, wenn er sich nicht besinnt, für äusserlich wirklich, für äussere Erscheinungen hält. Hohe Grade dieses Zustandes geben das Selbstsehen, das Sehen nicht anwesender Personen, welche wirklich an einem andern Orte sind, als in welchem sie erscheinen, sowohl lebender, als verstorbener, wovon viele merkwürdige Beispiele bekannt sind. Da diese Zustände meist durch krankhafte Stimmung des Nervenbaues veranlasst werden, so können sie wohl in der Nähe des Todes vorkommen; allein der Tod muss nicht erfolgen, wenn Hülfe geschafft wird. Wenn das, was die *Rêverie* enthält, seinem Inhalte nach nicht mit der Aussenwelt verwechselt werden kann, und dieser Inhalt ewigen und göttlichen Inhaltes ist, so halten ihn die Wachträumenden für eigenleblich göttlichen Ursprunges und glauben, Blicke zu thun in die übersinnliche Welt, welche ausser und über ihnen ist, und halten ihn für

unmittelbare göttliche Offenbarung. Dieser Inhalt kann wahr, schöngut, gottwürdig sein, muss aber an sich selbst geprüft und kann eben so wenig deshalb, weil er im Wachtraume sich darstellt, angenommen, als verworfen werden. — Die Täuschung der Poesie sowohl im Dichter selbst, als bei den Hörern, oder Lesern, nahet sich dem Wachtraume; auch die Täuschung des Drama ist ihm verwandt.

Eben so merkwürdig ist der Zwischenzustand des Traumes und des Inwachens, den viele Aerzte und Magnetiseure genau und einstimmig beschrieben haben. Die Bildung seiner Erscheinungen ist aus den Gesetzen der beiden Zustände zusammengesetzt; und so wie in der *Rêverie* oft der Traum mit der Aussenwelt und die Aussenwelt mit dem Traume verwechselt wird, so geschieht ein Aehnliches in Ansehung des Traumes und des Inwachens. Auch zu diesem Zustande wird eine bestimmte krankhafte Anlage erfordert; daher er sich auch nur bei Wenigen zeigt.

Noch verdient bemerkt zu werden, dass der inwache Zustand auch von selbst im Traume vorkommt, obwohl meist, so weit die Erinnerung reicht, nur mit geringerer Zeitdauer. Hieraus entstehen die hellsehenden, prophetischen Träume. In diesem Zustande wahrscheinlich haben einzelne Menschen Ahnungen gehabt, entfernte geliebte Personen reisen, krank und sterben gesehen und entfernte Gegenden der Wirklichkeit gemäss erblickt. Dieser Zustand unterscheidet sich von der gewöhnlichen düstern Traumwelt durch Helligkeit und die zarteste, klarste Allbestimmtheit seiner Gegenstände, welche der im Wachen bei hellstem Sonnenscheine gleichkommt. *)

Eben so bringt die Natur den inwachen Zustand auch von selbst in gefährlichen Krankheiten hervor, um die Heilung zu bewirken, vorzüglich in Nervenkrankheiten, oder bei gefährlichen Geschwüren. So erzählte mir Dr. Kreysig im Juli 1814 ein Beispiel einer Kranken, die von selbst in magnetischen Schlaf verfiel und, ohne Zeichnen gelernt zu haben, auf ein ihr ihrem Verlangen gemäss dargebotenes Papier die Leber genau zeichnete und daran hinten einen rundlichen Körper, ein Geschwür, was die Ursache ihrer langwierigen Krankheit sei.

Ehe wir uns in einem jeden dieser drei Hauptzustände genauer beobachten, scheinen folgende allgemeine Bemerkungen wesentlich. — Wir selbst sind in jedem dieser Zustände dasselbe ganze, ungetheilte, ewige, zeitstetige Wesen, und unser Sein und Wirken folgt denselben urwesentlichen und

*) Ich selbst habe darüber Erfahrungen gemacht. Vgl. Reisekunststudien. S. X.

eigenwesentlichen Gesetzen. *) Auch findet sich dieselbe Abstufung der Bildung des ganzen Menschen in allen drei Zuständen; das ist, wenn gleich jeder Mensch im inwachen Zustande reiner lebt, als im wachen, so ist doch das Dasein und Leben eines gebildeten Menschen auch im inwachen Zustande höher und reiner. — Vorzüglich müssen wir uns stets gegenwärtig erhalten, dass wir mit unserem Ewigwesentlichen und Urwesentlichen, als ganze, ungetheilte Wesen, über einem jeden dieser drei Zustände stehen.

Dieselbe Ruhe und Gesetzfolglichkeit der Beobachtung ist für jeden dieser Zustände wesentlich, welche wir oben als den Charakter der vernunftgemässen Denkart genau beschrieben haben. Ohne Prüfung wird ebensowenig Etwas angenommen, als verworfen. Besonders müssen wir uns hüten, die Grenzen unserer Erfahrung, ohne uns ewiger Gründe bewusst zu sein, oder selbst durch Erfahrung belehrt zu werden, für erweiterbar, oder verengerbar zu halten. Ferner ist Nichts als unbedingt glaubwürdige Offenbarung anzunehmen, es möge uns im magnetischen, im träumenden, oder im wachen Zustande erscheinen, sondern die Wahrheit ist überall zuerst rein an sich selbst, nach ewigen und urwesentlichen Gründen zu prüfen, abgesehen von der Art und dem Wege der Mittheilung, dessen Werth und Glaubwürdigkeit selbst erst aus ewigen und urwesentlichen Gründen erhellen kann. — Auch ist zu bemerken, dass diese drei Zustände unter sich verwechselt werden können, und dass daher diese Verwechselung hier abgehalten werden muss. Auch, dass sie zuweilen vereint vorzukommen scheinen, wie z. B., während Swedenborg auf der Strasse ging und die umlebende Natur klar schaute, war ihm seine Ingeistwelt gleich lebhaft, dass er sie ebenso für eine Welt ausser sich hielt, als die Leibsinnwelt. In diesem Zustande hat er viel Tiefsinniges geschrieben, sowohl Wahres, als Falsches, und vieles Eigenlebliche gedichtet, sowohl Schönes, als Unschönes.

So viel erhellet indess schon hier, dass ein jeder dieser Zustände lebenwesentlich, eigenwesentlich, eigenlebig und eigner Schönheit fähig ist, nach eigenthümlichen Gesetzen sich gestaltet und uns über menschliche, geistige, natürliche und göttliche Dinge Aufschluss giebt. **) In einem gleichförmig vollendeten Menschen müssten daher alle drei Zu-

*) Bei weiterer Betrachtung findet sich auch, dass wir in denselben Grundverhältnissen im Urwesen bleiben.

**) So dass jeder seinen Himmel und seine Hölle, seine Blüthe und sein Welken, sein Leben und seinen Tod für sich hat. — Vielleicht, dass nach bestimmten Gesetzen das Verdunkeln des einen Erwachen in dem andern ist. Z. B. der gemeinhin vorzugsweise Tod ein Moment des Inwachens?

stände mit schönleblichen Uebergängen gleichförmig vollendet sein. Und zwar erscheint diese Harmonie der Zustände oder Lebensweisen möglicherweise eine doppelte. Denn diese Zustände können vielleicht mit besonnenem Bewusstsein zugleich sein; so dass derselbe Mensch zugleich in allen drei Lebenswelten heimisch ist und mit willkürlichem Bewusstsein bald überwiegend in einem, oder in zweien, oder in allen dreien gleichförmig schaut und wirkt und die Einwirkungen des Alls und des Urwesens in sich empfängt. Aber es ist auch möglich, dass der Mensch mit willkürlichem Bewusstsein in jeden der drei Zustände sich versetzt. Vielleicht werden weit weniger und weit einfachere Kunstmittel, als die jetzt bekannten, erfordert, um nach innen zu erwachen, oder zu erwecken.*) Dadurch würde das Leben eines jeden einzelnen Menschen, ja das ganze Erdmenschheitleben wesentlich gehoben, geschönet und vergottähnlicht. Bis jetzt ist weder der wache, noch der träumende, noch der inwache Zustand auf Erden vollendet; überwiegend ausgebildet ist jedoch der wache. Da der Mensch im inwachen Zustande so lebenrein (reinleblich) erscheint, so leidenschaftslos, zartsittlich, so müsste durch die Allgemeinheit desselben Reinigung von Neid, Missgunst, Misstrauen, Unliebe, Roheit der Eigenthumsrechte, Zorn und allen Ekelschäden der Menschheit nach und nach erfolgen. Jeder dieser drei Zustände würde auch in seiner Eigenwesenheit durch die Wechselwirkung mit den beiden übrigen gereinigt, bekräftigt, schöner gestaltet werden. So würde sich die wilde, wüste, unheilige Regellosigkeit des gemeinen Traumes in das Schönleben (schöne Reinleben) eines gottinnigen Geistes verwandeln, welcher nur wenigen reinen Seelen, und nur zuweilen, jetzt schlafend zu Theil wird! Wie wesentlich höher würden Wissenschaft und Kunst sich aufschwingen, wie allwesentlich sich dann gestalten! Wie herrlicher dann die Offenbarung des Urwesens im Menschen sein! — So wie sich jetzt unsere Tagkreiszeit in Schlafen und Wachen zeitkreislich theilt, so würde noch das dritte Glied, das Inwachen, zeitkreislich eintreten, wobei zugleich ein Sam-Inwachen reinguter, sittlichschöner Menschen möglich und wesentlich ist.

Ohne Zweifel wird sich die Menschheit zu dieser Harmonie ihres Lebens gesetzfolglich erheben. — So scheint es, als wenn jetzt, in diesem Lebensalter der Menschheit, erst der wache Zustand zu einem bestimmten Grade ausgebildet werden sollte, ehe der inwache rein und voll hervorlebt. — Von dieser Begebenheit sind jedoch so gefährliche Stürme in der sittlichen Welt nicht zu besorgen, als es bei dem

*) Unter den alten Völkern scheinen dergleichen einfache Methoden bekannt gewesen zu sein.

Erstblicke erscheint. — Diese Ausbildung der Menschheit nach ihren drei Lebenszuständen folgt ohne Zweifel höheren Welt-, ja Gottgesetzen und geschieht nicht ohne eigenlebliche Einwirkung des Leiballs, des Geistalls und des Urwesens. — So wie daher z. B. ein Urwesengesetz will, dass jeder Mensch und jede Menschheit sich mit Freiheit selbst bilde und höheren Inlebens, sowie höherer Liebeanwirkungen der Natur, des Geistalls und des Urwesens sich würdig mache, so wird die Menschheit auch zu der vorhin geahnten dreifachen Harmonie ihrer Zustände nur **zugleich** durch Freiheit sich erheben können, obgleich die Freiheit nur Theilbedingung, nicht zureichender Allgrund dieser Harmonie sein kann.

§ 37.

Zuerst wollen wir uns also im wachenden Zustande beobachten, da dieser es ist, worin wir uns, wie es scheint, wenigstens im Vergleich mit dem Zustande des Träumens, eines vollkommneren Selbstbewusstseins erfreuen, und worin das Wesentliche des Träumenden zugleich gegenwärtig ist (wir auch den grössten Theil der Lebenszeit zubringen).

Dass wir in diesem wachen Zustande uns unmittelbar nur der Thätigkeitszustände unserer Leibglieder und des ganzen Leibes bewusst werden und nur diese nach Gesetzen der innern Sinnlichkeit des Geistes, des Verstandes und der Vernunft auslegen, das haben wir schon früher gefunden. Hier bemerken wir zunächst noch, dass selbst dies nicht möglich ist, ausser durch Vermittelung allgemeiner Naturkräfte, auf welche wir freilich selbst erst mittelst unserer Sinnwahrnehmungen den Schluss machen. So können wir nur sehen in Vermittelung des von der Sonne strömenden Lichtes, nur hören mittelst der Spannkraft der Körper, nur riechen und schmecken mittelst des chemischen Alllebens, nur fühlen mittelst der von der Sonne erregten Wärme. Hierdurch werde ich auf ein höheres Ganzes des Naturlebens hingewiesen, worin mein Leib, als Intheil, lebt.*) Die Einwendung, dass Thiere, oder auch Menschen, im Zustande hoher Nervenirregbarkeit (z. B. in der Krankheit der Lichtscheu, der Photophobie) im Finstern sehen, ist nur scheinbar, weil dieser Zustand keine vollkommene Finsterniss, sondern nur ein geringer Grad der Beleuchtetheit ist, der noch hinreicht, jenen zarten Nerven die Gegenstände abzuspiegeln. Diese Bedingungen sind in unserem jetzigen Zustande unerlässlich; ob

*) Ob auch das Wahrnehmen mittelst der Geistsinne ähnlichen allgemeinen Bedingungen, wie dem Einwirken einer geistigen Sonne, untergeben ist?

aber nicht eine andere Natursphäre uns eröffnet werden könne, das ist hier nicht entscheidbar.

Eben so kommt uns die Anerkenntniss anderer Menschen zu Stande. Unmittelbar erkennen wir nur das Leibliche eines Menschen, und dadurch erst mittelbar sein Geistiges, so dass sowohl meine leibsinliche Thätigkeit, als auch des Andern leibsinliche Thätigkeit unser wechselseitiges Anerkennen vermitteln, vorzüglich unsere Sprache. Ja selbst des Leibes eines Andern werde ich nicht selbst gewahr, sondern nur eines Bildes des Leibes desselben in meinem Auge. Daher sollte ich auch nicht sagen: ich sehe dich, sondern: ich sehe ein Bild in meinem Auge, welches sich in verschiedenen Stellungen, als stetig inkräftig verändert darstellt, und bin mir bewusst, davon die Nichtursache zu sein u. s. w. Man sieht, dass hierbei der Begriff der Ursachlichkeit (Causalität) schon vorhergegangen sein muss, um von den Angewirknissen auf Wesen ausser uns zu schliessen. Die Uebung von Kindheit an hat diese Schlussreihen zur Fertigkeit gemacht, daher wir sie stets bewusstseinlos vornehmen. An Kindern bemerkt man deutlich, dass und wann sie diese Schlussfolge vornehmen, wenn sie nämlich im Stande sind, diesen Schluss zu machen, und in ihren freien Gegenwirknissen zeigen, dass sie Menschen ausser sich anerkennen. So befinden sich auch hierin die meisten Menschen in einem Denkschlafe, so dass sie als Erwachsene durch besonnenes Forschen erst wieder das lernen und sich an das erinnern müssen, was sie als Unredlinge (infantes) schon wussten und thaten.

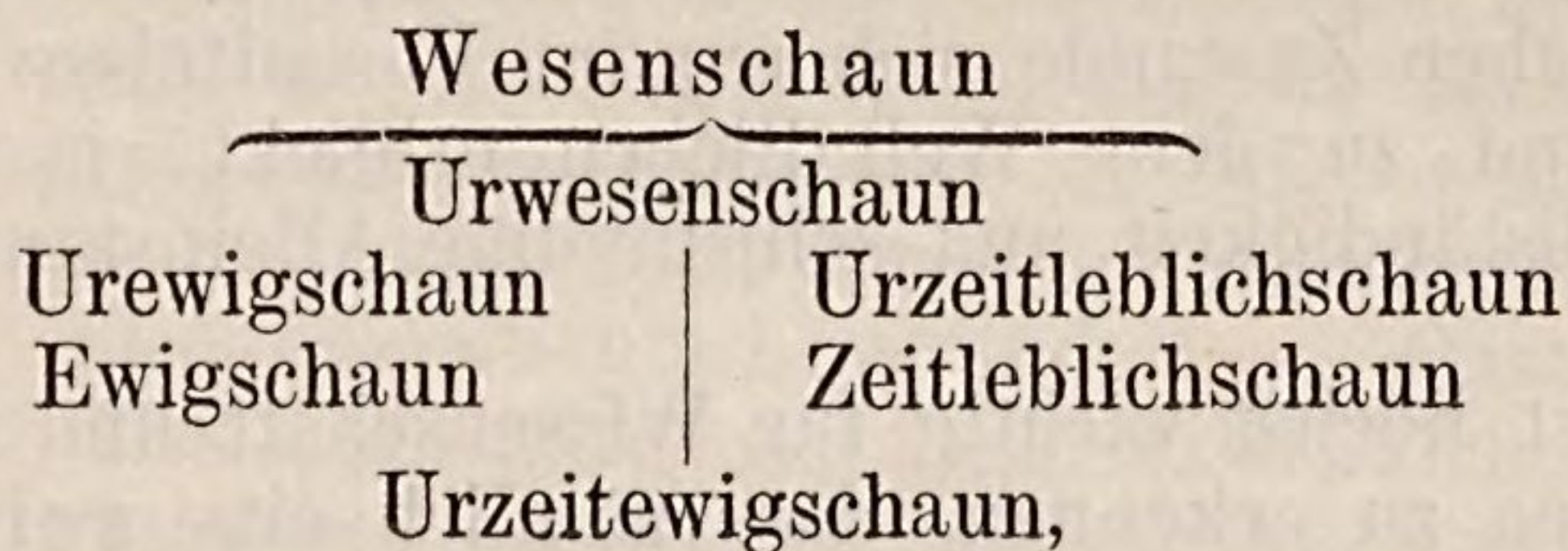
Es scheint demüthigend zu sein, dass wir z. B. nicht unsere Freunde und Lieben selbst sehen, hören, fühlen, sondern eigentlich unsern eignen Leib! Dennoch ist es so und wird so bleiben, wenn nicht unser Erfahrungskreis neu erweitert wird.

Könnte ich nicht meinen Leib selbst in seinen eignen Sinnen wahrnehmen, z. B. mich selbst sehen, hören u. s. w., so würde es schwer, vielleicht unmöglich sein, aus ihm durch Schluss herauszugehen, und eine Welt sinnlicher Gegenstände ausser ihm durch Schluss kennen zu lernen. An dieses Sichselbst-Gegenstandlich-werden halten sich die Beobachtungen des Kindes, davon gehen sie aus und erweitern sich. Ja ich kann meinen eignen Leib nicht einmal so weit erkennen, als den Leib Anderer, da ich mich z. B. nicht von hinten sehen kann, noch auch mein eigenes Gesicht. Wie demüthigend dies für einen Idealisten, sich nicht einmal in seinem Nicht-Ich-Sein (als Selbgeträumter) ganz zu erkennen!

Aber alle diese Naturabbildungen in den Sinnen blieben für mich ein verschlossenes Gemälde, wenn ich mir nicht

unmittelbar meiner Geist-Leibsinnwelt, und ihrer Gesetze, als ihr freier Bildner bewusst wäre und nach diesen Gesetzen dann die Sinnbilder in den Leibsinnen auslegte. Diese Geistsinnwelt, und unser freies Schaffen in derselben, begleitet uns im Wachen stetig: das Wahrgenommene in sie überbildend, und ihre Bildungen an die äusseren Sinnwahrnehmungen anknüpfend, erkennen wir leibsinnlich. Dies kann man inne werden, wenn man bedenkt, wie wir so die Perspektive nicht bemerken und z. B. geistig um leibliche Dinge herumsehen, ob sie gleich undurchsichtig sind.

Allein unsere innere geistleibliche Sinnerfahrung und Thätigkeit selbst ist nicht alleinständig in uns (obwohl theilselbständig und eigengesetzlich), sondern die Anschauung des Ewigen und des Urwesentlichen ist stetig mit ihr vereint. Wir haben schon früher unser Anschauen als vierfach anerkannt, nach folgendem Sinnbilde:



so dass das Ewig- und das Zeitleiblichschaun sich entgegenstehen im Wesenschaun und auch das Urwesenschaun wesentlich (nicht bloss der Zeit nach) voraussetzen. — Alle diese Anschauungen sind in jedes Menschen Bewusstsein beisammen, aber die eine, oder die andere kann überwiegen. Nach ewigen und urwesentlichen Gesetzen bilden wir unsere geistsinnliche Welt und schauen unsere eignen Inbildungen an. Diese Gesetze tragen wir nun über auf die wahrgenommenen Einwirkungen in den Leibsinnen, z. B. das Gesetz der Ursachlichkeit, des stetigen Wachsens leiblicher Dinge bei ähnlich bleibender Gestalt. Dadurch nehmen wir auch wahr die der äusseren leiblichen Welt eigenthümlichen, der Geistsinnwelt entgegengesetzten Gesetze, wie das der Undurchdringlichkeit, da im Geistsinnlichen sich die Bildungen räumlich frei durchdringen. — So ist in jedem Zeittheile unsere vierfache Geistanschauung zugleich untheilbar wirksam, und durch ihre stetige, allseitige und in vielfachen Schlussreihen stetig verkettete Anwendung auf die Einwirkungen in den Leibsinnen schaffen wir in einem Geistbilde die äussere Natur, als die Ursache ihrer Theilabbildung in den Leibsinnen, nach. Gewöhnlich werden wir uns dieser unserer Geistthätigkeit nicht bewusst, unterscheiden unser Geistbild von der Natur nicht von ihr selbst, ja nicht einmal von den vierfachen Einwirk-

nissen der Leibsinn. Das Bild der umlebenden Natur im Auge halten wir für die Natur selbst, und unser Geistbild von dem Bilde im Auge, oder das geistthätig erweiterte vollendete Bild im Auge verwechseln wir mit dem reinen Bilde im Auge. Ja sogar das Bild unseres eignen Leibes im Leibauge verwechseln wir mit unserem Leibe selbst. Nur, wenn der Geist aus urtiefen, urwesentlichen und ewigen Anschauungen in die leibsinnliche Lebensphäre plötzlich erwacht, erscheinen ihm auf einen Augenblick die Sinneneinwirkungen, z. B. das Bild im Auge, als rein das, was sie sind, weil der Geist jene Schlussfolge so eben noch nicht vorgenommen, oder sie zu machen vergessen, oder sich freithätig davon enthalten hat; und diese Anschauung ist dann mit einem Schrecken verknüpft, weil sich nun der Geist auf einmal in seiner verlassnen Selbständigkeit erkennt und findet, dass er, ausser den reinen Einwirkungen in den Leibsinnen, auf seine eigenlebliche Geistsphäre rein beschränkt ist; da er im gewöhnlichen wachen Zustande sich nur im Verhältnisse zu äusseren Wesen und zu dem Weltalleben erblickt, ja oft darüber seine Selbständigkeit und selbständige Alleinständigkeit ganz vergisst.

Es ist höchst wichtig für Wissenschaft und Leben, diese Wahrheiten zu erkennen, dass nämlich eine reine leibsinnliche Erkenntniss der Natur nicht möglich sei, dass die Abbildungen derselben in den Leibsinnen nur anschaulich werden durch geistige Thätigkeit, nur ausgelegt werden durch ewige und urwesentliche, rein geistig geschaute Gesetze (Voraussetzungen, Anticipationen a priori), und dass man erst dann ausmitteln könne, was wirklich reine leibsinnliche Wahrnehmung ist. Zugleich aber ist offenbar, dass das Gebiet reinsinnlicher Erkenntniss dem Wissenschaftsbau wesentlich, ja eigenwesentlich ist, indem, nach unseren jetzigen Erfahrungsgrenzen, ausserdem für uns eine eigenlebliche Erkenntniss des Leiballs unmöglich wäre.

Das ganze Geschäft dieser Sinnenauslegung im Einzelnen darzulegen, z. B. zu erklären, wie nach und nach das Kind in die Leibsinnwelt einwohne und die Natur in seinen Leibsinnen anschauen lerne, dies gehört in die besondere Selbstbeobachtung der eigenleblichen Anschauung oder Vorstellung. Hier ist es genug, die allgemeinen Grundwahrheiten und Gesetze über diesen Gegenstand beobachtet zu haben.

Merkwürdig, aber gewöhnlich eben so wenig bemerkt, ist die Getheiltheit der einzelnen Sinnwahrnehmungen und die Wandelbarkeit jeder einzelnen Sinnwahrnehmung, wobei wir dennoch sie alle auf dieselben Sachen beziehen. Die Getrenntheit derselben beruht auf der Verschiedenartigkeit, das ist auf der entgegengesetzten Eigenwesentlichkeit, jedes Sinnes;

und diese ist nur möglich dadurch, dass auf dieselben, im Wesentlichen gleichartigen Nerven*) verschiedene Kräfte der Allnatur wirken, z. B. auf das Auge Licht, auf das Ohr Inbewegung, auf das Gefühl Zusammendrückung, auf die Haut der Nase und der Zunge Mischungsverhältnisse (chemische Aktion). So lernt Jeder sehen und hören u. s. w., und so übt er sein Sinnwahrnehmen, ohne es zu wissen, stetig aus. Die Wandelbarkeit kommt von der Richtung der Aussenkräfte nach innen, wodurch bei dem Auge und Ohre eine gesetzmässige Fernscheinheit (Perspektive) entsteht, die wir, wenn wir sie einmal durch Anwendung aller unserer urwesentlichen und ewigen Anschauungen haben auslegen gelernt, oft gar nicht mehr bemerken. Daher der als Erwachsener von Blindheit geheilte Cheseldon seine Katze nicht kannte, da sie sich ihm in unzähligen, an Grösse und Gestalt verschiedenen, noch dazu durch die thierischen Bewegungen vermehrten Gestalten darstellte. Daher greifen die Kinder nach fernen Sachen.

Eben so erscheint uns ein Menschenleib in tausend veränderten Gestalten, um so mehr, als er bei verschiedenen Stellungen gegen das Auge, auch durch freithätige Bewegung, seine Gestalt selbst unendlichfach verändert. — Daraus, dass wir das innere Geistbild nicht von dem leibsinnlichen Bilde und das, was wir daran erschlossen haben, nicht scharf von dem sinnlich Wahrgenommenen unterscheiden, erfolgen die sogenannten Sinnestäuschungen, worunter die Gesichtstäuschungen (optischen Täuschungen, Augentrügen) die oftesten und vielfachsten sind. Der Sinn aber täuscht nie, sondern der Geist sich selbst, durch voreiligen Gebrauch des Verstandes, der Vernunft und der Phantasie, wodurch er in unstattende Verwechslungen geräth. Und zwar findet in Ansehung dieser sogenannten Sinnestäuschungen noch die Verschiedenheit statt, dass a) entweder an sich richtige Vernunftanschauungen auf die Angewirktnisse in den Sinnen falsch angewendet werden, wobei dann selbst das Falsche entweder in der Schlussfolge selbst, oder eigentlich bloss in der falschen Anwendung einer richtigen Schlussfolge liegt; b) oder ganz falsche Voraussetzungen auf die wirklichen Sinnewahrnehmungen richtig, oder unrichtig angewandt werden. Oft ist der blosser Mangel wesentlicher Vernunftanschauungen Veranlassung falscher Sinne-Beurtheilungen.

So scheinen uns die Objekte in unserem Auge wirklich kleiner nach Massgabe unserer Entfernung; gleichwohl erscheint uns dies ganz anders, z. B. bei grösserer Nähe, oder

*) Daher, wenn das Licht andere Nerven eben so anwirken kann, sie, wie das Auge, erleuchtet erscheinen; z. B. bei dem inwachen Zustande.

bei der Ferne sehr grosser Dinge, wie einer Stadt u. s. w. Der Kleinmesser, oder unser dazwischengehaltener Finger kann uns von dieser Beurtheilung überführen. Dies kommt daher, dass wir das Sinne-Abbild von dem inlich vollendeten Phantasiebilde nicht unterscheiden und die Fülle des wesentlichen Angeschauten des Letzteren für Raumausgedehntheit halten. Eben daher erscheint uns auch der Mond, oder ein Baum, der von ihm beleuchtet wird, am Horizonte grösser, als der Kleinmesser nachweist. Eben deshalb erscheint uns das ganze Himmelsgewölbe als gedrückt, weil, wo Nichts dazwischen ist, unsere Phantasie grössere Nähe darstellt, da sie die Zwischenräume (die Entfernungen) nicht erfüllt. Wobei zu bemerken ist, dass hier zwei Täuschungen, die sich eigentlich vernichten, da sie entgegengesetzt sind, dennoch beisammen bestehen, weil wir geistig nicht darauf merken: nämlich, da das Himmelsgewölbe gedrückt erscheint, so sollte Mond und Sonne im Scheitelpunkt, als näher erscheinend, für grösser gehalten werden, da sie doch kleiner erscheinen. Ueberhaupt schätzen wir jede Länge grösser, als eine gleichgrosse Ferne, wovon ich so eben den Grund nicht völlig einsehe; vielleicht wirkt dahin, dass wir uns gewöhnlich mit einer grösseren Mannigfaltigkeit der vor den Händen liegenden Dinge, als derer, die vom Leibe wegliegen, beschäftigen.

So scheint der Himmel ein gedrücktes Gewölbe, da er doch weder ein gedrücktes, noch ein rundes ist, obwohl er eigentlich als ein völlig rundes Gewölbe erscheinen sollte, aber er erscheint nicht so, denn in dem Auge haben alle Bilder an sich die Flächengestalt der Netzhaut. Er scheint uns aber gedrückt zu sein, weil unten sichtbare, unterscheidbare Gegenstände dazwischen sind, auch der Himmel nach dem Gesichtskreise hin nebligt ist. Daher erscheinen auch beim Aufgang und Untergang Mond und Sonne grösser, als an der Mitte des Himmels, obwohl Untersuchungen mit dem Kleinmesser (Mikrometer) beweisen, dass das Bild davon im Auge bei jedem Stande am Himmel gleich gross ist. — Eben so glauben wir, zwei Kugeln zu fühlen, wenn wir eine zwischen zwei übereinandergeschlagene Finger legen. *) Darum erschrickt der Mensch, wenn er sich selbst sieht. Darum stösst er sich leicht an eine vorgehaltene Spitze, z. B. an eine Deichsel, weil er voreilig und die Sinnesphären nicht unterscheidend die Sinnwahrnehmnisse auslegt. **) Sehr we-

*) Dieser Versuch ist mit allen, auch nicht nebenliegenden, Fingern derselben Hand und verschiedner Hände zu machen.

**) Aehnliche Täuschungen begegnen uns auch in der geistsinnlichen Welt; und ähnliche, eben so verderbliche in der Verstand-, Vernunft-

sentlich für die Lebensführung wäre eine Tafel dieser Selbsttäuschungen, die dadurch um so mehr täuschen, da wir uns auch über den Grund derselben täuschen, den wir fälschlich in den Sinnen suchen*). Wer diese Irrthümer des Geistes im Gebiete der Leibsinnlichkeit kennt, wird sie seltener und schwerer begehen, auch werden sie ihm weniger schaden.

Dem Gelbsüchtigen erscheinen die Stoffe gelb gefärbt; dies ist nicht Sinnestäuschung, denn sein Auge selbst ist gelbgefärbt, so wie zu dieser Farbe noch diejenige Färbung des Auges hinzukommt, womit äussere beleuchtete Stoffe das Auge anwirken. Gleichwohl kann er schon durch Selbstbeobachtung dahin kommen, dass er bedenkt, die Farbe seines Auges, als Mitbestimmgrund der Gefärbtheit seiner Augenbilder, anzuerkennen. Denn, sollen die Leibsinn-Bilder richtig ausgelegt werden, so muss dies im Einklang aller Erfahrungen geschehen.

Besonders wichtig ist diese Erkenntniss für die empirische Physik, das ist die leibsinnliche Naturwissenschaft. Alle Handbücher derselben wimmeln von dergleichen Sinnestäuschungen; denn die reinen Thatsachen sind nicht immer rein aufgestellt, nicht immer von dem, was erst durch Schluss daraus abgeleitet wird, geschieden. Daher denn auch Nichts so abgeschmackt ist, dass nicht irgend ein Physiker es durch Erfahrung gelernt zu haben, oder bestätigt zu sehen geglaubt hätte; z. B. Atomen (*molécules*) mit Eckchen, Häkchen, Schraubchen, leere Räume u. dgl. m. In dieser Hinsicht haben Bacon von Verulam und Locke und die deutschen Forscher der empirischen Psychologie (Erfahrungsseelenlehre) sich grosse Verdienste um die Verbesserung des Geistes der empirischen Naturforschung erworben.**)

und Gemüthwelt. Auch in diesen Welten z. B. giebt es eine eben so täuschende, oft nicht bemerkte Perspektive (Fernscheinlichkeit), wonach z. B. ferne Uebel, vergangne und künftige, klein erscheinen, und in dieser Voraussetzung gehandelt wird. Wer diese Täuschungen bemerkt, wird darüber erschrecken, welch ein weitverbreiteter Theil des menschlichen Irrthumes sie sind. Eben so scheint das Schlechtere, was man nicht hat, gleich gut, oder besser, als das, was man schon hat, z. B. Weib, Haus u. s. w. — Hieraus lernt man den Werth genauer Selbstbeobachtung kennen, schätzen und zu weiser Lebensführung benutzen.

*) Noch nützlicher würde eine Tafel aller menschlichen Irrthümer sein, auch der in voriger Note erwähnten, noch höheren Täuschungen. Durch allfolgebildliche Erkenntniss aller Irrthümer sichert sich gegen sie am sichersten der Mensch und wird dadurch im Erkennen gottähnlich. Da Gott alle Irrthümer erkennt, aber dass sie Irrthümer sind. Irre ich, so ist der Irrthum mein, die Wahrheit Gottes!

**) Noch wichtiger wird uns hier der Werth der ganzen Selbstbeobachtung im Allgemeinen erscheinen, wenn wir erst in Ansehung der Geistwelt zu denselben Ergebnissen gelangt sein werden. — Hochverdient war das Lob des Sokrates, dass er die Wissenschaft vom Himmel

fahren, dass sich die Erde um die Sonne bewegt; da doch die reine Erfahrung nur ist: ein leuchtender, runder Fleck scheint sich zeitkreislich in meinem Auge, das sich himmelt stellt (orientirt), in derselben Richtung zu bewegen u. s. w. Uebrigens ist hieraus klar, dass schon darum eine alleinständige reinsinnliche Naturwissenschaft unmöglich ist, weil wir ohne Vernunft, Verstand und Einbildung (Phantasie) die Einwirkungen in den Sinnen gar nicht auslegen könnten. Obgleich von der andern Seite auch das Eigenwesentliche leib sinnlicher Erkenntniss offenbar wird, und schon hier erkennbar ist, dass sie ein wesentlicher und selbständiger Theil der einen Wissenschaft sei; da wir ausserdem von dem Eigenzeitlichen der Allnatur, soweit unser jetziger Lebenskreis reicht, Nichts wissen könnten.

§ 38.

Bis hieher haben wir nur das Gesetz beobachtet, wonach wir unsere Sinnenwirkungen auf äussere Objekte übertragen. Jetzt aber ist die Frage: wie erscheinen uns diese sämtlichen leib sinnlichen Gegenstände; als ein Ganzes, oder als unzusammenhangige Stücke, und unter welchen Bestimmungen? Welches Verhältniss haben diese Gegenstände alle unter sich? Machen sie, zusammengenommen, ein Ganzes aus? Finden sich in diesem Ganzen mehrere Unterabtheilungen, mehrere Intheile? — Und da wir, wenn von allen Wesen die Rede ist, auch uns selbst in der Reihe derselben erblicken, so entsteht die Frage: wie verhalten wir uns zu dem Ganzen der Gegenstände und zu allen Theilen dieses Ganzen?

Diese Frage ist wesentlich, denn danach bestimmt sich unter Anderem, ob es nur eine, oder mehrere Wissenschaften giebt, jenachdem sich ein, oder mehrere Ganze der Wesen bewähren. Es macht also die Beantwortung dieser Fragen den Grund zu dem Organon der Wissenschaft. Ferner lernen wir dadurch uns selbst orientiren, d. i. wesenstellen. — Erst dann können wir zur Ausführung einzelner Wissenschaften schreiten.

Alle Gegenstände, die wir im wachenden Zustande durch unsere Sinne gewahr werden, oder die durch dieselben uns, als Geiste, gegenwärtig werden, müssen körperlich, stoffig, leiblich, materiell, d. i. auf eigenwesentliche Art selbbestehend, selbständig (substantiell) sein. Dies ist das erste, allgemein-

zur Erde herabgelenkt habe, das ist: die Menschen aufgefordert, in sich sich zu vertiefen, sich selbst zu beobachten, um dann den erstarkten Blick und das gereinigte Herz erfolgreicher gen Himmel zu erheben. Denn auch in uns ist Gott. Est Deus in nobis!

wesentliche Erforderniss sinnlicher Wahrnehmbarkeit, worin erst alle andere einzelne Theileigenschaften (Theilerfordernisse) der Zeit und dem Wesentlichen nach zugleich enthalten sich zeigen. Zunächst zwar, dass alles leibsinlich Wahrgenommene räumlich und zeitlich sich zeigt, und stetig zusammenseiend in bestimmten Verhältnissen in einem Ganzen, als eigenbestimmte und eigenlebliche Nebentheile. Aus der sinnlichen Erkenntniss werden wir aber nicht gewiss, dass wir alle Eigenschaften leiblicher Dinge erkennen. Auch ist zu bemerken, dass wir alles Leibliche in den Sinnen nur als endlich, und zwar als urallendlich, anschauen, doch so, dass Unbestimmt-Angeschautes (nicht: Unbestimmt-Seiendes) über jede leibsinliche Grenze hinaus leibsinlich vorschwebt, und dass die leibsinliche Anschauung völlig unentschieden lässt, ob das Leibganze dem Raume, der Zeit und der Kraft nach urganz', oder endganz (endlich) sei.

Wir selbst, mit einem Theil unseres Wesentlichen, werden uns in den Leibsinnen gegenstandlich, sofern wir selbst ein Theil des Leibganzen (der Natur), d. i. ein gliedleblicher Leib, sind. Der Leib erkennt oder spiegelt sich in sich selbst als Leib, er ist zugleich Erkennendes und Erkanntes, Spiegel und Bild im Spiegel. Es sind die Sinne des Leibes, worin der Leib selbst, ja diese Sinne wechselseits ineinander sich offenbar werden; ja mit Hülfe eines Augenspiegels kann das Auge sich in sich selbst spiegeln.

Betrachten wir die Reihenfolge dieser Selberkenntniss des Leibes und der dadurch erst möglichen Anerkenntniss ausserleiblicher Naturdinge, so finden wir, dass die erste, und eigentlich die ganze, leibsinliche Wahrnehmung Selbstgefühl des Leibes ist, so wie wir auch finden, dass die Kinder erst ihren eigenen Leib fühlen lernen müssen, ehe sie nach aussen schliessen können. Und in diesem Ganz-selb-Gefühl des Leibes ist wiederum das durch die Haut vermittelte sogenannte Tastgefühl das erste. — Ferner bemerken wir, dass, wo Etwas gefühlt werden soll, der Leib sowohl das das Gefühl verursachende Selbstthätige, als auch das Gefühl und das Gefühlte selbst sein muss. So geht dem Erkennen anderer Objekte durch das Gefühl das Selbstfühlen der Leibglieder, unabhängig vom Sehen, voraus, wo sich das Kind der Anwirkung sowohl, als der Angewirkniss und Gegenwirkniss bewusst ist; z. B. wenn es mit einer Hand die andere, mit Bewusstsein der Selbstthätigkeit in der berührenden, berührt. Stosse ich nun aber mit einem Gliede an einen äusseren Gegenstand, so fühle ich ein Aehnliches in der Hand, als vorhin, da ich sie selbstthätig berührte; da ich nun in diesem Falle mir bewusst bin, nicht die Ursache dieser Angewirkniss zu sein, so muss ich eine mit meiner berührenden Hand

gleichartige, mithin gleichfalls stoffige wirkende Ursache ausser meinem Leibe annehmen und eigenleiblich anerkennen. Eben so verhält es sich auch mit den übrigen Sinnen. So wüsste ich von mir, als Sprechendem, Nichts, wenn ich mich nicht selbst hörte. Taubstumme, welche reden, widerlegen dies nicht, denn Andere hören für sie, auch erscheinen sie sich nicht als Töne hervorbringend, sondern als luftaustossend und sprachgliedbewegend, als welche sie sich selbst fühlen und sehen. Eben so bei dem Sehen, wobei noch der merkwürdige Umstand eintritt, dass, um zu sehen, auch noch die äussere Bedingung des erweckenden Lichtes und der Inhellfähigkeit des uns als Leib umgebenden Stoffes (des Umstoffes) erforderlich ist.*)

Zunächst ist zu untersuchen, ob in den Leibsinnen das Leibliche nach allen seinen bemerkten Eigenschaften stetig erscheint. — Die Materie, als das im Raum Seiende, erscheint stetig ihrem Wesentlichen nach. Es finden zwar Grenzen der Körper statt, allein diese gelten von ihnen (sind an ihnen) nicht als Körpern überhaupt (begrifflich und individuell überhaupt), sondern als gerade diesen, unendlich so gearteten, Körpern, und stetig da, wo ein Körper, als dieser, aufhört, eben da fängt ein anderer, als jener, an; der anders eigenbestimmt ist. Es haben zwar Einige angenommen, dass es leeren Raum, oder auch, dass es endliche leere Räume (*spatia vacua disseminata*) gebe, so wie auch, dass die Materie aus verschiedengestalteten Stückchen, welche sie Untrennbare (Atome) nennen, zusammengesetzt sei. Allein diese Annahme beruht weder auf leibsinnlicher, noch auf genau beobachteter geistsinnlicher Anschauung, noch auch auf höheren erwiesenen Grundsätzen. Ja selbst in dem Eigenbestimmen, in der Eigenleiblichkeit des Wesentlichen zeigt sich Stetigkeit, sogar offenbar an Dingen, die man im Gemeinleben für ganz fest und unveränderlich hält. Der härteste Granitblock, oder ein Stück Platina, ändert schon stetig (der Zeit nach) seine Gestalt durch die stetige Aenderung der Temperatur der Wärme, auch verwittert er gesetzmässig stetig. So der Menschenleib, der nach 20 Jahren nicht mehr denselben Stoff enthält. Eben so ist auch die Leibsinnwahrnehmung der Gegenstände zeitstetig eine andere, weil sowohl die Gegenstandthätigkeiten, als auch die Thätigkeiten des Leibes und die Lage der Sinnlieder gegen den Gegenstand zeitstetig sich ändern.

So weit unsere Leibsinne reichen, spiegeln sich in ihnen alle leibsinnlichen Gegenstände als ein Ganzes, welches zwar

*) Es könnte also auch bei dem Selberkennen (Sich-selbst-Sehen) des Geistes und bei dem Erkennen äusserer Dinge in - an dem Geiste das Scheinen einer geistigen Sonne nöthig sein.

nur als endliches in den Sinn fällt, doch, ohne dass dadurch über dessen Endlichkeit, oder Unendlichkeit Etwas entschieden würde. Da der Sinn selbst endlich ist, so kann in ihm nur Endliches, also selbst von einem Unendlichen nur ein Theil, dargestellt werden. In allen Beziehungen aber stellt sich in dem Leibsinn das Endliche als ein solches dar, dessen Wesentliches auch über die in dem Sinne erscheinende Grenze hinaus noch ist. Z. B. im Auge erscheint uns der Himmelsraum als Halbkugel, und inmittelst der Axendrehung der Erde und des Versetzens in verschiedene Polhöhen als Ganzkugel, über deren Durchmesser der Sinn Nichts entscheidet, da es für das Bild im Auge, welches den unveränderlich endlichen Durchmesser der Netzhaut hat, einerlei ist, ob ein leuchtender Körper, dessen Licht das Auge noch merklich anwirkt, einen Schritt, oder Millionen Meilen weit entfernt ist. Wenn wir aber die Gesammtheit der leibsinnlichen Erfahrung, mit Hinzunahme gewisser allgemeiner, ewig-begrifflicher Voraussetzungen (Anticipationen a priori), zusammenfassen und das sich nach und nach darstellende Bild der Natur im Auge auslegen, so giebt uns dies Bild noch Anleitung, den Bau des Leiballs im Ganzen zu überschauen. Denn wir gelangen zuvörderst zu der Anerkennung der Gestalt und Grösse der Erde, dann der Planeten und der Sonne, der Fixsterne als Sonnen, der Nebelsterne und Milchstrasse als Sonnenbaue; und zwar sind die entfernteren immer schwächer, so dass, je feiner das Glas, je mehr und entfernter wir erblicken; welches alles mit der Annahme der Urganzheit des Raumes und der Materie übereinstimmt, wenn anders diese Annahme anderswoher erwiesen wird. Etwas unendlich Entferntes aber giebt es an sich nicht, kann also auch mit den Sinnen nicht erkannt werden. Die grösste leibsinnlich erkennbare Entfernung ist so gut endlich, mithin klein, als die eines Schrittes. *)

§ 39.

Unter den leibsinnlich erkennbaren Gegenständen, welche auf uns wirken, und welche wir erkennen, finden wir, wie schon früher bemerkt worden, auch uns selbst, so fern wir leiblich sind, und sofern wir unseren Leib zu uns selbst rechnen. Wir haben deshalb zu untersuchen: wie erscheine ich mir, sofern ich leibsinnlich bin? Und zwar 1) wie er-

*) Ein Aehnliches findet auch mit dem menschlichen Wissen statt; und wenn auch Jemand Millionen mal mehr, als der Andere, Einzelnes wüsste, so weiss er dennoch eben so nur endliches Einzelne, als jeder Andere, und wird dadurch als Wissender nicht zu einem Wesen anderer, oder höherer Art.

scheint der Leib an und für sich selbst betrachtet, in seinem Eigenwesentlichen? 2) Wie erscheint er in Verbindung mit anderen leiblichen Dingen, und mit dem Alleibe oder Allkörper, den wir Natur nennen? 3) Wie erscheint der Leib in Verbindung mit dem Geiste? — Diese drei Fragen müssen vorzüglich genau beobachtet werden, denn in der letzten finden wir die schon früher aufgestellte Frage wieder: was bin ich eigentlich? die wir früher nicht vollständig beantworten konnten, weil wir den Leib noch nicht untersuchen konnten.

1) Wir finden uns als Leib, wie schon erwähnt, als Glied der Gegenstandskette. Und zwar ist der Leib, als Leib, eigenwesentlich bestimmt, so dass wir ihn deswegen Leib vorzugsweise und ohne Beisatz nennen. Er ist nicht das Leibganze, auch nicht ein bloss eingebildeter Theil, sondern ein wirklich getrennter innerer Theil jenes Ganzen. Er ist ein gegliedertes Theilganze (ein Gliedbauganzes, Gliedtheilganzes, Gliedthumganzes; nicht so, wie die vorgliedlebenlichen (unorganischen) Körper, wo jeder Theil dem Ganzen gleich und ähnlich ist, sondern jeder seiner Theile ist wieder ein Eigenbestimmtes, verschieden von dem Ganzen und eigenartig in ihm, aber auch mit dem Ganzen verbunden und dem Ganzen gleichartig. Ein Stein bleibt dasselbe Ganze seiner Wesenheit nach, wenn man auch einen Theil, ein Stück, davon losschlägt, und dieses Stück ist eben auch ein Ganzes, gleich dem ersten; freilich der Grösse nach nicht, aber der Wesenheit nach; denn die Kraft, so den Stein bildet, ist durchaus eine und dieselbe, deshalb muss auch jedes Stückchen dieselbe Form haben, als das Ganze, so z. B. der Baryt, dessen zersprengte Stückchen die Würfelgestalt annehmen, so der Doppelspath, der in den kleinsten Theilen noch die Spindelgestalt (rhomboidische Gestalt) beibehält, und auf ähnliche Art jeder bestimmt krystallisirte Stein. Wird dagegen von meinem Leib ein Theil losgetrennt, so stirbt der Theil, und der ganze Leib leidet mehr, oder weniger Wesentliches darunter, nach der Stufe der Wesentlichkeit (Lebenwesentlichkeit, Edelheit) des losgetrennten Theiles. Alle unorganische Körper können aufgelöst werden, keiner ist zu hart, sie bleiben aber in den meisten Fällen dennoch herstellbar und in ihrem Wesentlichen unverändert. Nimmt man hingegen an einem Menschenleibe, oder Thierleibe ein Aehnliches vor, so behauptet er so lange, als möglich, sein Eigenwesentliches, dann wird er krank, und wenn der Grad der Einwirkung sein Mass überschreitet, verlässt die Kraft, die ihn bildet, ihr Werk.

2) Aber eben, als Intheil und Mitintheil im Ganzen der Natur, ist der Leib auch mit anderen leiblichen Gegenständen in Verbindung.

Wir finden uns, als Leib, nicht alleinständig (obwohl auf bestimmte Weise selbständig); als alleinständig in ihrer Art *) finden wir bloss den All-Leib, die Allnatur. — Die Kraft, welche den Leib bildet, ist von ganz eigener Art, eine ganz andere, als die, welche den Stein bildet, eine andere, als die Schwere, das Licht, die Wärme. Das Leibliche, der Stoff, das Wesentliche (die Substanz), woraus der Leib besteht, wird durch die ihn bildende Kraft nicht geschaffen, sondern nur gebildet, geformt; auf eben die Weise, als wir finden, dass wir, als Geist, einzelnes Eigenlebliches in unserer inneren geistigen Leibwelt (Geistleibwelt, Welt der Phantasie) bilden. — Werden dieselben Bestandtheile durch eine andere lebenbildende Kraft gebildet, so entsteht auch in ihnen und aus ihnen ein anderes Wesen.

Betrachten wir den Leib zeitlich, so sind wir geschichtlich nicht im Stande, das Entstehen des ersten Menschenleibes in der Natur nachzuweisen, oder darzustellen. Aber alle einzelne Leiber sehen wir entstehen in Folge einer bestimmten innigen Lebenvereinigung zweier schon lebenden Leiber, die selbst in dieser Hinsicht eine entgegenstehende Eigenbildung des Ganzen und aller Theile zeigen; wobei sich bestimmte Säfte dieser Leiber vermischen und in einem schon in dem einen gebildeten Keim die Bedingungen voll machen, dass er im Leibe der Mutter ein selbständiges und doch mit der Mutter verbundenes und von ihr abhängiges Leben gewinne. Woher, wodurch? — Davon schweigt die Beobachtung; denn, dass jene Vermischung einziger und zureichender Grund nicht sein könne, ist schon daraus klar, weil so das erste Entstehen des Menschen auf Erden nicht erklärt werden kann. — Eigentlich erscheinen alle auf Erden gelebt habende, lebende und künftig lebende Menschen als Glieder eines Lebenganzen, der Menschengattung, die ein Individuum ist; wie Blätter eines Baumes, nur dass ihr Verhältniss ein anderes, in verschiedener Hinsicht innigeres und weniger inniges ist, als das der Blätter eines Baumes.

3) Nun ist drittens der Leib in seinem Verhältnisse zum Geiste und das Leibleben in seinem Verhältnisse zum Geistleben zu betrachten. Vorzüglich ist hierbei zu beachten, dass das Werk des Leiblebens nicht mit der es bildenden Kraft für gleich gehalten, oder damit verwechselt werde; denn der Leib selbst, als Wirkniss, verhält sich eben so zu der Leiblebenkraft und zu dem Naturall, wie die Anschauungen des Geistes zu der Geistlebenkraft und zu dem Geistall. — Ferner

*) Das heisst nicht: alleinständig durchall und in aller Art, denn schon mit dem Geistall ist Allnatur verbunden, und wir müssen untersuchen, ob nicht auch mit dem Urwesen.



ist hier nicht zu erwarten, dass diese Frage ursprünglich entschieden werde, denn dies kann nur im Allgliedbau der Wissenschaft selbst geleistet werden. Allein wir können alle Fälle der Entscheidung betrachten und an die seitherigen, oder an neue Erfahrungen unsere Selbbeobachtung halten. Es mögen sich übrigens hier so viele Fälle zeigen, als wollen, so kann jeder davon an irgend welchen Wesen im Weltall wirklich sein und eben daher ein trügerischer Schein der Möglichkeit für jeden dieser Fälle entstehen. Dennoch, wenn dieser möglichen Fälle Tausende wären, kann nur einer der richtige sein, es müsste denn sein, dass sie so beschaffen wären, dass mehrere zeitlich nacheinander auf sich folgten in demselben Wesen. — Uebrigens ist hierbei noch zu bedenken, dass uns die Menge der Behauptenden, wie überhaupt, so auch hier nicht bestechen dürfe, das Eine anzunehmen, das Andere zu verwerfen, sondern lediglich die Wesenanschauung selbst.*) Endlich ist auch zu beachten, dass Untergeordnetsein nicht gleichbedeutend ist mit Geringersein oder Schlechtersein, und dass auch Endlichsein nicht mit Schlechtsein einerlei ist. Denn schlecht ist, was seiner Idee und der Idee seines, zuletzt des höchsten, Ganzen zuwider ist, nicht: was nur ein kleiner, untergeordneter Theil des höheren Ganzen ist. Ein Thier, ein Stein, eine Wanze, das Faulende, Verwesende u. s. w. ist nicht so hochwesentlich, nicht so vollwesentlich, als ein Mensch, aber nicht wesenswidrig, nicht unwesentlich überhaupt, noch in Beziehung auf alle und jede Wesen, weil es in gewisser Beziehung dem Eigenwesentlichen des Menschen widerist. Ueberhaupt ist nicht der Mensch voreilig zum Zwecke des Alllebens zu erheben, noch als das Urmass aller Wesen zu betrachten.

Anderwortlich: Ich kann bloss Geist sein, und eine höhere Kraft vereint das Leibliche mit mir, so bin ich nur Geist, und das Leibliche ist mir eigentlich fremd, jedoch durch den Verein mir gleichfalls wesentlich. Oder: ich kann

*) Im Gegentheil müsste der noch unausgebildete, nicht vollwesentliche (vollwesenlebliche) Zustand dieser Menschheit geneigt machen, daher: dass die Vormenge Etwas annahm, einen starken Zweifel gegen die Wahrheit der Sache zu entlehnen, sofern nämlich gewisse Beschränkungen, welche Vorurtheile und Geistnebel erzeugen, die Meisten, oder Alle treffen und nur von Wenigen überwunden werden. Wo man sich bei wirklichen Wahrheiten auf die Stimme der Mehrheit, der Völker aller Orten und Zeiten beruft, da ist meist die angebliche Uebereinstimmung nicht einmal vorhanden. Zum Beispiel Ahnung des Urwesens findet sich, begreiflich warum, bei allen Völkern, aber die Mehrzahl nimmt noch jetzt Vielheit des Göttlichen an; deshalb, weil: wie wenige tausend Menschen von den vermuthlichen 1000 000 000 Erdenbewohnern reine, urwesentliche Erkenntniss Gottes haben, — Gott selbst nur weiss.

der Leib sein, und der Geist kann mir auf eben die Art zugesellt sein — deshalb nennen auch Einige den Leib die Hülle des Geistes, das Schlechte, Ausgeartete, Unedle, was dem Geiste nur zur Last sei. Die Materialisten hingegen erklären den Leib für das Höchste. Beides ist dann falsch, wenn Leib und Geist gleichwesentlich sind. Je nachdem ich also Geist, oder Leib bin, kann ich bloss Leibgeist, oder bloss Geistleib sein.

Ich kann aber auch selbst dieses Höhere sein, welches den Geist und den Leib vereint, dann theilbin ich Geist und theilbin zugleich Leib. Man muss hier jedoch nur die Kräfte verstehen, denn, wollte man das Gewirktniss derselben betrachten, so könnte man deshalb, weil der Leib, als das Leib-Leben-Kraft-Gewirktniss, vergehet, dasselbe für geringer schätzen, obgleich die den Leib bildende Kraft eben so ewigwesentlich bestehen kann, als die des Geistes. So wie von der andern Seite aber auch das Geistleben, insofern dasselbe Eigenbestimmtes bildet, oder die Geistwelt, der Gestalt nach, veränderlich und vergänglich ist, deshalb aber der Geist nicht überhaupt, noch insbesondere zu bilden aufhört, wenn gerade dieses Gebildetnissthum der Geistinwelt aufhört.

(Da der Geist Vieles wirkt und empfindet, ohne sich, es gewirkt zu haben, bewusst zu sein, so könnte auch der Leib Gewirktniss einer dem ganzen Geiste untergeordneten Lebkraft sein, die ohne Bewusstsein wirkte und sich zur Allvernunft so verhielte, wie die Allebkraft der Natur zur ganzen Natur. Da wäre der Leib im eigentlichen Sinne mein, gehörte mir als Geiste, sowie die Allnatur der Vernunft ineigen.)

Aber ich kann auch der Verein des Geistes und Leibes sein, so dass sich beide wechselseitig anziehen.

Zuerst also wollen wir die verschiedenen Fälle aufstellen, nach welchen das Verhältniss des Leibes und des Geistes bestimmt sein könnte. — Entweder ist Leib und Geist nebengeordnet, oder eins davon dem andern untergeordnet, oder nebenuntergeordnet. (Wenn nebengeordnet, entweder ausser einander, oder theilineinander.) Wenn ferner eins untergeordnet dem andern, so ist entweder der Leib das Höhere und der Geist das Niedere, oder umgekehrt. Eben so, wenn beide sich nebenuntergeordnet sind. In allen drei Fällen findet eine neue wesentliche Unterscheidung dadurch statt, dass sich zu beiden das Vereinbildende, Vereinende verschieden verhalten kann. Denn, sind sich beide untergeordnet, so ist entweder das Höhere von ihnen zugleich das Vereinende, welches das Niedere zu sich hinaufzieht; oder das Vereinende ist ausser ihnen, — und dann entweder ein Höheres, welches das Niedere zu dem Oberen von beiden hinaufzieht, oder durch das Höhere von beiden hindurch das Niedere zu seinem Nächsthöheren,

oder beide gegen einander zieht, — oder ein Nebenes, welches entweder das Höhere zu dem Niederen, oder das Niedere zu dem Höheren, oder beide gegen einander zieht, — oder es sind zwei, oder drei Vereinende zugleich unter eben diesen Bestimmungen. Sind dagegen beide, Leib und Geist, nebengeordnet, so ist wiederum das Vereinende eins von beiden, oder beide, oder ein Aeusseres, und zwar entweder ein Höheres, oder Nebenes, oder das Vereinende ist zweierlei, oder dreierlei der Erwähnten zugleich. Ist das beide Vereinende eins von beiden, so zieht der Leib nur den Geist, oder der Geist nur den Leib an, wie der Magnet das Eisen; ist das Vereinende beide zugleich, so ziehen sie sich beide wechselseits an, wie ein Magnet den andern. Ist das Vereinende ein Höheres, so ist es entweder ein Nächsthöheres, oder das Urhohe, das Urwesen. Und zwar wirkt dasselbe entweder vereinend auf das eine allein, oder auf beide allein, oder auf beide zugleich, und zwar entweder nur auf jedes von beiden, oder auf jedes von beiden und durch jedes von beiden zugleich auf das andere, und entweder bloss auf beide, sofern sie zu vereinigend, oder auch zugleich, sofern sie schon vereinigt sind. In unserem Falle also kann das Vereinende entweder Vernunftwelt allein, oder Leibwelt allein, oder beide, und zugleich auch das Urwesen sein.*) Das vollkommenste Verhältniss an sich wäre, wenn das Urwesen durch Vernunftall und Leiball hindurch, und zugleich Vernunftall und Leiball, beide selbständig und vereint, beides auf Leibleben und Geistleben, selbständig und vereint, und zugleich Leib- und Geistleben selbst, selbständig und vereint, zur Vereinbildung des Leibes und Geistes wirkten.

Eben so wäre es offenbar für mich, sofern ich Ich bin und zu mir Ich sage, das würdevollste Verhältniss, wenn ich zugleich Geist, Leib und das Urwesen wäre, sofern es beide vereinigt. Allein dies darf mich nicht verleiten, diese Annahme, unerwiesen, zu machen. Vielmehr, wenn ich mich nur anschaulich erkenne, als das, was ich bin, so wird mit dieser Erkenntniss, so untergeordnet und einfachwesentlich ich mich auch finden mag, volle Beruhigung eintreten. Es sind ohne Zweifel an Wesenheit ärmere, untergeordnetere Wesen da, als ich; wie niedere Thiere, Pflanzen, Krystalle u. s. w.; allein auch diese sind theilwesentlich in ihrer Art und würden, wenn vollbewusst, mit ihrem Dasein im Urwesen zufrieden sein.

Ist dies so, so wäre ein Mensch ein dreifaches Vereinwesen.

*) Das Urwesen-Urwesensinnbild (siehe es in meinem Versuch über Allsprache u. s. w.) stellt sie alle zugleich dar; so wie überhaupt alle hier als möglich erscheinenden Fälle.

Urwesen könnte die eigenlebliche, Geist und Leib vermählende Urkraft sein.

Ich könnte dann mit Gott, sofern er in mich, ja als Leibgeistwesen mich vereinlebet, in ein ebenso inniges, ursinniges Verhältniss mich einleben, als mit dem Leibe, und vermittelt dadurch wieder in ein Obenherabvereinleben mittelbar mit Gott zur Natur.

Wäre ich dagegen das Geist- und Leibvereinende, so wäre die Gliederung folgende:

1) Geist, der eine Ich-Intheil, 2) der Leib, der andere Ich-Intheil, 3) ich als meine Gegen-Intheile vereinend.

Da stünde ich freilich eine Stufe höher. Aber, wenn ich wirklich so nicht stehe, so vermesse ich mich in das Urwesentliche, ein Urwesentliches höherer Ordnung zu sein (ähnlich dem Abfall des Satan!). Diese zweite Ansicht widerspricht meinem jetzigen Bewusstsein. — Setze ich dieses Schema, anstatt unmittelbar in Gott, eine Wesenstufe niedriger, in die Vernunft, so stimmt mein jetziges Bewusstsein ein, und es erscheint Ich im Urwesen als dem Urwesentlichen des Orwesens gemäss.

Jede schädliche Geisteinwirkung auf den Leib ist zugleich eine Sünde gegen das mit mir vereinte Urwesen; denn Urwesen will Vollwesen-Leibgeistvereinleben.*)

Die Frage nach dem Verhältnisse des Leibes und des Geistes und meines ganzen Ich zu beiden ist sichtbar von der grössten Wichtigkeit, weil ihre Beantwortung allseitlich auf Gesinnung und Lebensführung einfließt. Wer z. B. annimmt, dass das Leibleben etwas Niederes sei, als das Geistleben, wird überall mehr und zuerst nach dem Geistigen streben; wer dabei den Leib gar für etwas an sich Schlechtes, Geringfügiges, des Geistlebens Unwürdiges, wie einen Kerker, wie ein blosses, unvollkommenes Geräth des Geistes betrachtet, ja wohl gar glaubt, dass der Leib schlechter sei, als ein schon in der Weltbeschränkung, dem Eigenleben nach, schlecht gewordener Geist, der wird den Leib, seine Pflege und Ausbildung gering achten, der Naturtriebe sich schämen, sie zu ertöden suchen, wohl gar sich von dem Leibe zu befreien streben durch Kasteiungen, übertriebene Fasten, freiwilligen Tod. Dieser Einfluss äussert sich bei allen Völkern der Vorzeit und der Gegenwart. Völker, welche den Leib als etwas

*) Wir könnten das höhere Vereinende selbst, sowie auch die Vereinigung sein. — Diese Annahme drängt sich, sozusagen, beim ersten Hören als wahr auf. Allein deshalb darf sie nicht angenommen werden; denn es findet sich in uns darüber kein unmittelbares Innesein, wie das des Tugendgebotes, so dass keine Untersuchung, oder kein Erweis nöthig wäre. (Der Erweis wird in der omgliedbaulichen [synthetischen] Wissenschaft geleistet. Vgl. Vorlesungen über das System, 1828.)

Unwürdiges, an sich Schlechtes, bloss als Geistkerker betrachten, werden sich dessen schämen, ihn verhüllen, ihn von Kindheit an unterdrücken, nicht gehörig pflegen und ausbilden, sondern an Reinheit, Gesundheit, Kraftfülle, Lebensbeweglichkeit und Schönheit des Leibes zurückstehen. Diese Gesinnung herrscht bei den meisten christlichen Völkern, wie es scheint, nicht durch die Lehre Jesu, die eine freudige und würdige Ansicht des Leibes und der Natur theils wirklich gewährt, theils möglich lässt: sondern, weil die ägyptisch- und neuplatonisch-mystischen Kirchenlehrer, z. B. der sich selbst entmannende Origenes, diese Denkart woandersher in die christliche Lehre übertragen haben. Die christlich-kirchliche heutige Lehre ist nicht mehr echt und rein. Das Melancholische und Düstere sind fremde, neuere Zusätze. — Und dabei unterscheiden sich die Anschauungen, welche die Mehrzahl der Christen vom Urwesen haben, wenig von denen, die sich andere Völker unter den Bildern Tien, Fo, Brahma, Allah machen. Ob wohl unter tausend Christen einer richtiges Anschauen des Urwesens hat? — Die Annahme, dass der Leib etwas Schlechtes und Geringes sei, beweist sich für Wissenschaft und Kunst und alle geselligen Verhältnisse des Lebens sehr nachtheilig bei allen Völkern, wo sie gehegt wird. Die Griechen daher, welche die urwesentliche Einheit und gleiche Würdigkeit des Geist- und Leiblebens annahmen, oder vielmehr beide noch nicht in bestimmtem Gegensatze erkannten, wünschten: dass in einem schönen Leibe eine schöngute (καλοκαγαθή) Seele wohne, und richteten danach ihr öffentliches und häusliches Leben ein. Sie wurden dadurch ein starkes, leibgesundes und schönes Volk, durch die Ausbildung des Leibes mittelbar auch als Geister gross und erhoben sich zu Mustern in allen Künsten, welche auf leiblicher Stärke, Gewandtheit und Schönheit beruhen und sie darstellen. Betrachten wir den Menschen dieses Zeitalters leiblich im Vergleich mit einem Griechen, wie verstümmelt und elend erscheint er da! Und machen ja einige hierin eine Ausnahme, so ist ihre leibliche Ausbildung doch einseitig. Dass die Ausbildung des Leibes der des Geistes nicht hinderlich sei, beweisen ebenfalls die Griechen, schon durch ihre Philosophie und Mathematik, welche für die christliche Nachwelt so weckend und bildend gewesen ist und noch ist.

Die verächtliche Ansicht des Leibes bewirkte unter allen Völkern die einsiedlerische, mönchische, gegen sich selbst grausame Denkart, welche reine Geist-Tugend in Ertödtung des Leibes setzt, welche doch, als solche, für das Eigenleben des Geistes und dessen Wesengemässheit (Tugend) ganz unwesentlich und ausserwesentlich ist; Fasten, erzwungene Ehelosigkeit, welche fälschlich Keuschheit genannt wird, Entman-

nungen, Selbstmord und dadurch die grauenvollsten Zerrütungen der menschlichen Gesellschaft. Dieses finden wir bei den Indiern (Fahiren, Sanyasis u. s. w.), Sinern, Aegyptern, muhammedanischen und christlichen Mönchen bestätigt. Neigungen des Leiblebens, welche der Geist unschuldig und rein befriedigen kann, werden von denen, die ein widernatürliches Gelübde, als eine unerträgliche Last (*πορτίον δυσβάστακτον*), sich aufgelegt haben, in dem Dunkel der Kammer, oder der Erde, unter graunvollen Verbrechen, in schändlicher Lustgier befriedigt, wo sie sogar die, mit denen sie heimlich umgehen, wie auch die Frucht dieses Umganges, tödten. Diese Ansicht, erweitert, lässt dem Trübsinnigen die Erde als einen Bau aus Excrementen der Schöpfung (siehe Saint-Martin über das Wesen der Dinge), ja die ganze Natur als das Urböse erscheinen. Erwiese sich indessen diese Ansicht bei genauer Betrachtung dennoch als wahr, so dürfte uns weder die Schwierigkeit, diese angebliche Tugend auszuüben, noch die schrecklichen Folgen derselben abschrecken, denselben Lebensweg zu gehen. Denn das Wahre und Gute müsste gesucht werden und bestehen, und wenn diese ganze Welt, ja mein eigenes Selbleben für alle Zeit, darüber zu Grunde ginge.

Fragen wir nun, in Ansehung dieser lebenswichtigen Aufgabe, unser unmittelbares Selbstbewusstsein, dasselbe, welches uns sagt, dass wir ein freies Selbstwesen sind, welches uns, als Gewissen, befiehlt, das Gute rein als solches zu thun: so finden wir darüber mit unmittelbarer Gewissheit den Befehl: untersuche dies gründlich, dann handle danach. Ein Gefühl der Achtung für die Lebenfülle, Harmonie und Schönheit des Leibes und der Natur drängt sich dem Gemüthe unwillkürlich auf, und der Trieb der Selberhaltung, sowie das Gefühl der innigen Lebeneinheit, des tiefen Wechselinflusses des Leibes und des Geistes, gebietet, den Leib zu pflegen, ihn rein, kraftvoll und schön zu erhalten und zu bilden. Allein unmittelbar entscheidet das Selbstbewusstsein Nichts über das Verhältniss von Leib und Geist unter sich, zu mir, als Ganz-Ich, und zu allen anderen Wesen.

Wir wollen mithin diesen Gegenstand so gründlich untersuchen, als es die Betrachtweise der blossen, reinen Selbstbeobachtung gestattet, und zwar nach Massgabe der zuvor aufgestellten verschiedenen, bloss möglich erscheinenden Fälle. In jedem dieser Fälle wollen wir Alles, was wir bis hieher beobachtet haben, an die Behauptungen halten, die in ihm liegen, und über die noch zweifelhaften Punkte uns noch weiter selbst beobachten.

Zuerst wollen wir die Annahme prüfen, dass der Leib etwas Untergeordnetes in Ansehung des Geistes sei. Versteht

sich, nicht der Leib als blosses Lebenwirkniss, als Produkt, welches, wenn das Leibleben sich abgewandt, heimweset in die Allnatur, sondern als ganzes Kraftwesen und Wesenkraft seiner Art! Die Gründe, welche für diese Annahme angeführt werden, sind hauptsächlich folgende: „Der Geist“, sagt man, „erweist sich als dem Leib überlegen, als sein Gebieter, als sich des Leibes bloss für seine höheren Zwecke bedienend; er kann sogar dem Leibe die Pflege und Nahrung versagen und ihn durch freiwilliges Verhungern und sonstiges Selbstverwüsten tödten.“ Aber bedenke, dass doch dieser Einfluss des Geistes sich der Leibkräfte selbst bedienen muss und nicht weiter reicht, als diese selbst; ferner, dass, wenn du den Leib schwächst, oder tödtest, du bloss dies Lebenwirktniss als solches hemmest, verderbest, vernichtest, nicht aber die Leiblebenkraft selbst, welche unermüdet und stetig zu heilen versucht, was du, Geist, ihrem Werke anthust; und welche du nicht selbst vernichten, sondern bloss nöthigen kannst, diesen ihren Bau und somit auch dich, Geist, zu verlassen. Weiter bedenke, dass dein Geistgefühl, dein Gemüth, dein Gewissen dies dein Verfahren nicht billigt, und dass du in dieser Leibmisshandlung nicht stark und gesund am Geiste, sondern schwach und krank dich erweisest. Sodann vergiss nicht die gleiche Abhängigkeit deines Geistes von der deinen Leib bildenden Kraft; ihre Leiden sind die deini- gen, ihre Krankheit wird Geistkrankheit, ihre Verrücktheit Geistverrücktheit, ihr Entweichen aus diesem ihrem Bau vertreibt auch dich, als Geist, aus dieser Lebensphäre. Die erwähnte Abhängigkeit des Leiblebens von deinem Geistleben erscheint mithin zum Theil als unbegründet, im Ganzen aber als wechselseitig; daher kann auf sie die Annahme der Unterordnung nicht gegründet werden. Misshandlungen des Leiblebens, welche dem Geiste an sich möglich sind, werden als geistlebenwidrig, als Missbrauch der von der Natur dem Geiste verliehenen Kräfte empfunden.

Ferner will man die Unterordnung des Leibes unter den Geist auf folgende Art beweisen. „Dieser Leib,“ sagt man, „würde sein selbst nicht einmal inne werden. Möge sich „immer die Allnatur in des Leibes Auge und übrigen Sinnen „noch so schön und so vollständig spiegeln, wenn kein höheres, geistiges Auge da wäre, das diese Bespiegelung beschaute, so wäre diese ganze Anstalt vergebens. Um dieser „Anschauung willen, und um das Wechselleben des Geistes zu „vermitteln, ist die ganze Natur da, und alle Leiber.“ Es ist in dieser Behauptung mehr Irriges, bloss Vorausgesetztes, als sich hier enthüllen lässt. Woher weisst denn du, frage ich dagegen, ob nicht die Leiblebenkraft für sich, ohne dass du, Geist, ihr Anschauen anschaut, ihre Abspiegelung in dei-

nen Leibsinnen nicht weit inniger, als du geistig, anschaut? Zumal, da die zarteste Rückwirkung der ganzen Leibkraft in Folge einiger Sinnenanwirkungen schon bei dem einfachsten Thiere dieses Selbanschaun der Natur anzudeuten scheint! Woher weißt du ferner, dass nicht zugleich mit dir noch andere Geister das Naturgemälde in deinen Leibsinnen anschauen, ja noch genauer, als du, und es noch weit wissenschaftlicher und tiefsinniger auslegen, als du es soeben vermagst? Schon ein Menscheng Geist kann, ist er höher ausgebildet, den anderen genauer durchschauen, als dieser sich selbst. Und, ist ein Urwesen, so schaut dies dich, Geist, und deinen Leib, das Naturbild in deinen Leibsinnen, das Ahmgemälde davon in deinen Geistsinnen und deine Auslegung desselben; es schaut dich und dein Anschauen, deinen Tag und deine Nacht, dein Wahranschaun und dein Wahnanschaun.

Weiter sagt man, der Ueberblick dieses Allerdlebens erweise, dass das Geistleben ein höheres sei, als das Leibleben. Denn die Kunst der als Menschen in die Natur hereinwirkenden Geister erhebe diese über sich selbst, bilde in ihr nach ihren eigenen, mit denen des Geistlebens vereinten Gesetzen eine höhere Lebenharmonie und Schönheit, welche sie eigenkräftlich nicht erreichen könnte. Ausrottungen der Wälder und Sümpfe, harmonische Verbreitung der Thiere und Pflanzen über die Erdumfläche, Brücken, Schiffe, Dämme, Kanäle, Gärten, dem Meer abgewonnene Länder, feste und wandernde Dörfer und Städte, Menschen und Völker, unter unwirthbarem Himmel durch weitere Vertheilung der Naturerzeugnisse ermöglicht, Werke der schönen, redenden, bildenden Künste, alles dies verkündige die Herrlichkeit, Urvollwesenheit und Ueberlegenheit der Geistlebenkraft. Wohl die Herrlichkeit und Urvollwesenheit der Geistlebenkraft; ob aber auch ihre Ueberlegenheit? — Zuerst bedenke, dass alles dies weitere Gestaltungen schon vorhandener, durch die Natur gebildeter Leibwesen und Kräfte sind, dass diese Weiterbildung selbst mit Leibkräften, vorzüglich mit der allbildenden Hand, geleistet wird, und dass zugleich alle Kräfte der Allnatur zu dieser Höherbildung des Erdlebens mitwirken. Offenbar sind alle erwähnten Dinge Vereinwerke des Leiblebens und des Geistlebens, welche eben deshalb vollwesentlicher sind, als Einzelwerke beider, aber die gleichförmige und an sich gleichwesentliche Zusammenwirkung und Wechselwirkung erfordern, wo sie vollendet hervortreten sollen. Aus jener zuvor geschilderten, zerfleischenden Gesinnung wären alle diese Vereinwerke nicht gekommen. Sie gelingen sämmtlich und sind gelungen am besten solchen Menschen und Völkern, welche Naturleben und Leibleben für selbwürdig erkannten. — Ferner,

wenn die Kunstkräfte des Geistes darin der Natur überlegen erscheinen, dass sie frei, nach Urbildern, sogar die reine Gestalt, wie in der Plastik und Malerei, in der Natur selbst heranzubilden können, welches die Natur nicht vermag, so erscheint dagegen auch die Natur ihrerseits eben so überlegen in der allgliedleblichen Darstellung ihrer Werke, worin Alles urallbestimmt, uralleblich (urallendlich) zugleich gebildet wird, welches wiederum der Geist nicht vermag. Die Natur bildete mit der ihr eigenthümlichen Freiheit sowohl den schönen Leib eines Raphael, als die Hand, welche seine Gemälde entwarf, und das Licht und seine Gesetze und das Auge jenes Beschauers und nimmt rein und empfänglich auf, was die Kunst des Geistes ihr anvertraute, und strahlt es treu und freundlich ab, in jedem ihrer sehenden Augen.

Sagt man ferner, der Leib ist von meinem Geiste abhängig, denn mein Geist bewegt den Leib durch seinen Willen, so verdient hier untersucht zu werden, ob diese Behauptung vollständig, und ob sie wirklich aus der Erfahrung genommen ist. Erstlich ist sie nicht rein so aus Erfahrung genommen, denn die Erfahrung lehrt zwar, dass ich als Geist, sofern ich will, Manches veranlasse, was im Leibe geschieht, aber sie lehrt nicht, dass ich als Wille dazu der zureichende Grund bin. Denn daraus, dass Etwas zugleich geschieht, folgt nicht, dass es, durch einander verursacht, geschieht. Dies Vorurtheil ist, wie in andern Fällen ähnliche Vorurtheile, durch das blosse öftere Geschehen zu erklären: dass immer einer durch den Willen bestimmten Geistkraft eine ähnliche Leibkraft wirkend entspricht. So wie Jemand, der viele Bediener hat, die immer gehorchen, deren menschliche Freiheit ganz vergisst; oder, wie es in den Feengeschichten der Fall ist, wenn Jemand Etwas bloss will, ohne es durch Sprache zu offenbaren, oder leiblich dafür Etwas zu thun, so kommen ohne Weiteres die Dinge, die er gewollt hat. Er glaubt nun, da es allemal geschieht, dass sein Wille der zureichende Grund des Geschehens sei. Wenn Geister, die mich durchschauen, mir Alles, was ich wollte, besorgten und darreichten, und ich könnte diese Geister nicht beobachten, so würde ich gar leicht in den Irrthum fallen, ich selbst bewirke dies durch meinen Willen, da ich es doch bloss veranlasse. Ob ich der zwingende, zureichende Grund bin der Bewegung meines Leibes, oder die Leibkraft selbst, oder Etwas über beiden, oder Etwas über dem einen? *) — Ausser-

*) Denn es ist hierdurch noch gar nicht bestimmt, ob nicht die Natur selbst, als Ganzes, höher, als der Geist sei, wenngleich der Leib ihm untergeordnet wäre. Dass Dichter sagen, ein Geist wiege ganze Sonnen, ja alle Himmel auf; Geistliebe sei besser und höher, „als alle Sonnen, mit allen ihren Prachten und Wonnen“, kann nicht bestechen;

dem gehorcht nur die eine Hälfte des Nervenbaues dieses Leibes dem Geiste, und nur ein Theil des Muskelbaues, und zwar auch von diesem nicht unmittelbar der Theil, sondern jeder Theil nur vermittelt durch das Ganze; daher das Unterbinden eines Nerven, als des Kraftweges, wodurch die Ganzkraft des Leibes mit ihren Theilen in Lebenverein steht, alle untere Nerven und Muskeln, nicht aber unmittelbar die oberen, dem Einflusse des Willens entzieht.

Dass alle Einzelbewegungen des Leibes, sie mögen nun in Mitwirkung des Willens des Geistes geschehen, oder nicht, durch die den Leib bildende Ganzkraft, vermittelt durch den Leib als gegliedertes Ganzwirkniss, geschehen, ist aus den Folgen der natürlichen, oder künstlichen Lähmungen zu ersehen, wo alle untergeordnete Glieder des abgebundenen Nerven gefühllos werden und schwinden, nicht aber die höheren. Die Lebenskraft kann sich dann nicht in ihrem Ganzumfange äussern und verlässt, so zu sagen, dieses ihr Wirkniss; daraus folgt aber nicht, dass sie deshalb selbst aufhört, so wenig dies für den Geist daraus folgern würde, dass er in der Phantasiewelt ganz neue Bildungen vornimmt.

So wie ich als ganzer Geist darauf merken muss, wenn ich Etwas sehen, oder hören u. s. w. soll, und so wie ich überhaupt bei einzelnen geistigen Wirknissen als ganzer Geist thätig sein muss, so ist auch die Leiblebenkraft in ihrem Gebiete immer als ganze thätig und erweist sich als solche. Berührt ein anderes Leibliche den Menschenleib nur in dem äussersten Theile, so wird dadurch das Gefühl des ganzen Leibes geweckt; die ganze Leiblebenkraft erweist sich thätig in Empfangen des Anwirknisses und Angewirknisses und im Gegenwirken.

Die andere Hälfte des Nervensystems ist, im wachen Zustande, der Willkür des Geistes entzogen, denn nur von den Zuständen desjenigen Theiles des Muskelsystems empfindet der Geist Etwas, dessen Nerven mit dem Geiste lebenvereint sind; daher auch der erste, kraftvollste und schönste Muskel, das Herz, der freien Einwirkung des Geistes entzogen ist. (Aus Kreysig's Werke über die Krankheiten des Herzens geht indess ein eignes Entstehen der Krankheiten des Hirns und des Herzens hervor; welches alles rein leiblich gar wohl zu erklären ist, da sich das Nervensystem zum Muskelsystem, wie der Geist zum

denn durch schöne Bilder, durch Reim und Silbenmass wird Nichts wahr, was es nicht ist, und gereimte Behauptungen müssen so gut geprüft werden, ob sie nicht ungereimt sind, als reimlose. Uebrigens, wenn ein Mensch ein Geistleib, ein Vereinwesen aus Natur und Vernunft, vielleicht ein Gottgeistleib ist, so ist ein Mensch allerdings vollwesentlicher, als eine Sonne!

Leib verhält.*) Die Leibkraft bildet also zum Theil selbständig und richtet sich nur in der einen Hälfte ihrer Intheilkräfte und ihres Lebenbaues (Kraftwirknisses, des Leibes) nach dem Geiste; die andere Hälfte behält sie für sich. Ob nicht eine so innige Wechselwirkung des Leibes und des Geistes möglich und wirklich sei, dass das ganze Nerven- und Muskelsystem von der Leibkraft dem Geistleben und Willen gemäss gebildet werde, bleibt hier Aufgabe. Das ist aber wichtig, bemerkt zu werden: dass ich als Geist nicht unmittelbar mit dem Leibe, als Wirkniss (als Produkt), sondern nur mittelbar, so weit mein Geistbewusstsein reicht, mit der Leibkraft lebenvereint bin, welche dann, nach ihren Gesetzen, ihre Intheilkräfte und Theilwirknisse (Leibglieder) dem Geistwillen gemäss bestimmt. — Eben so theilweis und mittelbar ist auch, was der Geist durch die Hirnsinne im Wachen von dem Leibe mitgetheilt erhält. Die Leiden und Freuden der einen Hälfte des Nervensystems kommen (wie in der Hypochondrie, in Ahnungen, in der Epilepsie) nur als Allgemeingefühl in das Geistbewusstsein.

Ferner ist dabei nicht zu übersehen, dass Alles, was dem Willen des Geistes gemäss im Leibe geschieht, mit den Kräften des Leibes und nach seinen Gesetzen geschieht. So wird mein Wille, Klavier zu spielen, nur dann wirksam sein, wenn ich die Naturkraft in den Fingern u. s. w. geübt habe, das ist, wenn ich diese Verrichtung in die Ganzkraft des Leibes übertragen habe, d. i. mit veranlasst habe, dass die Ganzkraft des Leibes mit ihrer eigenwesentlichen Freiheit das zum Klavierspiel Nöthige vornimmt. Wenn die Kräfte des Leibes ermatten, oder ein Glied, oder der ganze Leib abstirbt, so vermag der Wille Nichts mehr darauf, ja es wird der Zustand desselben gar nicht mehr geistig wahrgenommen. Eben daher muss sich auch die Leibkraft der einzelnen Glieder erst gewöhnen, dass sie dem Geiste gehorchen, und zwar nach Gesetzen des Leiblebens, z. B. bei dem Spielen eines musikalischen Instrumentes, bei dem Tanzen und bei jeder leiblichen Fertigkeit.

Achten wir genauer auf die Abhängigkeit des Geistlebens von dem Leibleben, so finden wir, dass sie durchaus gleichförmig und wechselseitig ist. Auch die Zustände und Selbstbestimmungen einzelner Leibglieder wirken nicht unmittelbar auf einzelne Geistglieder, sondern zuerst auf den Geist

*) Dass bei heftigen Gemüthsbewegungen, Erschrecken, Freude, Zorn, — plötzliche Apoplexie eintreten kann, wo auch das Herz still steht, das ist nicht unmittelbare Einwirkung des Geistes auf das Herz, sondern die Ganzleibkraft nimmt Theil an dem Anwirknisse des Geistes, ihr widerfährt ein Aehnliches, und ein Aehnliches thut sie daher auch dem ganzen Muskelsystem an!

als Ganzwesen; daher, wenn der Geist z. B. sich nicht sehend auf die Augen des Leibes richtet, so nimmt er das Bild in ihnen nicht wahr u. s. w. Auch räumt der Geist dem Leibe nur einen Theil seiner Lebensphäre ein. So wie der Geist sich frei nach seinen Gesetzen den Einwirkungen des Leib-lebens hingiebt, sie mit freiem Willen in sich aufnimmt, so auf seine Weise auch der Leib. Für diese Behauptung lassen sich viele Erfahrungen anführen. Dass ich mir dieser Eigen-freiheit, das ist dieser eigenleblichen Selbstgesetzlichkeit (*autonomia spontanea*), des Leibes nicht unmittelbar bewusst werde, beweist Nichts wider ihr Vorhandensein. Wer den Leib so erkennt, wird ihn, als das Wirkniss der in ihrer Art freien, dem Geiste selbständig gegenüberstehenden Naturlebenkraft, verehren und heilig halten, ohne deshalb die Urwürde des Geistes und die Erhabenheit des Geistes über den Leib, denselben als Wirkniss betrachtet, zu verkennen.

Fragen wir uns ferner, wie wir uns des Geistes und des Leibes bewusst oder inne werden, so finden wir einen wesentlichen Unterschied. Des Geistes werde ich mir immer unmittelbar bewusst, als Ich selbst, des Leibes aber nur mittelbar innerhalb meines Geistlebens durch die Anwirkung des Leibes, oder vielmehr der ihn bildenden Ganzkraft, auf mich als Geist. Ich kann daher die leibbildende Kraft und den Leib nicht zu mir selbst unmittelbar, nicht zu meinem Ich, als solchem, rechnen, so wenig als den Sirius, ob ich gleich die den Leib bildende Kraft als innig lebenvereint mit mir als Geiste anerkenne. Schon der Tod des Leibes kann uns erinnern, dass die Ansicht des gemeinen Lebens, ihn als Theil des Ich zu betrachten, irrig ist. Bin ich aber als Geist mir der Leibkraft auch als Nicht-Ich, und zwar nur mittelbar, bewusst, so wird dadurch nicht ausgeschlossen, dass auch die Leibkraft als solche ihr eigenes, unmittelbares Bewusstsein habe und der Geistkraft eben so inne werde, als ich als Geistkraft ihrer. Doch wird ihr Selbstbewusstsein wesentlich verschieden sein von dem des Geistes.

Hierdurch erscheint Leben und Tod des Leibes ganz anders, als gewöhnlich. Mit dem Heimwesen des Leibes als Wirknisses der ihn bildenden Kraft in die allgemeine Natur vergeht nicht diese Kraft selbst, viel weniger die mit ihr verbundene Geistkraft, sondern es bleibt auf diesem Standorte unentschieden, ob die Geistkraft noch mit der Leibkraft vereint bleibt, und ob diese sich auf dieser, oder einer anderen Erde einen neuen Leib bildet. — Eigentlich darf, dieser Ansicht zu Folge, das Leibleben dem Geistleben nicht aufgeopfert werden, allein wohl beide zugleich dürfen diesem Lebenskreise, diesen ihren eignen Lebenwirkungen entzogen werden, wenn das Wohl der ganzen menschlichen Gesellschaft und

zugleich die sittliche Vollwesenheit des einzelnen sich opfernden Menschen diese Aufopferung fordert. Und in dieser Aufopferung bewährt sich der einzelne Mensch am schönsten als Theil des höheren Ganzen.

Man pflegt dieses Erdenleben gewöhnlich als eine Beschränkung des geistigen Lebens durch das leibliche zu betrachten. Und das ist im Allgemeinen schon dadurch begründet, dass überhaupt zwei Wesen, die in einander einleben, sich dadurch wechselbeschränken. Aber fürs erste ist diese Beschränkung wechselseitig und gleichförmig, das Leibleben wird eben so durch das Geistleben beschränkt. Und dann ist diese Beschränkung so schrecklich nur wegen der noch grossen Unreife des Menschheitslebens dieser Erde, z. B. Mangel an Nahrungsmitteln u. s. w.; viele Krankheiten würden wegfallen in einer vollkommeneren Rechtsverfassung, bei vollkommenerer Erkenntniss und Erziehung, bei reinerer, mehr thätiger Menschenliebe. Ferner ist über den Wechselbeschränkungen auch die eben so grosse, oder noch grössere Wechselerhebung und Wechselbelebung nicht zu vergessen. Denn im Wechselleben des Geistes und Leibes wird eben so das Geistleben, als das Leibleben, bereichert, bekräftigt und verschönert. Dem Geiste wird dadurch das Eigenleben der Allnatur und dem Leibe das Eigenleben des Geistalls offenbar, und mit ihren Wechselkräften bilden sie ihr Eigenthümliches ineinander ein. Der Leib wird selbst als Leib in allen seinen Kräften und Gliedern durch die Einwirkung des Geistes in aller Hinsicht vervollkommnet. Und eben so gegenseitig der Geist.

Wird aber nicht bei dieser Ansicht von mir selbst meine Weseneinheit als Mensch zerrissen? Keinesweges, denn die Weseneinheit meiner, als Geistes, und als mit einem Leibe vereinten Geistes (als Leibgeistes), ist anerkannt, so auch die der leibbildenden Kraft, an sich und im Vereine mit dem Geiste. Diese Einheit ist der Lebeneinheit der ehevermählten Menschen zu vergleichen, welche wirklich eine höhere Person sind, obgleich beide ihre Eigenpersönlichkeit in der Ehe nicht aufgeben. — Ich bin nur Geist, und zwar Leibgeist, aber ich habe genug zu thun, um dieser mit Würde vollwesentlich zu sein, und mein inniges Lebensverhältniss zum Leibe eigenschön zu gestalten.

Es bestätigt sich also durch Selbbeobachtung der eine von vielen Fällen als wahr, wo Leibkraft und Geist als nebengeordnet gleich wesentlich im Urwesen erscheinen. Geistlebenkraft und Leiblebenkraft durchdringen sich nicht ganz, sondern wechselsweis nur zum Theil, nach dem Bilde von zwei einander schneidenden Kreisen. Ein Theil Geistkraft und ein Theil Leibkraft bestehen für sich, selbständig. Dies ist

unser Zustand jetzt, ob aber nicht eine andere Vereinheit möglich sei, oder einst nothwendigerweise eintreten werde, das können wir hier nicht entscheiden.

(Wahres und Falsches von Leibnitzens Lehre über die prästabilirte Harmonie des Leibes und des Geistes. Sofern angenommen wird, dass das Urwesen beide Wesen bestimme, ohne Freiheit des Geistes und ohne Eigengesetzlichkeit [Autonomie] der Natur, ist diese Ansicht irrig.)

Ich als Geist kann also nicht das Thun oder Thätigsein des Leibes bewirken, sondern nur mit-, d. i. als neben-mitwirkend, veranlassen, dass die Leibkraft sich, meinem Willen gemäss, selbbestimme, und bin mir überhaupt nicht bewusst, die Ursache des Leibkraftwirknissthumes zu sein. Das heisst aber nicht: ich bin mir bewusst, nicht die Ursache (die Nicht-Ursache) desselben zu sein! Sondern dies schliesse ich erst aus dem Geschehnissthume meiner Leibsinn-Erfahrung. Wir haben also, um die Wahrheit zu finden, nicht nöthig, die übrigen Annahmen zu betrachten, obgleich dies nicht unnütz ist, um sich vor Irrthum zu bewahren, und das Theilwahre zu bemerken, was zu irrigen Annahmen verleitet.*)

§ 40.

Wir haben bis hieher nur die Verschiedenheit des Verhältnisses des Leibes zu dem Geiste selbst in deren Vereinigung betrachtet. Nun ist zunächst das beide vereinigende Wesen zu erkennen. Und zwar stellen wir wieder zuerst alle Fälle auf, um daraus den zu entdecken, der entweder in der Erfahrung als wahr erkannt, oder durch Ahnung bestätigt wird.

Anderwortlich. Das Vereinende ist entweder: Ich, als Geist allein, so dass der Leib bloss angezogen wird; oder umgekehrt: die Leibkraft, so dass der Geist sich bloss leidend verhielte. Oder auch beide können wechselwirkend sein.

Oder auch ein Höheres über beiden kann das Vereinende sein. Also 1) das Geistall, wovon jeder Geist ein Intheil ist, oder 2) das Naturall, von dem jeder Leib ein Intheil ist. Und zwar kann das Geistall entweder mittelbar durch den einzelnen Geist, oder mittelbar durch den einzelnen Leib, und zwar dies beides allein, oder zugleich, wirken; oder unmittelbar auf beide, so dass beide leidend sich verhielten. Und eben so auch

*) Es ist ein allgemeines Gesetz des Meditirens, sich alle Fälle combinatorisch aufzustellen, und durch genaue Untersuchungen alle unnützen auszuschliessen. Auch bei mathematischen und anderen Untersuchungen trifft es sich zuweilen, dass man gleich auf den einzig wahren Fall geräth, zumal, wenn man nach leitenden Ideen den zuerst zu betrachtenden Fall wählt.

diese Fälle in Ansehung des Leiballs. Endlich auch Geistall und Leiball zugleich in allen diesen Fällen. Hier ist das Vereinende dem Geiste und dem Leibe neben-übergeordnet.

Allein das Höhere kann auch zwischen beide übergeordnet sein, und zwar gegen beide gleich übergeordnet. Dann erwiese sich das angenommene Höherwesen als Allwesen, Urwesen, Wesen. Dieses kann nun auf das Geistall allein, oder auf das Leiball allein, oder auf beide zugleich gleichförmig wirken. Ferner auf jeden Intheil des Geistalls und des Leiballs sowohl unmittelbar, als mittelbar.

Sollte letzteres sein, so würden wir hier über diesen Gegenstand nicht entscheiden können. Das vereinende Wesen ist entweder Geist- oder Leibkraft allein, oder beide allein, oder nicht allein, oder gar nicht. Und zwar ist für diese letzten beiden Fälle das Vereinende ein Aeusseres, mithin entweder Geistall, oder Naturall, eines von beiden allein, oder beide zugleich allein, oder nicht allein, oder gar nicht. Oder das Leib und Geist zum Menschen Vereinende ist das Urwesen selbst.

Nicht alle dieser Fälle schliessen sich aus, z. B. Geist und Leib können beide einander selbständig anziehen, und dabei auch Naturall und Geistall beide vereinen. Ja vielleicht können alle diese Fälle so vereinigt werden, dass:

	und		und	
Urwesen	Geisterall	dieser eigenleb-	jedes Glied selbstän-	
Geistall	Leiberall	liche Leib	dig, und jedes mit	
Leiball		dieser eigenleb-	jedem, nach der Stufe	
		liche Geist	seiner Wesenheit, zu-	

sammenwirken, und dabei auch alle Mittelglieder in Wechselanwirkung, Wechselangewirktheit und Wechselgegenwirkung kommen.

In dem Menschheitskreise sind alle Wesen und ihre Vereinssphären als selbständig und mit allen vereint enthalten. *)

Ogleich dieser letzte Fall, als der harmonische Verein aller anderen, in sich nichts Widersprechendes enthält, auch an sich gleichmässig, wohlgeordnet und vollwesentlich (symmetrisch, eurhythmisch und vollkommen) erscheint, so können wir ihn doch so wenig, als irgend einen anderen, ohne Beweis annehmen.

Es ist überhaupt die Frage, ob sich hierüber durch eine Selbbeobachtung unserer jetzigen Erfahrung entscheiden lasse. Unser Bewusstsein reicht nur so weit, dass es entscheidet,

*) Eine hochgeistige Darstellung allfolgebildlicher Einheit (combinatorischer Variation)!

dass wir als Geist nur im Lebensverein mit dem Leibe und durch ihn mit der Allnatur stehen und, auf die früher nachgewiesene Art, als Geist Wirkungen in dem Leibe und, durch ihn vermittelt, in der Natur veranlassen. Diese Selberfahrung unseres jetzigen Zustandes lässt aber durchaus unentschieden, welches Wesen die erste und zureichende Ursache dieses Lebensvereines sei. Da mithin die geistsinnliche und leibsinnliche Erkenntniss hierüber nicht entscheidet, so könnte die Entscheidung hierüber nur in ewiger und vielleicht nur in urwesentlicher Erkenntniss gefunden werden. Diese Erkenntnissarten müssten wir also gesetzfölglich ausbilden, um zu einer gründlichen Entscheidung zu gelangen.

Indess ist es hier nützlich, zu erkennen, dass in jedem Menschen übersinnliche, das ist ewige und urwesentliche, Voraussetzungen, oder allgemeine Behauptungen vorhanden sind, nach welchen er unwillkürlich alle Dinge beurtheilt.

So glaubt jeder Mensch, dass Dinge, die sich nebengeordnet sind, auf einander wechselwirken. Spricht ein Mensch mit einem andern, so ist er überzeugt, dass dieser gegenthätig ist, selbthätig das Gehörte aufnimmt und gegenwirkt. Diese Annahme zu haben, beweist jeder Mensch in allen seinen Handlungen, ja in alle dem, was er von sich als Leib und als Geist aussaget. Eben so nimmt jeder Mensch unwillkürlich an, dass, wo ein Gliedbau mit einem Intheilthume stattfindet, auch diese Intheile, durch das Ganze, unter sich und mit dem Ganzen in Wechselwirkung sind. Sieht man Sterne, und erkennt sie als selbständige Himmelleiber und zugleich als Inglieder eines höheren Himmelleibganzen an, so tritt sogleich die Ahnung ein: dass sie wechselwirken, also auch auf die Erde einen Einfluss haben, obwohl dafür kein Nachweis in dem Erfahrthume da ist.

Dergleichen sind ferner: der Satz vom zureichenden Grunde, genau angeschaut: eines jeden Endlichen in einem höheren Endlichen, und zuletzt aller Endlichen in einem unendlichen Wesen.*) Ferner: dass Einheit eher, wesentlich früher, als Vielheit; Vielheit in Einem früher, als Verein des Vielen sei. Ferner, dass in einem gliedbaulichen Ganzen alle Theile unter sich und mit dem Ganzen wesenverbunden sind. — Alle diese Voraussetzungen entscheiden für obigen allvollständlichen Fall.

Wir müssen jedoch bei diesen Festsetzungen um so vorsichtiger sein, als sie, wie erwähnt, für die Menschheitleben-

*) Schon diese Betrachtung führt zur Anerkenntniss des Urwesens, als des Grundes alles Grundes. Denn, wenn dieser Satz als allgemeingültig angenommen wird, so kommen alle Endliche in einem Urwesen, wo der Grund des Grundes, d. i. die Grenze, fehlt, zusammen.

führung und deren Urwürdigung erstwesentlich sind, und über sie bei allen Völkern Ahnungen und voreilige (weil vorwissenschaftliche) Entscheidungen sich finden, welche zu zahllosem Aberglauben und der hohlsten Schwärmerei Veranlassung wurden. Es zeigt sich hier die Ahnung einer allseitigen Lebeneinheit des selblebengesetzlichen (rein-sittlichen) Menschen mit dem Urwesen, Gott, mit Natur, mit Geistall, aus deren voreiliger Wahnauslegung alle vorgebliche Magie und die schrecklichsten Einrichtungen unter den Menschen, unter den Magiern und Gegenmagiern, entstanden sind. Aber die wesenswidrigsten Verirrungen der Menschheit betreffen überhaupt gerade die wesenswichtigsten Gegenstände. Es ist wesentlich bei Dingen, die unser Wissen noch nicht durchdringt, das Ahnen von dem Wahren (im Wahnesein und von dem Wähnen: im Wahren schauen wollen) und beides von dem Wahren zu unterscheiden. So verwandt, wie diese Schälle, so die Sachen. Kindlich einfach schönes Ahnen schliesst nicht reife Besonnenheit, ruhige Ur-Prüfung aus, sondern erstweckt zu letzteren. — Die Ahnungen der urgeistigsten Völker und der urgeistigsten Einzelmenschen aus allen Völkern entscheiden für jenen allharmonischen Fall. So vorzüglich und einzig die alte indische Wissenschaft, so weit sie bis jetzt aus Oupnek'hat erkennbar ist. Für die europäische Wissenschaft ist diese Annahme im Ganzen neu, obwohl sie ihr in einigen Wissenschaftern entgegen zu reifen scheint.

Wesentlich ist auch folgende Bemerkung. Ist Urwesen, und ist Urwesen in sich urwesenganz, urweseneins, urwesenviel und urwesenvieleins, so ist der angeführte Fall diesen Ureigenschaften des Urwesens gemäss; jeder andere aber nur theilgemäss oder theilwidrig, und so vereint diese Anschauung das Wahre und Würdige und das Gemüth Ansprechende aller Ahnungen und Theilanschauungen.

Wäre diese Ansicht des Menschen die richtige, so erscheint er als ein einzelner Gottgeistleib, das ist als ein durch Gott vereinter Geistleib, als einzelnes eigenlebliches Glied des einen Gottgeistleibwesens, das ist der einen Menschheit des Weltalls im Urwesen, des Naturalls, des Vernunft(Geist-)alls, in der sich alle Kraftharmonien, alle Insamwohllänge des Urwesens vereinen.*) Alle Menschen dieser Erde ein Gottgeistleib dieser Erde, alle Menschen Geschwister in Gott, selbst Wesentheile Gottes.

Hiernach erhielte das Wort Mensch seine wesentliche, vollständige und bestimmte Bedeutung, als das Vereinwesen

*) In der Urmenschheit würde ein pythagorisches Ohr noch höhere und vielstimmigere Harmonien vernehmen, als in dem Tanze der Sterne.

einer göttlich-eigenleblichen Kraft, welche diesen eigenleblichen Geist lebenvermählt mit diesem eigenleblichen Leibe. Weder der Leib allein, noch der Geist allein, noch Leib und Geist allein könnten Mensch genannt werden. Ich als dies Einzelwesen, sofern ich zu mir Ich sage, bin nur der eine untergeordnete von den drei Wesenur-Theilen des Menschen. Ich kann sagen: ich bin ein Mensch, sofern ich ein Wesenintheil eines Menschen bin. „Dieser Mensch ist vollkommen, das ist, vollwesentlich,“ hiesse mithin: ein schönguter Geist ist mit einem schönguten Leibe durch eine eigenlebliche Vollkraft des Urwesens vereint, und ihre allfache Wechseldurchdringung ist lebenvollführt (in der Zeit wirklich).

Ein Menscheng Geist, der sich also in Gott würdigt, ist sich selbst heilig; heilig er sich selbst als Geist, heilig ihm sein Leib, als gotterfüllter Wesentheil der Allnatur, heilig ihm der Kraftstrahl des Urwesens, der ihn mit seinem Leibe vereinbildet.

Dennoch ist diese Annahme erst wissenschaftlich zu prüfen. Denn allein aus Beobachtung, oder auch aus ewigwesentlicher (rein begrifflicher) Erkenntniss der Natur und des Geistalls (Geistwesens) lässt sich dieser Gegenstand nicht entscheiden. Denn die allgemeinen Gründe und Gesetze dieses Lebnisses (bestimmten Lebensverhältnisses des Geistes und Leibes im Menschen in-mit-durch das Urwesen) urwesenen (liegen) im Urwesen, können also nicht eher erkannt werden, als das Urwesen anerkannt und erkannt ist.

Schon die combinatorisch erschöpfende Aufstellung aller hierbei möglichen Fälle ist indess lehrwesentlich und nützlich. Die oben erwähnte Ansicht ist nur dann anzunehmen, wenn sie sich in dem gesetzfolgliehen Baue der Urwissenschaft bewährt.*)

§ 41.

Bis hierher haben wir uns im wachenden Znstande selbst beobachtet. Die nächste Aufgabe ist, uns im träumenden Zustande zu betrachten. Diese Beobachtung muss nach denselben Gesetzen und mit denselben Vorsichtsregeln angestellt werden, als die vorige. — Es zeigt sich dabei die eigne

*) An dieser Stelle muss ich bekennen, dass ich glaube, ich würde kaum fähig gewesen sein, auch nur diese ganze Betrachtung zu leiten, und folgebildlich alle Fälle zur Untersuchung aufzustellen, wenn ich nicht uranschaut und in der Anschauung des Urwesens erkannte, wie der noch nicht Uranschauende zu der Wissenschaft zu wecken sei. Wenigstens, bevor die Uranschauung in den Jahren 1804—1806 reif geworden, war mir eine solche Darstellung (vergl. z. B. meine historische Logik!) noch nicht gelungen.

Schwierigkeit, dass wir uns so eben nicht träumend, sondern wachend beobachten müssen; es würde viel Aufschluss gewähren, wenn wir uns schlafend und träumend, als schlafend und träumend, beobachten könnten. (Ich kann dies schon jetzt zum Theil!) Wie schwer würde es sein, und wie unergiebig, wenn wir träumend unsern wachen Zustand beobachten wollten! (Obwohl dies an sich nicht unmöglich ist und im Zustande höherer Vollkommenheit der Menschheit vielleicht reiche Ergebnisse darbieten kann.)

Der eigentliche Traum ist im Schlafe; aber darum Traumwelt nicht mit Schlafwelt zu verwechseln. Denn wir erinnern uns nicht stetig an Alles, was wir im Schlafe sind und thun, können also nicht wissen, welche Zustände noch ausser dem Traumzustande im Schlafe die unsrigen sind. — Um uns selbst, als träumend, kennen zu lernen, ist daher erforderlich, zu wissen, was Schlaf an sich ist. Es reicht nicht hin, den Schlaf verneinend, oder bloss im Verhältniss und durch Vergleich zu bestimmen, sondern zuerst muss erfasst werden, was er Eigenwesentliches ist. So ist Thätigkeit der Leibsinne für sich allein nicht ein unterscheidendes Merkmal des Schlafens und des Wachens, weil sie sämmtlich im Schlafen auch offen und thätig sind, wie Jeder bei genauer Beobachtung an sich selbst erfahren kann. Kinder stehen, gehen, essen, trinken, verrichten auf Verlangen ihr Nöthiges, immer fort schlafend. Eben so kann man auch den Traum vom Wachen nicht dadurch unterscheiden, dass man sagt, das Traumgeschaute sei nicht wirklich, das Wachgeschaute dagegen wirklich. Denn, abgesehen, dass ersteres in seiner Art eben so wirklich ist, kommt es auch als zur Leibsinnanschauung erstwesentlich vor, und auch im Schlafe werden Leibsinngeschautnisse, nur unbewusst, in den Traum aufgenommen. Im gewöhnlichen Zustande überwiegt im Wachen für unser Anschauen und Wirken die leibsinnliche, im Schlafen und Träumen die geistsinnliche Welt. Der Schlaf ist sowohl ein eigenwesentliches Verhältniss der Inkräfte und Inglieder des Leibes, als der des Geistes. Er scheint zuerst körperlich veranlasst und geboten, als dem Leibleben wesentlich und unentbehrlich und eine Ruhe der Organe der willkürlichen Bewegung, mithin eine erhöhte Thätigkeit der übrigen, den ersteren entgegengesetzten Organe zu fordern, eben damit der Leib dem Willen des Geistes wieder zu gehorchen vermöge. Es ist vorzüglich die Muskelkraft und der Gelenksaft, die durch langes Wachen erschöpft werden. Schon das Sitzen und Stehen ist erschöpfend; und es zeigen sich auch kleinere Ruhezeiten einzelnen Muskeln nothwendig, z. B. den Augenlidern im Augenblicken: das Herz und die Brust scheinen sich im Schlafe durch langsameres,

regelmässigeres Gehen zu erholen. Auch ist nicht zu übersehen, dass der Schlaf in gewisser Uebereinstimmung mit den Naturzeitkreisen der Erddrehung und des Erdumbeweges um die Sonne ist. Ferner, dass die Ansicht desselben, als leibliche Ruhe, nur theilweise richtig und die bejahende Ansicht einer überwiegenden Thätigkeit der andern Hälfte des Leib-Organismus die ursprüngliche ist. — Der Geist nun ist mit derjenigen Hälfte des Leiblebens verbunden, deren Thätigkeit im Schlafe die überwogene ist, und die Thätigkeit beider, des Leibes und des Geistes, ist durch die Ausbildung des wachen Zustandes so durcheinander bedingt und aneinander gekettet, dass einerseits der Leib nicht einschlafen kann, wenn der Geist den Leib nicht loslässt, von der anderen Seite auch der Geist durch den schlafenden Zustand auf eine der nun eingetretenen Leibthätigkeit entsprechende Weise eigenthätig zu sein gezwungen wird. Soll das Einschlafen eintreten, so muss der Geist freiwillig dem Leib nachgeben, sich von dem einen Theil des Leibes abziehen. Dies Abziehen besteht vorzüglich darin, dass der Geist sich rein den Leib beschauend, empfangend verhält, ohne frei, nach Geistgesetzen, gegenzuwirken, und den Leib gegenzubestimmen. (Denn da sich während des Schlafes allharmonisch und gleichförmig die Leibkraft verjüngt, und da die ganze Leibkraft erforderlich ist, um den geringsten Theil des Leibes zu bewegen, so muss sie auch frei von den Anwirkungen des Geistes sein, wenn Schlaf entstehen soll.) Der Schlaf ist also sowohl als reinleiblicher (physischer), als auch als geistiger (psychischer), als auch als Vereinzustand, als leibgeistiger Zustand, zu betrachten.

Wer den Schlaf so betrachtet, wird nie über diese Nothwendigkeit unzufrieden sein, obwohl ein Denker, oder Künstler, oder Geschäftsmann davon frei zu sein auf einige Zeit wohl wünschet.

Der Punkt des Einschlafens, als des Uebergehens in entgegengesetzte Zustände, verdient vorzügliche Aufmerksamkeit. Gewöhnlich wird man sich desselben nicht bewusst. Durch angestrengte Selbstbeobachtung habe ich gefunden, dass das Einschlafen alsdann eintritt, wenn bei körperlicher Müdigkeit der Geist nicht mehr an Aussendinge, als solche, denkt, und der Gegensatz der äusseren und der inneren Sinnenwelt geistig nicht mehr beachtet wird. Während des Einschlafens kann man noch äussere Dinge sehen, hören und überhaupt leibsinnlich empfinden; allein der Augenblick, wo man sie nicht als aussengültig (objektivgültig) betrachtet, sondern frei, als Theilanschauungen der Geistsinnenwelt (Welt der Phantasie), ansieht und weiter ausbildet, ist der Anfangspunkt des Einschlafens und des Träumens. Gewöhnlich schliesst man,

wenn man einschlafen will, die Augen, denkt aber an leib-sinnliche Dinge der Umgebung, oder des vortagigen Um-lebens; wobei man noch hört, fühlt, riecht, was uns umgiebt, mit Bewusstsein des Aussenseins. So wie aber das Eigen-bestimmte des Schlafes **leiblich** eintritt, und der sich hingebende Geist den Gegensatz des Aeussern und Innern im Innern nicht mehr beachtet, schläft man ein. In diesem Augenblicke muss man erwachen, oder vielmehr sich er-wecken, um zu erfahren, wie dieser Uebergang geschieht; schläft man fort, so wird Alles vergessen. Man sieht auch hieraus, dass man beim ersten Einschlafen träumen muss, und dass der erste Traum das enthält, was uns zunächst aussenumlebte, das aber sogleich mit Freiheit umgeformt wird. — Dabei zeigt sich eine freie und ganz eigne Kühn-heit der Phantasie im Tropischen und Vergleichenden (die sich unter anderm auch in Swedenborg's Phantasien wiederfindet). Dies kann man am besten beobachten, wenn man einen Vor-trag anhört, während man unwiderstehlich schläfert und wiederholt wider Willen einschläft und sich dazwischen an-strengt, den Vortragenden zu verstehen, und das Vorgetragene zu behalten. (Ich machte diese Erfahrung im Sommer 1814 öfter, da ich früh um 3, oder 4 Uhr aufstand und von 12—1¹/₂ Uhr, nachdem ich zuvor gegessen, einen mir sehr interes-santen Vortrag anhörte.) Ein Aehnliches habe ich bemerkt, wenn ich vor dem Einschlafen mathematisch, oder sonst wis-senschaftlich meditierte.

Es ist also hier kein Sprung der geistigen, oder der leib-lichen Thätigkeit, oder des Bewusstseins. Dass der Ueber-gang nicht bemerkt wird, kommt daher, weil dem Erstwesent-lichen nach die Geistsinnenwelt und die Leibsinnenwelt gleich-artig sind und sich im Wachen in ihren Gesetzen wechsel-nachahmen. Es findet also im Schlafen und Träumen nicht ein Erlöschen, oder völliges Unthätigsein der Leibsinne statt, sondern bloss ein Weniger-thätigsein, und dass der Geist die empfangenen Leibsinn-Anwirknisse nur theilweise in seine Geistwelt aufnimmt, und nicht als aussengültige Anschauungen; wie bald weiter gezeigt werden soll. — Zuerst wird das Aussensinnliche bei dem Einschlafen in die Traumwelt auf-genommen, und wenn seine Anwirkung fort dauert, nach dem einmal erwählten Faden und Sinne des Traumes weiter mit aufgenommen; manchmal auch weniger aufgenommen und rein geistig fortgesponnen.

Da sich nun, wie oben erwähnt, der Anfang des Schlafes als eine stetige Fortsetzung des geistigen und leiblichen Lebens im Wachen zeigt, mithin als ein stetig dem Wachen verknüpfter Traum, so entsteht die Frage: ob wir diese ste-tige Einheit des Bewusstseins und der Thätigkeit, also auch

des Traumes, während des ganzen Schlafes, auch wenn er eine ganze Nacht dauert, erhalten und fortsetzen, so wie die geistsinnliche Welt während des Wachens wirklich der Zeit nach stetig ist, ohne alle Unterbrechung. — So viel mir bekannt, hat hierüber aus eigenleblicher Beobachtung noch Niemand entschieden. Wenn ein voller Schlaf geschlafen worden ist, erinnern wir uns bei dem Erwachen nicht einmal mehr dessen, was wir einschlafend anschauten, geschweige des stetigen Traumes bis zum Erwachen. Doch ist es mir zuweilen, wenn ich kurz nach dem Einschlafen durch zufällige äussere Störungen erweckt wurde, gelungen, mich stetig des ganzen Zusammenhanges dessen zu erinnern, was ich seit dem Einschlafen geträumt.*) — Es ist daher an sich nicht unmöglich, durch höhere Beobachtungskunst, durch Gewohnheit und Anstrengung hierin weiterzukommen, und das stetige Erinnern einst über eine volle Nacht zu erstrecken; denn der kurze Schlaf ist eine ganze Nacht im Kleinen; was für einige Minuten möglich ist, darin machen wohl hier auch Stunden keinen Unterschied.

Da wir uns jetzt wachend als träumend beobachten, so müssen wir zuerst das Gemeinsamwesentliche des Wachens und des Träumens, dann auch das Eigenwesentliche des Träumens im Gegensatze des Wachens erkennen. Gemeinsamwesentlich ist beiden Zuständen alles Erstwesentliche des geistigen und leiblichen Lebens; und eben dadurch ist es möglich, aus beiden Zuständen Erinnerung in einander überzunehmen. Selbst die äusseren leibsinnlichen Anschauungen erlöschen nicht, ja werden sogar geistig nachgebildet und wahrgenommen und in die Traumwelt frei verwebt. Man hört, sieht, riecht, schmeckt, fühlt im Schläfe und nimmt das Empfundene in den Traum auf, daher zum Theil das Erwachen zu bestimmter Zeit. (So träumte ich, während meine Schwester neben mir Klavier spielte, mein Klavier spiele selbst gerade das Stück, was sie wirklich spielte; dies bewundernd, wachte ich auf und hörte nun noch wachend

*) Lehrreich war mir ein Traum im Sommer 1814. Ich schlief auf dem Sopha rücklings liegend ein und träumte mich in einer Gesellschaft; als ich herausging, sah ich eine untere Wandfriesverzierung (Lambris) mit Blumentöpfen und dazwischen hängenden Festons, woran die schönsten Insekten, als wären sie Automate, hin und herschwärmten, welches mich in hohe Verwunderung setzte. Und diese Anschauung dauerte mehrere Minuten, die ich verwundert stehen blieb. Es war dies aber gerade der obere Lambris meines Zimmers; der mir wegen der Lage auf dem Rücken unten erscheinen musste: ich musste also mit offenen Augen schlafen. Ob die Insekten dichterisch höher gebildete Fliegen waren, die wirklich die gemalten Festons umschwärmten?

dasselbe Stück fortspielen.)* — Das Eigenwesentliche des Träumens ist daher nicht im Mangel eines wesentlichen Leibes theiles, einer geistigen, oder leiblichen Thätigkeit, sondern bloss in dem entgegengesetzten Verhältnisse der einzelnen Thätigkeiten enthalten. In dem gewöhnlichen Träumen werden wir uns der Aussendinge, als solcher, nicht bewusst, sondern wir legen alle wirklich geistig empfangene (wahrgenommene) Leib-Sinnanwirkungen nicht nach aussen aus, sondern verweben sie als Geisteigenthum frei mit unserer Geisteslebenwelt, welche wir aber eben deswegen als ganze für aussengültig, für die Natur selbst halten, sofern sie nachgebildete Dinge und Begebenheiten aus unserem wachen Zustande enthält. Diese Täuschung soll hernach erklärt werden. — Hier ist zunächst zu bemerken, dass diese Täuschung dem Traume nicht erstwesentlich ist, sondern vielmehr das Bejahende desselben, das ist das Höherbeleben der anderen Hälfte des Leiborganismus, welche im Wachen so wenig, und gewöhnlich noch weniger, zur Ansprache kommt, als die andere Hälfte, die im Träumen vorlebt, im Wachen. Daher kann man schlafend mit dem Bewusstsein, dass man schläft und träumt, fortträumen und fortschlafen; ja man kann es dahin bringen, sich im Träumen, mit dem Bewusstsein des Gegensatzes des Wachens und Träumens und mit bestimmter Erinnerung des wahren Eigenlebens, träumend und schlafend zu erhalten, obwohl dadurch gewöhnlich Erwachen eintritt.

Dass der Traum in Ansehung des Erträumten Eigenwesentliches enthält, lehrt Erfahrung und würde es noch mehr lehren, wenn wir uns nicht gerade überwiegend nur solcher Träume erinnerten, welche das, was wir im Wachen erleben, entweder getreulich nachbilden, oder, wenn sie auch mehr und Neues enthalten, doch dieses Neue in wesentlicher Beziehung auf das steht, was im Leben vorkommt, entweder dadurch, dass es letzteres übersteigt, ihm entgegengesetzt, oder zuwider ist (wie das Selbstspielen des Klavieres im obi-

*) Ist die Einwirkung zu stark, so erwachen wir darüber und bemerken dann das wahre Verhältniss des Traumes zum äusseren Leben. — Erwacht man überhaupt plötzlich, und ist dabei die Anwirkung der Aussendinge plötzlich, und wird man nicht etwa sogleich darum befragt, was man geträumt hat, so vergisst man begreiflicherweise plötzlich den Traum, besonders, wenn er nicht gemüthrührend, oder wohl gar gemütherschütternd war. Träumt uns dagegen etwas Schreckliches, oder überaus Erfreuliches, so fällt dem Geiste der Gegensatz des Traumes und der äusseren Wirklichkeit ein: er will gleichsam das ingeistig Geschaute an dem äusseren Leben prüfen, und daher erwachen wir dann. — Wenn man während des Schlafträumens weiss, dass man träumt, so ist in der Regel das Erwachen nahe. Und wenn das Erwachen allmählich und freiwillig ist, bleibt die Traumerinnerung am bestimmtesten und festesten.

gen Beispiele, oder, wie mir träumte, ich spielte auf einem ebenflächigen, tönenden Körper, welcher, an gehörigen Stellen berührt, alle verlangte Töne angab).*)

Eigene Erscheinungen gewähren der Schlaf und das Träumen neugeborener Kinder, von da an in stetiger Umwandlung bis zur Reife dieses Erdlebens. In dies eigengebildete Menschheitsleben weniger, einseitiger und unbestimmter verflochten, werden sie auch durch äussere Einwirkungen weit weniger gestört. Ihr Geist ist noch mehr und reiner in seiner eigenen Sphäre. Sie leben überhaupt mehr und längere Zeit schlafend und träumend, als wachend. Wüssten wir ihre Träume, z. B. eines Neugeborenen, so würden wir dadurch sehr belehrt werden, denn, dem wachen Leben noch weit entfernter, enthalten diese weit weniger Nachgebildetes (bloss Reproducirtes) aus diesem Leben, womit sie noch nicht in so vielseitiger und reger Verbindung stehen, also mehr Eigenlebliches und vielleicht Erinnerungen an voriges Leben. Auch ist in ihnen überhaupt die andere Hälfte des Leiblebens (auch des Nervensystems) belebt (wach), die im Schlafen und Träumen wirksam ist. — Daher schlafen Kinder mit offenen und halboffenen Augen (vorzüglich kurz nach dem Einschlafen und vor dem Erwachen), sie reden, gehen, essen, trinken, antworten und schlafen dazu immer fort. Auch erinnern sie sich des Geträumten zu der Zeit, wo sie davon Kunde geben können, weit weniger, als erwachsene Menschen. Der Geist der kleinen Kinder scheint schon darum im Traume freier zu sein, weil er noch nicht an die begleitenden entsprechenden Thätigkeiten der Leibsinnlichkeit wie die Erwachsenen gewohnt, mithin davon nicht abhängig ist. Der Schlaf der Kinder ist auch schon darum fester, weil in ihrem Leibleben die Reproduktion das Ueberwiegende ist, diese aber vorzüglich im Schlafe geschieht.

Die Träume, wie sie gewöhnlich geträumt werden, bezeugen theils einen kraftvolleren, höheren, theils einen schwächeren, unbesonneneren, verworreneren und mehr gedrückten, ideenlosen Zustand im Vergleiche zu dem Wachen. — Von der einen Seite haben die Geistinanschauungen des Träumenden eine höhere Klarheit, eine dem äusseren Naturleben ähnliche Allbestimmtheit. Denn im Wachen ist es dem

*) Merkwürdig ist die vielfache Täuschung des Traumes: das äussere Umliebende wird aufgenommen, romantisch mit freier Phantasie eingebildet und, so umgebildet, wieder als aussenwirklich geträumt.

Bemerkenswerth ist ferner die mattere Beleuchtung der gewöhnlichen Traumwelt, und dass in der Regel das Bild der Sonne (sowie die Gestalt des eigenen Leibes) nicht gesehen wird.

Wie wesentlich das Dichtertalent jedem Menschen ist, erhellet daraus, dass im Traume jeder Mensch ein Dichter ist.

gewöhnlichen Menschen schwer, die Phantasieanschauungen zu gleicher Helle und Stärke und Allbestimmtheit zu bringen, als die Anschauungen der Leibsinne, wodurch gewöhnlich das Ingeistsinnliche (die Phantasienwelt) verdunkelt, ja vergessen wird. Doch haben einzelne Menschen davon eine Ausnahme gemacht; Dichter und Mystiker, wie Ovid, dessen Metamorphosen nach den Gesetzen des freien Traumes gebildet sind, und Swedenborg, der versichert, auf der Strasse gehend, so hell und allbestimmt äusserlich, als ingeistig geschaut zu haben. *) Es ist auch hier die Grenze der Nunwirklichkeit nicht mit der Wesengrenze der Möglichkeit zu verwechseln. — Ferner ist die höhere urbildliche Freiheit, die grössere Zusammendrängung der Begebenheiten in kürzere Zeit der Traumwelt zuzugestehen; wiewohl auch bei urgeistigen Menschen eine ähnliche und mit urwesenschauender Besonnenheit verbundene Freiheit im Wachen wirklich ist. Es ist eine Aufgabe für den besonnenen Menschen, seine Phantasieanschauung während des Wachens zur selben Klarheit zu bringen, als im Traume. Wozu besonders hilft, wenn man dann, nach so eben scharf angesehenem Gegenstande, die Augen schliesst und sich Mühe giebt, ihn eben so klar und bestimmt ingeistig zu schauen. Da wird man finden, dass man wachend eben das vermag, was träumend. — Dennoch zeichnen die gewöhnlichen Träume auch eine gewisse Düsternheit, eine weniger Lebhaftigkeit des Lichtes aus, wie ich mich denn nicht erinnere, erfahren zu haben, dass Jemand träumend die helle Sonnenscheibe gesehen; auf ähnliche Weise, als diese der Maler nicht darstellen kann! — Auch arten Träume, besonders in krankhaften Leib- oder Geistzuständen, in wüste, ja grässliche Verworrenheit und Missgestaltung aus; ja der Mensch handelt im Traume selbst unbesonnen, lasterhaft, missgemein, wie er wachend nicht handeln würde. **) — Dagegen sind aber auch urwesenwürdige, urgesetzliche, eigenschönere Träume bei schöneren Stimmungen des ganzen Menschen und bei

*) Hierher gehören meine eignen inhellen Träume, besonders während ich an Hirnkrämpfen litt, in den Jahren 1810–1813, allein nicht während des Krampfes. Mehrere waren prophetisch. Meist erinnerte ich mich nicht ihres Anfanges. Oft erwachte ich aus ihnen erst in den gewöhnlichen Traum, und aus diesem erst in das Aussenleben. Diese Träume haben etwas unaussprechlich Seliges, sind Lichtblicke höheren Daseins. Schon als Kind habe ich dergleichen gehabt, besonders warnende und anscheinend an ein voriges Leben erinnernde.

**) Dies lässt uns aber einen warnenden Blick in unsere Seele thun! Es zeigt, dass uns das Böse leider noch verwandter ist, als wir zu glauben geneigt sind! Wie vieles Böse wird bloss aus Gewohnheit, bloss aus äusseren Rücksichten unterlassen! Daher die träumende Seele, dieser Fesseln entbunden, sich in der Sünde noch recht einheimisch beweist. Ein rein heiliger Mensch dürfte auch nicht träumen, dass er etwas Unreines, Unheiliges thäte!

reiner Gesundheit des Leibes, so wie bei gesunden Zwischenmomenten harter Krankheiten, zu beobachten, worin der Mensch kraftvoller, höher, reiner erscheint und handelt, als er im Wachen, in den Banden der Weltbeschränkung vermag. — Jeder wird sich urschöner, lieblicher, engelreiner Träume, wenigstens aus seiner Kindheit, erinnern. Je reiner ein Mensch im wachen Leben, desto reiner und urschöner auch seine Träume. Die Sagen und Ahnungen aller Völker und die Erinnerungen jedes besonnenen Menschen reden von Träumen, worin dem Menschen etwas Göttliches begegnet, wo sich Spuren höherer Geist- und Leibkräfte, Ahnungen, ja vielleicht Erinnerungen eines höheren, vollwesentlicheren Eigenlebens zeigen. Es giebt warnende, ahnende, erinnernde, ja wissenschaftlich und kunstlich erfindende Träume. Viele grosse Erfindungen sind träumend gemacht worden. Wem Gott Etwas giebt, sagt das deutsche Sprichwort, dem giebt er es im Schläfe! — Ueberhaupt erscheint die Menschheit in Ansehung des Traumzustandes noch wenig ausgebildet; der wachende Zustand nimmt zu viel Fleiss und Kraft dahin, denn auch dieser ist noch unreif, und dessen Noth raubt zum Schläfe selbst die Zeit und zum Schönträumen die reinmenschliche Stimmung. Wie wenige Menschen denken über diese Gegenstände auch nur oberflächlich nach und beobachten sich selbst! — Die höhere Ausbildbarkeit dieses Zustandes ist schon durch viele Erfahrungen beurkundet. Ja selbst die Einwirkung des wachen Zustandes in vollbesonnener (urbesonnener), freier Kraft des Geistlebens auf den schlafenden und die Erinnerung an denselben und die Vereinbildung beider kann und soll vielleicht nach der Urbestimmung der Menschheit grösser werden! — Die tägliche Unterbrechung der Erinnerung, der Stetigkeit des Bewusstseins ist überaus lehrreich zwar, aber zugleich beschämend, indem sie uns an einen Wesenunvollstand (wesentlichen Mangel) unseres Lebens erinnert. — Würden die Menschen erst zum Urwesenschaun und zum Urwesenleben gelangt sein, so würden sie Schlaf und Traum richtig würdigen (urwürdigen), und ihre schöne Traumwelt würde ein reiner Spiegel ihrer schönen Seelen sein. *)

Wir wollen nun untersuchen: wie wir, als Thätiges, uns im Traume verhalten zu den uns in selbigem vorschwebenden Gegenständen. Diese haben dieselbe Bestimmtheit, Eigenlebblichkeit, ja, wie wir im Traume dafür halten, auch dieselbe Ausserunsseinheit (Aussengegenstandheit), als die äusseren Objekte uns im Wachen erscheinen. Nun erkennen wir

*) Mässigkeit im Essen und Trinken verschönt und reinigt die Traumwelt des Schlafenden.

die Aussenobjekte als nicht unser Werk an. Ist nun die Traumwelt für uns von derselben Beschaffenheit? sind wir gezwungen, gerade so bestimmt zu träumen? giebt es schon die Gegenstände, oder den Stoff dazu, die wir träumen? formen wir sie uns nur nach unserer Eigenlebllichkeit um, oder sind wir Schöpfer derselben? Während des Traumes glaube ich, davon nicht die Ursache zu sein, sie erscheinen mir eben so ausser mir, als im Wachen die Aussendinge. Wache ich dagegen, so erscheine ich mir als Schöpfer der Träume. Man möchte geneigt sein, das hierüber als wahr anzunehmen, was man wachend findet. Aber sollte nicht meine Ansicht im Traume die echte und glaubwürdigste sein?

Vielmehr kann die Entscheidung hierüber weder in dem wachenden Zustande, als solchem, noch in dem schlaf-träumenden, als solchem, gesucht und gefunden werden, sondern in höheren Anschauungen, die vor und über diesen Zuständen stehen (liegen). So wie wir die allgemeinen Wahrheiten über den wachenden Zustand dadurch auffanden, dass wir uns über diesen Zustand stellten und als ganzes, einthätiges Wesen beobachteten, so haben wir auch hier über die Welt des Traumes in uns selbst als ganzem, einthätigem Wesen Aufschluss zu suchen. — Zuvor wollen wir aber noch einige einzelne Thatfachen aufstellen. Im wachenden Zustande messen wir unseren leibsinnlichen Anschauungen Aussengültigkeit (objektive Gültigkeit) bei, und zwar aus bestimmten Gründen, die wir selbstbeobachtend aufgefunden haben. — Aber auch unsere Traumanschauungen, von denen wir doch wachend sehr gut wissen, dass sie nur Traum sind, halten wir selbst träumend in der Regel für äussere Dinge. Man möchte also fragen: träume ich dich, oder träumst du mich; bin ich dein Traum, oder du der meinige? — Werde ich nicht auch aus dem Leben dieses meines wachen Zustandes einst, wie am Morgen vom jetzigen Traume, erwachen? und sind nicht die Anschauungen von anderen Menschen und allen anderen Dingen nur Traumabbildungen von Originalen jenes höheren Zustandes, worin ich dieses Leben träume? Aber erstlich ist vom Zustande unseres Wachens aus jene Täuschung während des Träumens zu erklären. Denn es findet eigentlich im Wachen dieselbe Täuschung statt; wir verlieren uns als Geister auch wachend in dem Anschauen der äusseren Gegenstände, vergessen unsere die äusseren Natureinwirkungen auffassende und nachbildende und gegenwirkende Geistthätigkeit und halten unser inneres Nachbild für die äusseren Gegenstände selbst; obgleich eigentlich auch unmittelbar bloss die Wirknisse unserer Geistthätigkeit, die äusseren Einwirkungen aber nur, so weit sie vom Geiste nachgeahmt werden, vorhanden sind. Ich denke im Wachen nicht an mein Schaffen, daher auch

im Traume nicht; und zwar um so weniger, da im Traume sich meinem Schaffen Nichts entgegensetzt. — Auch ist die erwähnte Täuschung während des Träumens nicht unüberwindlich, denn zuweilen wird man sich träumend bewusst, dass man nur träumt, ohne darum zu erwachen, sondern auch dann noch den Traum fortsetzend.

Um aber diese Schwierigkeit zu lösen, müssen wir, wie schon vorhin erwähnt, uns erinnern, wie wir zu der Einsicht der Gründe gelangten, warum wir unseren wachen leibsinlichen Anschauungen Aussengültigkeit beimessen. Nicht aus Thatsachen des wachen Zustandes, als solchen, wurde diese Gewissheit geschöpft, sondern dadurch, dass wir uns über denselben stellten und als ganze Geister in unserer urwesentlichen Einheit über den wachen Zustand urtheilten. So wurden wir uns allgemeiner Anschaunisse und Gesetze bewusst, wonach wir den Einwirkungen der Aussendinge, wie unseren eignen Wirknissen, ein für uns äusseres Wesen, als ihre Ursache, unterlegen mussten. Eben diese ewigen Anschauungen, welche über wachen und träumenden Zustand, als solchen, erhaben sind, lehren uns nun, dass wir von den Traumgebilden, als solchen, die eigenen Urheber sind, und dass sich alle die scheinbaren Täuschungen daraus erklären lassen, dass wir unser ganzes Leben als Wachender im Denken, Empfinden und Wollen träumend nachbilden.

(NB. Da hier Hopffe Mehreres aufgemerkt hatte, was in dieser Stunde vorgetragen worden war, was sich hier nicht füglich einschalten lässt, so lasse ich den Hauptinhalt von Hopffe's Heft hierüber späterhin folgen.)

So scheint mithin der wachende Zustand ein vollwesentlicherer, mehrfaches Wesentliches enthaltender zu sein, als der träumende. Denn im Wachen nehmen wir geistthätig in uns auf sowohl das ganze eigenlebliche Naturleben, in seiner dem Geistleben unerreichlichen Eigenbestimmtheit, als auch bis jetzt nur in ihm das Eigenleben anderer Menschengeister; wir leben wachend als eigenlebliches Inglied der Allnatur und der Menschheit. Wir sind im Wachen ein Vereinwesen mit Natur und Menschheit, im Traume dagegen ein Einzelwesen, das, alleinständig, zwar das Eigenlebliche der Natur und Menschheit mehr, oder weniger treu nachzubilden, nicht aber in diese hereinzuschauen vermag, so wie sie gerade in diesem Verflusspunkte uns umleben. Doch sind hier nicht ausser Acht zu lassen die Sagen und Ahnungen, welche vom Traumzustande ein höheres Ahnvermögen der Zukunft, überhaupt eine höhere Ahn-Gabe (Divinationsgabe) behaupten, so wie auch ein Erscheinen und Hereinwirken reiner Geister in menschengeistliche Phantasie. Ist dieses gegründet, so wäre der Traumzustand ein eigenleblicher Kraftort und Zustand

der Wechselleben-Durchdringung der reinen Geistwelt und der Menschenseele, welcher dann bedingt erscheinen würde durch den ganz eigenen, empfänglicheren Zustand des Geistes und des Gemüthes für reingeistige Einflüsse und Anwirkungen. Ja es ist zu untersuchen, ob nicht dieser Zustand zugleich Eigenbedingung höherer eigenleblicher Einflüsse der Allvernunft, der Allnatur, ja zuhächst des Urwesens sei. — Es ist hier eben so wenig, leichtsinnig, Etwas ohne Erweis anzunehmen, als, ohne Widerlegung, frech, als unmöglich, zu leugnen. Nicht zu gedenken, dass die Phantasiebilder (Innabildnisse) der äusseren Erfahrung im Traume nie die Lebhaftigkeit und nie die volltreue Genauigkeit haben, wie die leibsinlichen Erstbilder selbst. — Daher kommt es, dass wir im Wachen, wo wir wissen, dass wir im Reiche der Wirklichkeit, des gemeinsamen Lebens, als Glieder der Menschheit und des Naturlebens, nicht uns selbst allein, sondern Natur und Menschheit selbst anwirken, dass nichts Gethanes ungethan, oder äusserlich wieder unwirksam gemacht werden kann, viel besonnener, ernster, klüger und lebengesetzmässiger (sittlich freier) handeln, also die höchste Zeitthätigkeit des sittlichfreien Willens viel höher ausbilden, als im träumenden Zustande. Wir finden uns im Träumen auch oft edel und rein handelnd, wie wir wachend wünschen würden gehandelt zu haben; oft aber auch unbesonnen so handelnd, wie wir es unser im Wachen unwürdig finden würden. Allerdings mag dies auch daher zum Theil kommen, dass die meisten Menschen das Gute thun und das Böse meiden meist aus äusseren Gründen, wegen Ehre, Lob, äusserer Schande und dergleichen Antriebe der Furcht, oder der Hoffnung; dass sie sich also im Schlafe eher ihren inneren bösen Neigungen überlassen. Daher sich auch Schlafende nur zu leicht selbst verrathen. Auch würden allerdings Menschen, die sich gewöhnt hätten, das Gute rein als Gutes zu thun, und das Böse rein als solches zu meiden, selbst wenn es weder Gott, noch Menschen wüssten, — Menschen, die sich immer am ersten vor der inneren Uebertretung hüten, die sittlich begangen ist, sobald der Geist der Handlung innerlich beigestimmt hat — viel reiner träumen.

Dagegen herrscht im träumenden Zustande, was das Auffassen der Anschauungen und das Ausbilden derselben betrifft, das urbildlich freie Gesetz des Geistes; im Wachen waltet dagegen das Gesetz des Naturlebens vor, und das Gesetz des Geistes muss sich in den erwähnten Rücksichten danach richten. Ein mit Bewusstsein der freien Kunstkraft vollendeter Traum würde ein freigeistiges Gedicht sein, wie Ovid's Metamorphosen und ein wohlgelungenes Märchen. Dennoch behauptet auch dagegen noch das Wachen

den Vorzug, dass es beiderlei Geistthätigkeit in einzelner und in harmonischer Vollwesenheit in sich fasst. Ein Tonkünstler inträumt sein Spiel und stellt es wachend zugleich in dem Naturleben auf seinem Instrumente dar. So der Maler und jeder Künstler. Und so stellt jeder Wachende überhaupt sein Geistleben in dem gemeinsamen Naturleben dar.

(Nun wäre eigentlich noch die Frage aufzustellen: ob auch die Phantasiewelt, gegenstandlich betrachtet, allen Geistern gemeinsam sei.)

Dies sind die wichtigsten Thatsachen über die Traumwelt. Und wir sind uns nun noch in dem dritten Zustand zu beobachten übrig, den wir den inwachen genannt haben.

§ 42.

Der inwache Zustand wird gewöhnlich der thierisch-magnetische oder der lebenmagnetische genannt.*) Schon Mesmer, der Wiederhersteller dieses Lebenskreises in neuerer Zeit, gab ihm diesen Namen wegen der Aehnlichkeit, welche dieser Zustand und sein Hervorbringen mit dem Zustande und dem Erregen des Magnetismus am magnetischen Eisenstein und an jedem Eisen wirklich zeigt.

In dem magnetischen Zustande kommt auch das sogenannte Hellsehen (*la clairvoyance*, das Inhellsein) vor. Dieses Hellsehen verhält sich zum magnetischen Schläfe (Nach-innen-Schläfe), wie das gewöhnliche Träumen zum gewöhnlichen Schläfe. So wie uns in unserer Erinnerung das Träumen unterbrochen erscheint, so auch das Hellsehen im magnetischen. Es sind aber ewige Gründe da, die erweisen, dass das Hellsehen während des ganzen magnetischen Schlafes stetig ist, so wie auch das Träumen während des gewöhnlichen Schlafes. — Diese ewigen Gründe können aber auf diesem Standorte der reinen Beobachtung nicht entfaltet werden.

*) Hierbei muss ich bekennen: dass ich diesen Zustand aus Erfahrung kenne, dass ich hier nur das Aeusserste und Unterste dieses Zustandes berühren kann, weil nur dieses hier verständlich ist, dass ich aber das Erstwesentliche, das Edelste und Schönste davon an dieser Stelle des Wissenschaftsgliedbaues verschweige, um es an der rechten Stelle mit ganzer Offenheit zu sagen, zu erklären und zu erweisen. Im Jahre 1809, nachdem ich den Magnetismus im Allgemeinen kannte, wurde der verdienstvolle Arzt und Magnetiseur Dr. Pezold in Dresden mein Lehrer. Dann Gmelin und Wienholt. — Dann stetige eigene Erfahrung, für welche Gott gepriesen sei! — Ich habe ferner von Jugend an inhelle Träume, vielleicht Ausgänge von Inhelllebzuständen während des Schlafes, wovon ich hier einiges Erfahrene beibringen muss, so gut wie andere Erfahrnisse.

Ich hatte im Januar 1813 nicht Zeit genug, um von dem, was ich Hopffe'n über den animalischen Magnetismus erklärte, das Wesentliche

Wir halten uns vielmehr auch bei diesem Gegenstande an rein beobachtete Thatsachen des Bewusstseins.

Der Magnetstein, und jedes Eisen im magnetischen Zustande, hat die Eigenschaft und Eigenkraft, sich gegen die Erde (und Sonne) in einer, oder zugleich in mehreren Längenrichtungen, ganzzustellen (wesenzustellen, zu orientiren), und zugleich selbst dem Ganzen so ähnlich zu sein, dass sich wieder jeder sein Theil, er mag zertheilt werden, wo und in

nach der Lehrstunde niederzuschreiben. Gleichwohl merkte ich mir Einiges als Skizze an, welches ich in der folgenden Anm.*) unverändert wiedergebe.

Daher folge ich nun im Texte Hopffe's Hefte, frei auswählend, und Einiges aus der Erinnerung ergänzend, von S. 127 an.

*) Verschiedenes Vorkommen des magnetischen und inhellen Zustandes

im gesunden Zustande:		die Natur bringt diesen Zustand von selbst hervor; er wird durch Kunst hervorgebracht durch Magnetisiren, durch Arzneien; die Natur, die ihn von selbst hervorbringt, wird durch Kunst unterstützt.	mit Verschlossenheit der äusseren Sinne des Hauptes u. der Haut; wobei wieder vorkommt: keine Erinnerung aus dem Hellsehen in den Aussenwachzustand, Erinnerung daraus in den Aussenwachzustand; mit Offenheit der äusseren Leibsinn.
wachend schlafend und träumend	bei Eilingen Neugeborenen Kindern Erwachsenen Sterbenden ¹⁾ .		
im kranken Zustande:			
z. B. Mondsucht ²⁾ Ohnmacht Starrsucht Veitstanz	wachend schlafend und träumend		

1) Eine Magnetische sagte aus: man sollte Sterbende magnetisiren, weil dies ihnen den Uebertritt erleichtere.

Dem Menschen des gemeinen Standortes muss der magnetische Zustand unvollkommen erscheinen, wie Schlaf und Tod (Heimaufleben), wogegen er die ähnlichen Vorurtheile aus ähnlichen Gründen hat. Der Tod ist wohl auch ein Lichtaufleben! — Auch Schlaf kommt in Krankheiten, als Bedingung lebenrettender Krisis, vor und mit eignen Nebenbestimmungen, die er aus der Krankheit empfängt, ist aber deshalb nicht selbst Krankheit! So der magnetische Schlaf.

Alle Menschenleiber, als ein Erdmenschleib, sind Nebentheile in diesem als in einem organischen Magnete des Lebens der Erde, die auch ein vororganischer Magnet ist.

2) Der Mond magnetisirt vielleicht die Erde durch den Reiz der steten Bewegung nach derselben Richtung. So alle Planeten wechselseitig die Sonne und einander. Vielleicht daher, wenigstens mit, Rotation; so dass Rotation ein stetig werdender (fliessender) Längen- (geographischer Längen-)magnetismus ist. Woraus aber auch folgen würde, dass die Tage in der Sonnennähe kürzer (weniger als 24 Stunden des Sommers) wären (aber unmerklich an den Uhren wegen der ebenmässig veränderten Schwere!?). Aber die Rotation der Sonne kann diese Gesamtbewirktniss der Revolution aller unserer Planeten sein, die sich alle nach einer Seite hin drehen (?).

Vielleicht verhält sich der Hauptnerv zum Vordernerven (nervus organicus Ackermanni), wie die Erde zum Monde.

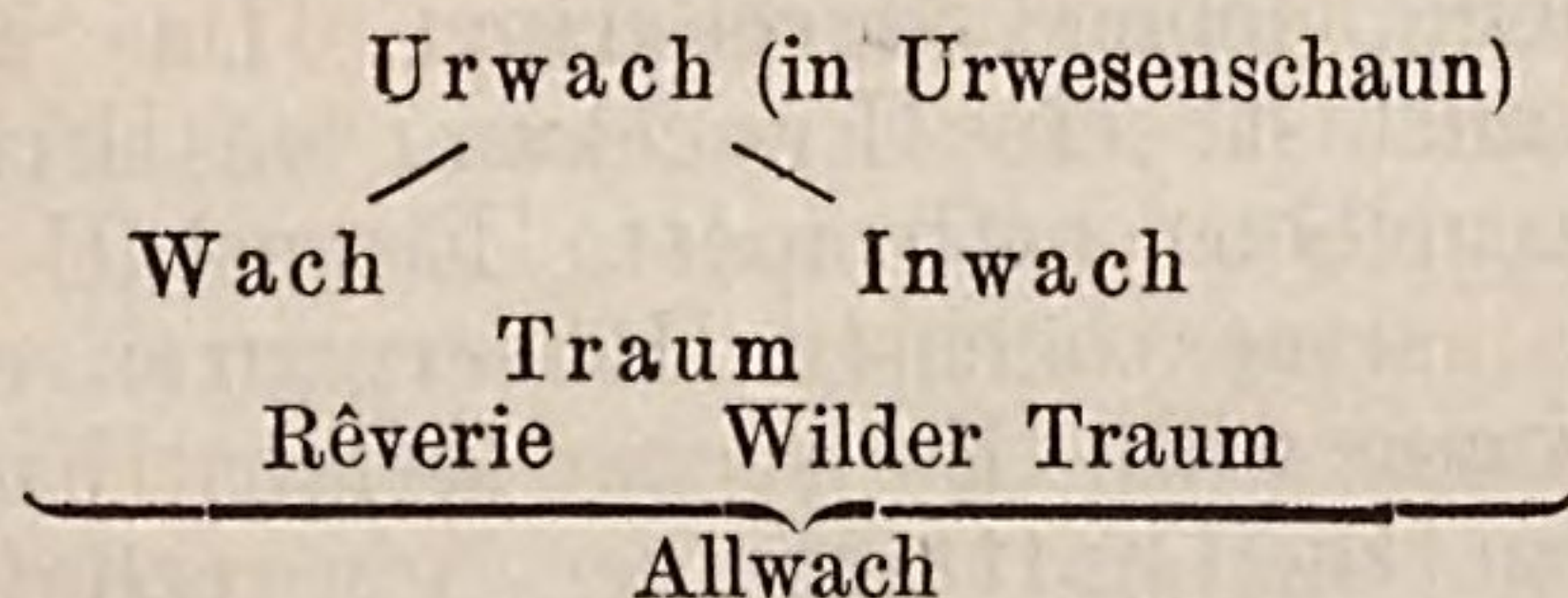
Man sollte Mondsüchtige magnetisiren. Vielleicht ist Mondsucht ein Uebergangspunkt, wie man von andern Himmelskörpern Eigenlebliches wissen kann. Giebt es auch Sonn-sucht? So wie es Sonn- und Mond-Ebben und -Fluthen giebt; so dass Rotation der Erde eine Aeusserung ihrer Sönnsucht (Lebenaufwachen in das Vereinleben mit der Sonne) wäre.

Gottinnigung des Nebenmenschen durch Belehrung
ein Geist-Magnetismus! Fortsetzg. nächste Seite.

wie viel Theile er will, eben so gegen ihn selbst ganzsetlet, und zwar so, wie alle Theile im Ganzen waren.

Wird ein Magnet zerschnitten, und werden alle Theile desselben in der Lage gelassen, worin sie vor der Theilung waren, so bleibt Alles ruhig, ausser dass die Theile, wenn man sie von einander entfernt und z. B. auf eine ruhige Wasserfläche legt, sich wieder anziehen!

Erst gesetzfolgliches wechselseitiges Magnetisiren gäbe eine wahre Nerven-Ehe (Neurogamie), wie man wirklich dieses Wort schon gebraucht hat.



(wozu auch Gleichstimmung beider Nerventheilganzen gehört.)

Stetigkeit des Urwesenlebens in Anschau, Empfinden und Wollen zu erhalten, ist Bedingung, in diesen Zustand (Volllebenszustand) zu gelangen.

Ob auch im Geiste zwei ähnliche Systeme der Sinnheit und Beweglichkeit, wie die beiden Theilsysteme des Nervensystems?

Ob daher auch für den Geist ein Aehnliches des leiblichen Magnetisirens statt hat? und ob dies vielleicht Inbedingung ist, mit reinen Geistern umzugehen; oder auch mit Menschen reingeistig, ohne Vermittelung des Leibes, umzugehen?

Leibnerven, Nervenbau, Nervensphäre oder -hülle; die Fiber bloss Leiter (medium tradux).

Die synthetischen Nerven (wozu die Hälfte der Gesichtsnerven, der sympathische Nerv und die bei dem Magen sich kreuzenden Nerven gehören) machen das Band zwischen dem wachenden und dem inwachen Zustande aus, welches Band auf gewisse Weise im Schlafen und Träumen als zeitkreislicher Zustand erscheint.

Welche Herrlichkeit der Menschennatur vielleicht einst, und vielleicht bald, auf Erden!

Und welches Rohleben und Dunkelniss auf dem Lebenspfade der Mehrzahl jetzt!

Art der Erregung. Aehnlichkeit mit dem Magnetismus der vororganischen Natur. Nervensystem als ein Ganzes angewirkt und anwirkend; als ein Ganzes, und zwar zuhöchst als Ueber-Ganzes, nämlich die Nervenhülle.

Verhältniss des Wachens zum Inwachen.

a) Die Sinnennerven, die äusseren des Wachens, sind mit dem Geistleben in unserem gewöhnlichen Wachzustande unmittelbar vereint; ein eigenes Verhältniss dieser Sinne zu der Nervenhülle zeigt sich (eröffnet sich) in dem Vorhören (Merken, dass z. B. die Uhr schlagen wird), Vorfühlen (vor der Berührung und im Dunkeln), welches sich bei den niederen Organisationen, mit unausgebildeten Sinnen, am meisten und lebendigsten findet, z. B. bei Schmetterlingen, bei ihrem Fühlen mit den Antennen u. s. w.; ihre Angewirktisse und Gegenwirktisse werden im reinen magnetischen Schlafe nur geahnt (?) und haben:

b) ihre Gegensinne im organischen Nerven (wie Ackermann ihn nennt), deren Angewirktisse und Gegenwirktisse im Wachen nur geahnt werden, durch die Vereinnerven, den sympathischen Nerven und

Die losgetrennten Theilmagnete des Magnetes ziehen sich, wenn jeder auf einem Hebel frei spielend, oder sonst genähert, so an, dass die getrennten Flächen sich suchen, die fremden aber sich abstossen. So verhält sich also wirklich jeder dieser Steine wie ein Theil der Erde, als suchte er sein höheres Wesenganzes und alle seine Nebentheile so, wie sie im Ganzen vereint waren, und als flöhe er jede Theilstellung, die der Theilstellung im Ganzen, wie alle Theile ursprünglich im Ganzen waren, widerstreben, und zwar eben so auch jeder seiner eignen Theile zu ihm als Ganzem. Eine Kraft, die die ganze Erde und jeden einzelnen Theil, sowie dessen Theiltheile, lebend durchdringt. Das Streichen des Eisens mit Magnet ist eine Erweckung des Erinnerns, dass das dem Erdganzenleben entfremdete Eisenstück sich wieder, als Theilganzen, seines nächsten Höherganzen erinnert, dass es all-erdlebeninnig wird. Es ist ein Moment Emporinnigung, ja mittelbar ein theil-gott-inniger, ein religiöser Moment (gottinniges Zeitlebniss) der Materie. — Diese Lebensäusserung eines sogenannten leblosen, oder besser: ungliedleichen (vororganischen, unorganischen) Leibes kann jeden Atomistiker zum Nachdenken bringen und ist in der uns umlebenden Natur das erste Sinnbild des Inlebens aller Theilwesen im Urwesen.*)

Anfänge der magnetischen Kunst finden sich bei den verschiedensten Völkern aller Zeiten, besonders in den höheren Kasten, in dem Priesterstande, und bei einigen geheimen Gesellschaften des Alterthums. So bei den Hebräern unter Moses, Salomo und später. Dann bei den Essenern und Therapeuten, nach Philo und Josephus. Aus verschiedenen Ceremonien, Gebräuchen und Heilungen verschiedener Krank-

die hintere Halbleitung nach dem Rückgrat zu, in den Allgemeingefühlen jeder Leidenschaft und Begehrung.

Daher das Ahnschaun im Wachen und Träumen vermittelt des Allgemeingefühles.

Sinn der Bezeichnung: „Sitz der Seele!“

Schlaf als Mittelzustand zwischen a und b!

Z. B. Ahnung der Jungfrau vor der Pulverexplosion zu Eisleben.

Daher ist dem Menschheitleben wesentlich:

c) Allwachzustand, zeitkreislich abwechselnd mit a und b.

Aber als ganzes Wesen stehen wir über dem Inwach- und dem Wach- und sogar über dem Allwachzustand als solchem! Ueber diesem auch der Urweseninwachzustand des Menschen, als die Ur-schön-lebenblüthe der Menschheit!

*) Werden die ähnlichen Verhältnisse aller Dinge im Urwesen rein ausgesprochen, so schreit man über Widersprüche, Undeutlichkeit, Unfruchtbarkeit. — Schon das vororganische Naturleben im Magnet-Prozesse spricht diese Urwesengesetze zeitleblich in einem beschränkten Sinnbild aus. Denselben Den Kern, die jene Eigenschaften im Magnete anerkennen, kommt es widersprechend vor, dasselbe Verhältniss des Ganzen und der Theile im Allgemeinen zu denken und anzunehmen.

heiten sieht man, dass sie den magnetischen Zustand gekannt haben. Jesus war vermuthlich von Essäern und Therapeuten in Aegypten und hernach in Palästina erzogen und lehrte und that, was er da gelernt hatte und urgeistig weiter bildete. Die Ohnmacht, die dort häufig und anhaltend ist, dauert oft länger, als einen Tag und ist eigentlich selbst eine magnetische Krisis. So hat auch die Aeusserung Jesu an seine Lehrsünger: dass sie bei Heilungen Glauben haben müssten, vielleicht einen physikalisch-magnetischen Sinn. Auch dass er sagte: es würden Andere kommen, die dieselben, ja noch grössere Wunder thun würden, als er, da er wohl wusste, dass dies nur eine kleine Oeffnung war, wodurch dieser Naturzustand in das Menschenleben hereinschien. — Vorzüglich aber findet man Spuren davon bei den Hindus. Die jetzigen Brahmanen scheinen diese Kunst noch als Handwerk zu üben, und ihre heiligen Bücher sind voll davon. Die früheren Priester scheinen indess diesen Zustand genauer gekannt und wissenschaftlich untersucht zu haben. Man vergleiche die von Anquetil du Perron herausgegebene Schrift: Oupnek'hat und das Werk von Solwyns, wo die heiligen Geberden der Brahmanen, die dort beschrieben werden, auf Kenntniss des Magnetismus hindeuten. Von den Hindus kam diese Kunst nach Aegypten, wie aus dem durch Napoleon veranstalteten grossen Werk über Aegypten, aus den dort dargestellten Denkmälern, zu ersehen ist. Auch die Schamanen scheinen von den Hindus die magnetische Kunst erlernt zu haben, oder vielmehr von den Brahmanen abzustammen. Auch bei den Ziganen hat sich Manches erhalten. Selbst bei uns ist das Nabelstreichen, Streichen bei Verrenkungen u. s. w. noch Spur der magnetischen Kunst im Volke. Im Mittelalter verfiel in Europa die Kenntniss des Magnetismus: es zeigen sich vor Mesmer, der sie wieder entdeckte und ausübte, nur wenige Spuren davon. Geschichte der Entdeckung aus Mesmer's früheren und aus seiner neuesten Schrift.

In Ansehung der Verrichtung, wodurch der lebenmagnetische Zustand hervorgebracht wird, und der, welche das Eisen magnetisch macht, ist eine grosse Aehnlichkeit. Stehen, Streichen, Stossen nach einer und derselben Richtung, Aufheben der Angewirktniss durch Streichen in entgegengesetzter Richtung findet sich in beiden. Der Menschenleib wird nach der Richtung der Hauptnerven, mit Ruhen bei den Hauptabtheilungen und Gelenkfugen des Leibes, gestrichen. Vielleicht giebt es weit kürzere und einfachere Mittel, diesen Zustand hervorzurufen; denn dieses Streichen hat Mesmer wohl eigentlich von dem Magnetisiren des Eisens hergenommen und nachgeahmt. Dahin deuten auch die einfacheren Verfahren Jesu und der Brahmanen. — Einige Naturforscher

(z. B. Troxler, Schubert a. A. m.) haben zwar diesen Zustand für einen krankhaften, bestialischen, wohl gar teuflischen erklärt; allein diese müssen weder die höheren und reineren magnetischen Erscheinungen jemals gekannt, noch im Vergleich mit dem Wesentlichen des ganzen Menschen jemals erwogen haben. Die bei untergeordneten magnetischen Zuständen erfolgenden convulsivischen Bewegungen und andere krankhafte Erscheinungen sind nicht als Beweise wider die Gesundheit dieses Zustandes anzuführen, denn sie sind Gegengewirktnisse einer anwesenden Krankheit gegen die magnetische Anwirkung und allemal kleinere, oder grössere Krisen; sie bereiten auch allemal dem reinen, inwachen Zustande den Weg, der nicht eher eintreten kann, als bis durch solche Krisen Gesundheit und Reinheit der Leiblebenkraft, zum Theil wenigstens und auf kurze Zeit (*lucida intervalla*), hergestellt ist. Eben so verhält sich auch der gewöhnliche Schlaf bei und gegen Krankheiten (z. B. in der Schlafsucht im höchsten Grade), den doch deshalb, weil er als Krisis, als von der Natur selbst gewähltes Heilmittel vorkommt, Niemand für einen krankhaften, oder bestialischen, oder gar teuflischen Zustand erklären wird! Die Natur wählt auch oft ohne Mithilfe der Kunst den magnetischen Zustand in den schwierigsten, zumal chronischen Krankheiten als Heilmittel, als das äusserste, kräftigste, höchste. Und dies ist dem sinnigen, reinen Naturforscher Wink genug, wenn er auch nicht unwissenschaftliche (*philosophische*) Bildung hat. — Aber das Wichtigste hierbei ist: dass alle reine Erscheinnisse (*Phänomene* und *Symptome*) des magnetischen Zustandes die einer reinen, kräftigen, ja weit erhöhten Gesundheit und eines entsprechenden Wohlbefindens sind.

Nun ist zu beobachten, wie wir uns selbst im magnetischen Schlafe finden, und zwar wie geistlich, wie leiblich, und in welcher Wechselwirkung des Geistes und des Leibes. Ist der magnetische Zustand bloss leiblich, oder bloss geistlich, oder beides; und wenn beides, so, dass das eine überwiegt, oder im Gleichgewicht? Ferner ist in demselben eine blosse Bestimmung und Anwirkung beider, des Geistes und des Leibes, als selbständiger, oder, sofern sie schon in Wechselwirkung des Lebens sind? Ferner, wenn dieser Zustand sowohl geistliches, als leibliches, als geistleibliches Wesentliche hat, von welchem geht die Anwirkung aus, und welcher Theil nimmt die Anwirkung zuerst als Angewirktniss in sich? (Anderwortlich: ist dieser Zustand physisch, oder psychisch [*moralisch*], oder anthropisch [*anthropologisch*]?) Ferner ist wesentlich, die Beziehung auch dieses Zustandes auf uns selbst als Einthätiges zu erkennen, als welches wir erhaben sind über uns selbst als Einzelthätiges.

Der magnetische oder inwache Zustand kommt nun in verschiedener Art und in verschiedenen Nebenbestimmungen (innerlich und äusserlich verschieden) vor. Er ist natürlich, oder künstlich; natürlich, wenn das Leibleben von selbst (freinkräftig) in denselben sich versetzt, wie in Ohnmachten, Mondsuchten u. dergl. m. Künstlich, wenn er durch äussere, durch geistige Freiheit gewählte Mittel hervorgebracht wird; also entweder durch Arzneien (im weitesten Verstande), oder durch Streichen eines organischen Leibes (Mensch durch Menschen, Mensch durch Thier, Thier durch Menschen, auf ähnliche Weise, wie das Eisen durch Streichen mit einem Magnete magnetisch wird). Eben so kann auch der gewöhnliche Schlaf sowohl von selbst eintreten, als auch durch Arzneien, Musik und seelische (psychische) Anwirkungen erregt werden. Ferner kommen beide, der gewöhnliche, sowie der magnetische Schlaf, sowohl im gesunden, als im kranken Zustande vor.

Der natürliche magnetische Schlaf stellt sich am gesunden Menschen zuerst und am ausgebildetsten in der Mondsucht dar. Durch die Mondsucht wurde man aufmerksam, dass in dem Menschenleibe eine andere und höhere Kraft wirksam sei, weil sie allemal während des Mondscheines eintritt, und eine eigene Sinnwahrnehmung, besonders des Lichtes, mit geschlossenen Augen statthat. Bald bemerkte man, dass dieser Zustand durchgreifige Aehnlichkeit mit dem lebensmagnetischen Hellsehen habe. Auch in der Mondsucht bemerkt man in allen Sinnwahrnehmungen und Verrichtungen eine grössere Freiheit, Schärfe und Sicherheit, gerade so, wie im lebensmagnetischen Hellsehen, und schon dem vorwissenschaftlichen Menschen ward es klar: dass ein solcher Mensch in höheren Händen, durch höhere Naturkräfte geleitet und in höherer Sinnanschauung aufgelebt sein muss. Merkwürdig ist das Streben der Mondsüchtigen, sich dem Monde auf alle Weise zu nähern (sollten sie wohl eigenlebliche Anschauungen des Mondes haben?), weshalb sie Firste der Dächer und Berghöhen, Bäume u. s. w. erklettern, worauf sie mit Wohlgefallen den Mond anschauen, jedoch mit verschlossenen Augen. Allerdings hat der Mond, besonders, wenn er seine volllichte Seite (die von der Sonne so eben erregteste; sollte wohl sein Magnetismus auch, wie sein Licht, ein erborgter Sonn-Magnetismus sein?) zukehrt, merkwürdige Einflüsse auf die Erde, auf alles organische Leben, auf Erschliessen der Keime, auf Faulung, auf den zeitkreislichen Blutfluss weiblicher Thierleiber u. s. w. — Merkwürdig ist besonders bei den Mondsüchtigen die richtige Schätzung ihrer eigenen Kräfte*) und

*) Welche wir übrigens in der ganzen Thierwelt finden, sofern nicht

der sichere Gebrauch derselben bis an die äusserste Grenze der Möglichkeit; sie unternehmen Nichts, was sie nicht ohne Gefahr ausführen können.

Eben so merkwürdig ist der natürliche magnetische Zustand, worein Swedenborg bei schon vorgerücktem Alter verfiel, und worin er bis an seinen Tod abwechselnd blieb. Er sah, seiner Beschreibung nach, reine Geister und Menschen anderer Himmelskörper und unterhielt sich mit ihnen; dabei sah er aber auch oft zugleich mit dem gewöhnlichen Leibauge die Aussenwelt, ging auf der Strasse dazu u. s. w. „Da z. B. „die reinen Geister, seiner angeblichen Erzählung nach, nicht „in die Aussennatur schauen, wohl aber das Bild in dem „Auge, oder vielmehr das in der Phantasie des Menschen, so „fragten sie ihn, was dies sei, worauf er es ihnen erklärte; „besonders wunderten sich die Geister, dass ein so edles Geschöpf, als der Mensch, so schlecht sein könne.“

Auch die todheuchelnde (scheintodliche) Starrsucht ist eine hohe magnetische Krisis in schweren Krankheiten und ist oft mit dem klarsten, wachendsten Selbstbewusstsein, innerem Sehen und Hören der Aussendinge verbunden. — Eben so die Ohnmachten und mehrartige Nervenkrämpfe, welche ebenfalls eigentlich Krisen sind, unter denen freilich oft das Leben erliegt. Auch scheint das Sterben ein lebensmagnetischer Zustand zu sein, oder doch durch ihn hindurchzugehen, wie dies die höheren, oft gottinnigen Gesichte Sterbender, besonders unschuldreiner, liebinniger Kinder, erweisen, welche nicht allemal den Tod nach sich haben, oft aber in der Nähe des Todes erfahren werden. Solche sehen, wie sie sagen, den Himmel offen. Merkwürdig ist, dass die Erinnerungen aus dem wachenden Leben in den Starrkrampf und überhaupt in den magnetischen Zustand mit hinübergehen, wie z. B. das Mädchen in Paris bewies, das gehängt worden war, aber wieder zu sich kam, als der Anatom sie aufschnitt; sie glaubte, vor Gott zu stehen, und sagte: „Ach, lieber himmlischer Vater, ich bin unschuldig!“

Ist in einem Menschen in einem, oder mehreren Organen, oder im ganzen Leibe ein Mangel an Nervenkraft, so wird sie durch das Magnetisiren ersetzt, ist aber ein Mensch natürlich gesund, so wird dadurch seine Nervenkraft erhöht. — Der Magnetisirende ist auf mehrere Schritte, ja Meilen weit wirksam, daher fällt es weniger auf, dass der Mond nur 60 seiner Durchmesser weit die Mondsucht wirkt; auch können wohl andere Planeten auf der Erde magnetische Wirkungen

das Thier durch menschliches Abrichten in der Reinheit seiner Naturanschauung und seines Vereinlebens mit der Natur gestört ist: die Thiere erschöpfen überall die Grenze der Möglichkeit (die Möglichgrenze).

hervorbringen und so, ohne mechanische Perturbationen, die Witterung bestimmen. Daher denn auch für die Witterungskunde noch höhere Aufschlüsse möglich werden würden durch genauere Kenntniss des allgemeinen Magnetismus im Himmelbau.

Das Nervenganze des Magnetiseurs (Inweckenden) wirkt an das Nervenganze des Magnetisirten, und zwar gehet sichtbar und fühlbar für beide eine Kraft aus dem Anwirkenden in den Angewirkten über, welche in höheren magnetischen Zuständen wie ein ausstrahlendes Licht erscheint. Durch Magnetisiren verliert man an Lebenskraft und theilt das Theuerste seines leiblichen Selbst mit. — Die mitgetheilte grössere Nervenkraft wirkt nun auch auf andere Organe des Leibes und vertreibt daraus alles Unnütze und Ueberflüssliche; daher auch die mannigfaltigsten Ausleerungen durch Schweiss, Thränen, Wasser aus der Nase, Urin, Erbrechen, Stuhlgänge, kleinere und grössere Geschwüre, allerhand stinkende Stoffe, die dem Schweiss beigemischt sind, erfolgen. Weiterhin schliessen sich die Augen, sind wie zugeleimt, und dies geschieht oft unwiderstehlich, und wo widerstanden wird, erfolgen Kopfschmerz und andere Uebel. Die Nerven der oberen und unteren Augenlider erscheinen wie freundschaftliche Pole, so auch die Fingerspitzwarzreihen gleicher Finger beider Hände desselben, oder zweier verschiedener Menschen.

Bei Anfang der Wechselwirkung ist gut, dass beide sich leiblich und geistlich (allmenschlich, ganzgemüthig) sammeln, oder gleichsam in sich zusammennehmen, und dass sich dann der Magnetisirende mit seiner Ganzkraft und mit starkem, reingutem Willen auf den andern richte (den Andern mit Augen und Händen fixire). Das Nervensystem ist einem Baume zu vergleichen, dessen Doppelstamm das Hirn und Rückgrat, und dessen Aeste und Zweige die Nerven der Sinne und der Aussenbewegglieder (der Extremitäten) sind. Ist nun der Mensch in der gewöhnlichen Stellung, so gehen die Aeste nach verschiedenen Richtungen aus, sie entfernen sich von einander. Bei dem Magnetisiren muss aber das Nervensystem als ein geschlossenes Ganze sich darstellen, anwirken und angewirkt werden; damit die Nervenkraft kräftig ausströme, und die anströmende desto leichter, ungetheilte, ganzer und inniger aufgenommen werde. Deshalb muss der zu Magnetisirende seine Hände zusammenlegen und zwischen die Kniee legen, und insonderheit die Fingerspitzen entsprechender Finger aneinander, so auch die Füsse wenigstens an einander setzen und, wenn im Bette liegend, eben so die Fussplatten an einander setzen. In dieser Stellung erscheint der Menschenleib als eins, als ein in sich geschlossenes Ganzes. Diese Stellung ist dem Menschen angeboren, er

nimmt sie unwillkürlich an, sobald er als ganzer Mensch wirkt, oder einer Aussenanwirkniss als ganzer Mensch gegenwirkt. So gut der Europäer, als der Hottentotte schlägt die vereinten Hände über den Kopf zusammen, wenn er ein gegenwärtiges Unglück anschaut und fürchtet. Eben so stimmen alle Völker in einigen Geberden der Gottinnigkeit ohne Verabredung überein, z. B. bei der Gottinnigung (dem Beten) magnetisches Zusammenlegen, oder Samfalten der Hände. So hält der das Volk segnende Hochpriester bei den Israeliten noch heute die samgelegten Hände magnetisch wohl viertelstundenlang entgegen. Im Oupnek'hat ist die beim Magnetisiren wesentliche Stellung noch umständlicher und genauer beschrieben, die ein Europäer jedoch nicht nachmachen kann, weil seine Kniee zu steif sind; man setzt sich nämlich auf die Fersen mit aneinander gelegten Fussplatten und hält mit den Fingern Augen, Ohren und Mund zu. Ich war, ohne davon zu wissen, von selbst auf dieses Schliessen der Sinne gefallen. — Dies Sammeln und Ganzstellen des Leibes wird der Magnetiseur, ehe er anfängt, gleichfalls mit Nutzen beobachten.

Im magnetischen, sinnwachen Zustande werden die Ausseninne des Kopfes und der Haut oft, ja in den meisten Fällen, ganz geschlossen. Die Augen werden nach oben mit der Sehe gedreht, und die Augenlider sind fest zugeleimt. Manche sehen ihr Auge, wie auch oft andere Theile, oder das ganze Nervensystem erleuchtet. Auch zeigt sich sonst, dass das Auge in sich selbst Licht entwickelt, z. B. wenn man sich ins Auge stösst. Die Sinnwahrnehmungen der Inhellen sind von ganz anderer Art und haben eine örtliche Beziehung auf die Gegend des Magens und der Herzgrube, weisen also auf den Theil unseres Nervensystems hin, welcher im wachen Zustande nur mittelbar, durch den sympathischen Nerven, und nur dunkel das Bewusstsein anspricht.

Es ist für die Kenntniss und die Würdigung des inwachen Zustandes vorzüglich wichtig, den Bau des Nervensystems im Ganzen und im Einzelnen zu kennen. — Das Nervenganze besteht in zwei Haupttheilen, welche sich in einem dritten Vereintheile verbinden. Der vordere Haupttheil, der Vorderleibnerv (nervus organicus nach Ackermann), hat seinen Sitz im Unterleib als Gegenhirn und Gegenhirnsinnnerven, in der Brust, der Gegend der Eingeweide und im Gesicht (wo der Quell der Bewegungen des Gesichts, wie der Rückenmarksnerv in seinen Vertheilungen Quell der Bewegungen der Bauchmuskeln und Becken- und Aftermuskeln ist). Die andere Hälfte hat ihren Sitz im Kopf als Gehirn und Hirnsinnnerven und in den Rückenwirbeln als Rückgrat und Bewegnerven der Aussenglieder. Beide werden nun auf doppelte Art in einem

Dritten verbunden, im sympathischen Nerven und in einer Verbindung nach dem Rückgrat hin.

Das Eigenwesentliche in dem Bau der Nerven ist, dass sie sich nicht, wie die Gefässe, in Röhren, sondern, wie die Pflanzen, in Bündeln verästen, oder eigentlich in einer allseitig netzförmigen Theilung unter einander verbunden sind. Bei jeder Durchkreuzung erfahren sie eine Verstärkung an Masse und eine eigene Bestimmung an der inneren Mischung und Bildung, daher sie an dieser Stelle Nervenknotten (Ganglia) genannt werden; es ist daselbst eine Anhäufung eines breiartigen, sulzigen Stoffes, eine ähnliche Anhäufung, als sich an den Knotenpunkten der Höhenzüge des Erdlandes findet. — So ist der geringste und kleinste Nerv mit jedem andern, grösseren, oder kleineren, verbunden, und wird einer berührt, so fühlt es in folgedessen das Ganze. Daher ist oberflächlich erklärbar, dass, wenn man sich z. B. in den Finger sticht, man es auch am Kopfe, Leibe u. s. w. mitfühlt, oder dass bei dem Drucke, oder Stosse eines Gliedes die Augen thränen, dass, wenn man im äusseren Gehörgange sich reizt, die Nerven der Zunge ein Kratzen mitempfinden, wenn man sich an den Augenbrauen reizt, das Zwerchfell angewirkt wird zum Niesen. Die Bildung des vorderen Nervenganges unterscheidet sich wesentlich von der des hinteren Nervenganges in einem Gegensatze, welcher jenem des Männlichen und des Weiblichen, oder der Sonne und der Erde entspricht. Beide Haupttheile sind unter sich zweifach verbunden, vorn durch den sympathischen Nerven, hinten durch die Nerven an der inneren Seite des Rückgrates. Das vordere Nervengange hat wahrscheinlich eben solche Sinnorgane, als das hintere, geschickt zum Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen, und den eignen Sinn, dessen Gefühl bei der Geschlechtsvereinigung erblühet. Bemerkenswerth ist ferner diese Aeusserung der Einheit, Vielheit und Vielheit des Menschenleibes darin, dass homologe Theile des vorderen und des hinteren Nervenganges entgegengesetzt liegen. Der obere Theil des hinteren Nervenganges äussert sich empfangend, als Sinnorganes, der untere, im Rückgrate, als Grund der Bewegung. Dagegen der obere Theil des vorderen Nervenganges in der Brust und dem Gesicht sich als Quell der Bewegung und der untere sich als empfangend, als Gegensinnorganes, bewährt. Eine genaue Betrachtung des Nervenbaues wird in den einzelnen Gliedern einen vollkommen entsprechenden Gegenbau der beiden Haupttheile des Nervenbaues bewähren, welcher sich übrigens nochmals, sowohl im Hirn, als in dem Leibsinnorganen, dem Ganzen ähnlich wiederholt. So, wie nun im Wachen der Geist diejenigen Eindrücke auffasst und nachbildet, welche durch die Kopfsinne aufgenommen werden, und von denjenigen Einwirkungen unmittelbar Nichts weiss,

die durch die Leibsinn des organischen Nerven aufgenommen werden, so findet im magnetischen Schlafe gerade das Gegentheil statt. Hier bildet der Geist die Einwirkungen durch die Sinne des organischen Nerven nach, und die kopfsinnlichen Einwirknisse wirken auf den Geist, im gewöhnlichen magnetischen Zustande, nicht. Jedoch ist der hintere Nerv nicht ganz ohne Ansprechen selbst im gewöhnlichen magnetischen Zustande. Im Wachen zeigt sich in den durch den sympathischen Nerven vermittelten mannigfachen Ahnungen, dass die Sinne des organischen Nerven auch dem Geiste zugänglich sind, wenn z. B. ein Mensch durch eine gewisse Angst spürt, dass an einem bestimmten Orte Etwas vorgehet, oder bald vorgehen wird, was ihm wichtig ist. Im magnetischen Schlafe dagegen verhält sich das Hirnnervenganze zum Geiste, wie im gewöhnlichen Wachen das Leibnervenganze, ersteres wird dem Somnambulen in der Regel nur ahnungsweise, durch den sympathischen Nerven in entgegengesetzter Richtung vermittelt, wahrnehmbar. Hält man ihm z. B. ein Licht vor das Auge, so glaubt er, unbestimmt, wie in einem Nebel, Etwas zu sehen. Es ist aber merkwürdig, dass die ähnlichen Sinne des vorderen Nerven nach anderen Gesetzen, und besonders mehr in die Weite, von Entfernung und Geradlinigkeit unabhängiger wirken; so fühlt ein Somnambule mehr in die Ferne und vor der Berührung, und deshalb gehen sie auch mit geschlossenen Augen sehr vorschauend und sicher umher. Jedoch hat der Mensch auch schon im Wachen ein ähnliches Vorgefühl, sogar Thiere von einfacherer Bildung, Raupen, Schmetterlinge, Schnecken und alle zoophytischen Thiere: noch ehe sie den Gegenstand mit den Fühlfäden berühren, weichen sie schon aus. Man kann dies an sich selbst bemerken: wenn man im Finstern geht, fühlt man es schwach schon zuvor, wenn man sich einem festen Gegenstande nähert.

Es ist kein Grund ersichtbar, weshalb nicht der erwähnte Gegensatz der einseitigen Zustände, des Wachens und des Inwachens, in einem Vereinsatze zugleich eintreten sollte, so dass der Geist zugleich und gleichförmig in Verbindung stände mit dem vorderen und mit dem hinteren Nervengängen, vermittelt durch das Urnervenganze, welches über beiden entgegengesetzten Theilen des feststoffig erscheinenden Nervengängen sich als allseitig-flüssige Nervenhülle darstellt, worin der feststoffige, ingegliedete Nervenbau als sein Intheilthum erscheint. — Vielleicht, dass das Eintreten dieses gleichförmigen Ganzeinlebens des Geistes in den feststoffigen Nervenbau geist-leibliche Bedingung des höheren Aufwärtseinlebens in die Natur und in die Vernunft, in das Sonnbauleben und das nächste Ganze des Geisterreiches, ja dies wieder Bedingung höheren Emporeinlebens (Urheimlebens) in das Urwesen. —

Ich habe den Verein beider Zustände an einer Kranken selbst erfahren; Swedenborg scheint auch ein Aehnliches angewirkt worden zu sein; sowie auch Jesus. — Welche Fülle und Herrlichkeit der Menschennatur schon auf Erden eröffnet sich hierin der Möglichkeit nach! Vielleicht ist diese Lebensfülle auf einem, oder mehreren unserer Mitplaneten wirklich!

Die Einwirkung des Naturlebens auf beide Haupttheile des Nervenbaues geschieht stetig, unabhängig von dem Wahrnehmen des Geistes. So bildet sich, wenn mein Auge offen ist, darin das Umleben ab, ich mag es geistig sehen, oder nicht; so in dem Ohr, in dem Gefühle. Auch im wachenden Zustande ist die zweite sinnliche In-Abspiegelung des Naturlebens im Leibe stetig da, aber der Geist nimmt sie nicht wahr, sondern wird sich nur dann dunkler Ahnungen davon bewusst, wenn die Angewirktnisse so heftig sind, dass die Vermittelung durch den sympathischen Nerven wahrnehmbar wird.*)

Im wachenden Zustande sind dem Willen des Geistes nicht alle Muskeln untergeben (zu Wechseleinflüsse offen, nicht eigentlich: untergeben, unterworfen). Aber während des gewöhnlichen magnetischen Schlafes auch diese nicht immer, sondern es erscheinen dabei vielgestaltige Lähmungen und Unvermögenheiten freier Bewegung. So kann nicht jeder Somnambule sprechen, und öfter bringt er es erst nach und nach durch angestrengte Uebung dahin. Es wird dies aus der veränderten Beziehung des Geistes zu dem Nervenbau zum Theil erklärbar. Im Wachen geschieht die Bewegung des Sprachorganes mittelbar durch den sympathischen Nerven. So ändert sich auch während des Magnetschlafes der Ton der Sprache. Menschen, die gewöhnlich rauh und heiser sprechen, erhalten im inwachen Zustande (Inwachstande) eine helle, reine Stimme; die im Wachen mit schlechtem Tone singen, singen im Inwachen mit schönem, angenehmem Tone und liebinniger Zartgemüthbewegung. Dies liegt wohl zum Theil in der Verschiedenheit der Anwirkung des Nerven, oder des Organes, welches die Stimme hervorbringt.

Noch ist es wesentlich, hier zu bemerken, dass die Aufnahme der Anwirkungen des Naturumlebens in und durch die Unterleibsinnne**) (welche sich freilich äusserlich nicht so bestimmt, als Auge, Ohr, Zunge, Nasenhaut u. s. w., darstellen, desto inniger aber und eigenkräftiger zeitstetig thätig sind),

*) Ist die Epilepsie nicht ein Verhältniss der Abhängigkeit der einen Hälfte des hinteren Nervenganzes (des Rückenmarksnerven) von dem vorderen Nervenganzes? Eben so der Veitstanz u. s. w.

**) Die Haut gehört sowohl dem vorderen, als dem hinteren Nervenganzes.

nicht nach demselben Gesetze, oder vielmehr nicht nach derselben Richtung ihres gemeinsamen Gesetzes geschehen, als in und durch die Kopfsinne. So z. B. das Licht, welches sich zu dem Hirnauge ganz anders verhält, als zu dem Gehirnauge, und zwar gerade umgekehrt. Eine Linse, welche für das Kopfauge die Strahlen sammelt, zerstreut sie für das untere Leibauge. Ob es sich auf ähnliche Art mit den Schallstrahlen (z. B. im Sprachsaale und mit dem Sprachrohre) auf eben diese entgegengesetzte Art verhält, und ebenso in Ansehung des Geruches und des Geschmackes, darüber haben noch keine Erfahrungen entschieden. Bei dem Sehen zeigt sich ferner der merkwürdige Gegensatz, dass Dinge, die dem Kopfauge undurchsichtig sind, dem unteren Leibauge durchsichtig sind, woher die dem gewöhnlichen Beobachter unmöglich scheinenden, ja ihn erschreckenden Erscheinungen des Lesens durch Wände u. s. w. sich ergeben. Da nun das Sonnenlicht durch jene undurchsichtigen Stoffe nicht durchscheint, so ist offenbar, dass das vom Inwachen gesehene Licht, worin ihm auch alle Gegenstände erscheinen, nicht Sonnenlicht, sondern irgend ein anderes Licht ist. Dieses Licht erscheint übrigens eben so äusserlich und objektiv (gegenständlich), als dem Kopfauge das Sonnenlicht und das davon abstammende, ihm gleichartige Kerzenlicht. — Bemerkenswerth sind einzelne Lichtströmungen, die sich im inwachen Zustande in Hinsicht auf bestimmte Krankheitszustände vorfinden. So sah eine von meinen Somnambulen ihre Nase in einem lichten Nebel und von da aus einen Lichtstrahl in krummer Richtung nach der Stirn hin gehen, und zwar nach der rechten Seite, wo sie gewöhnlich Kopfschmerz hatte, der von einem unglücklichen Falle herrührte, weshalb sie auch diese Stelle ihre schwache Stelle nannte, worauf denn auch beim Magnetisiren oft die Finger des Magnetiseurs gelegt werden mussten, um das Eintreten der höheren magnetischen Zustände möglich zu machen, oder zu beschleunigen.

Die Wahrnehmungen des Unterleibsinnigen sind nicht auf gleiche Weise an Zeit- und Raumfolge und Richtung gebunden, und zwar in diesen Hinsichten weniger beschränkt, als im Wachen, wo ich nur auf bestimmte Entfernungen, nach Beschaffenheit der Güte des Auges, sehen kann. Ein Inwacher dagegen sieht Meilen weit, in grossen Bogen um die Erdoberfläche herum, leibsinliche Dinge, Handlungen, die gewisse Personen vornehmen, die mit ihm in näherer Lebensgemeinschaft stehen, sei nun diese selbst magnetisch, oder bloss Neigung, oder Blutverwandtschaft. Wienholt's Kranke, die sich das auf der Stadtmauer stehende, Sennesblättern ähnliche Kraut selbst verordnete. Beispiel des im natürlichen Somnambulismus hervorblühenden Weitsehens eine Offiziersfrau,

die ihren tödlich verwundeten Gemahl unter einem Baume verbinden und sterben sah u. s. w. Dieses Erblicken entfernter Gegenden ist nicht mit dem zu verwechseln, wie man im gewöhnlichen Traume sieht, wo man bloss Gegenden sieht, wie man sie ehemals gesehen hat, im magnetischen Sehen dagegen schaut man Gegenden, wie sie jetzt eigenleben. Den ersten Aufschluss über das magnetische Sehen hat eine Hellsehende (Dr. Wolfart's) in Berlin gegeben. Auch Swedenborg beschreibt sein Hellsehen auf ähnliche Weise, nur dass er es anders auslegt und nicht sagt, dass die Gegenstände in seinen Lichtkreis heranträten, sondern er zu ihnen versetzt (im Geist entrückt) würde. Eigentlich kommen ja auch die Lichtwahrnehmungen von den Gegenständen in die Netzhaut des Kopfes hinein, worauf das Bildchen gleichfalls nicht bloss in Fläche, sondern dreistreckig, auch mit Dicke, gedacht werden muss, wodurch sich manche sonderbare Erscheinungen erklären. Jedoch ist auch hierin in beiden Zuständen eine wesentliche Verschiedenheit.

Es ist schon bemerkt worden, dass die Unterleibsinn im inwachen Zustande weit feiner empfindend wahrgenommen werden, als im wachenden. — So verdient vorzüglich die grössere Schärfe des Gefühls bemerkt zu werden, wonach die Inwachen auf der flachen Hand haarfein ihre Arzneigaben abwiegen, auch fühlen, wenn sie essen und trinken, wie viel gerade genug ist, und zwar ohne alle vorausgegangene Uebung! da sonst Apotheker, Fleischer und andere Gewerbnur nur nach langer Uebung eine dennoch weit weniger feinschätzende Fertigkeit erlangen. — Die genauere innere Kenntniss (Zartinschaun) des Leibes und seines gesunden sowohl, als kranken Zustandes, zunächst des eignen, dann aber auch nicht weniger des Leibes anderer lebenvereinter und geliebter Personen (Selbster), welche Inwache beweisen, setzt in Erstaunen. Denn, so wie wir wachend mit den Kopfsinnen die Umfläche des Leibes im Sonnenlichte genau schauen, so indurschaun die Inwachen den ganzen Inleib, sehen also auch ihre und Anderer Unterleibsinn, vielleicht gar auch Alles, was sich in diesen Sinnen abspiegelt.*) Nicht zu gedenken, dass wahrscheinlich auch ein höheres Inschaun der Geister, als Geister, mit dem höheren leiblichen Inschaun verbunden ist (Unruhe einer Somnambule, welche den Tod ihres Magnetiseurs voraussah). Das bei weitem zartere und liebinnigere gesellige Gefühl der Inwachen, sowie ihr reinerer, schönguter Sinn und ihre tiefere Gemüth-

*) Mikroskope und Teleskope für das Auge des Unterleibsnerven, sowie überhaupt Bewaffnung der Unterleibsinn sind daher keine Ungedanken!

lichkeit, sind erfreuliche Thatsachen für die Entfaltung des Menschheitslebens auf Erden. Eben so, dass sie Anschauungen (Gedanken) und Willnisse (Willensbestimmungen) des Magnetiseurs und anderer lebenvereinter Wesen wissen und zart empfinden. Um darüber nicht blind zu erstaunen, muss man sich als eines Grundgedankens daran erinnern, dass an sich Nichts zufällig ist, sondern Alles, was geschieht, wesengesetzmässig, urwesen-leb-gesetzlich geschieht, selbst die Wirknisse menschlicher Freiheit nicht ausgenommen; ja dass selbst höhere, übernatürliche Einwirkungen urwesentlich- und ewigesetzmässig erfolgen, und den Lebensgesetzen des untergeordneten Wesens gemäss; und insonderheit, dass Vieles, was in meinem Leben vielleicht nach Jahren sich zuträgt, schon heute den veranlassenden Ursachen nach gewiss vorbereitet ist. Ferner muss man sich an die Vorsichtigkeit und Bedingtheit und Bescheidenheit der Voraussagnisse der Inwachen erinnern, wonach sie z. B. hinzufügen: wenn Alles gut geht, wenn nicht neue Umstände dazu kommen; wenn nicht dies, oder jenes anders sich fügt, wenn dies, oder jenes gerade zu dieser, oder jener Zeit sich so zutragen und ereignen wird. Auch dass im Ganzen sich derselbe Zeitferschein (zeitliche Perspektive) im inwachen Zustande, als im Wachen zeigt, wonach nämlich die Klarheit des Schauens in umgekehrtem Verhältnisse der noch zu verfliessenden Zeitlänge steht, obgleich bei vielen Anschauungen zeitleblicher Dinge dem Erstwesentlichen nach die Zeit nicht in Betracht kommt. Im Wesentlichen bestimmen wir auch im Wachen zukünftige Dinge (Kommnisse) nach eben den Gesetzen voraus; nur nicht so rein, so lebinnig, und abhängiger von Zeit und Raum.

Auch ist die leibliche Erinnerung und die geistliche im inwachen Zustande weit stärker, als im wachen, und zugleich weit zarter, oder vielmehr von dem in der Vorzeit Geschehenen kommt mehr in den Unterleibsinnen, als in den Kopfsinnen zum Bewusstsein, sofern die Erinnerung leiblich bedingt ist und nach Naturgesetzen geschieht, wobei sich insofern der mitwirkende Geist empfangend verhält.

Ferner ist werth, bemerkt zu werden, die innige Liebe, welche die Inwachen für den sie Inweckenden (Magnetiseur) hegen, sowie auch zu anderen Personen, welche sie auch wachend, aber oft vielleicht nicht so rein und innig, lieben, ja sogar gegen Personen, die ihnen im Wachen aus äusseren, unreinen Gründen zuwider sind. Dagegen ihnen aber auch inwach Personen widern, die sie wach lieben, und zu denen sie sich wachend gern hinneigen. Allein unter gewissen Umständen und aus vorübergehenden Gründen dürfen ihnen auch Personen, die sie lieben, sich nicht nahen, sogar der In-

weckende nicht. — Auch in dem Inweckenden bildet sich eine Zuneigung, eine Liebe ganz eigner Art zu dem Magnetisirten, wie ich selbst jedesmal, und jahrelang bleibend, wahrgenommen habe, welche freilich zum Theil durch das wiederholte nahe Beschauen, durch die innerste zarteste Vertraulichkeit mit dem Eigenleblichen des Magnetisirten, aber nicht zureichend und nicht dem Erstwesentlichen nach, erklärt werden kann. Diese Liebe ist leiblich, aber, ohne geschlechtlich, ohne irgend begehrllich zu sein. — Der Inwache aber schaut wirklich inniger und tiefer das leibliche und geistliche Eigenlebliche sein selbst, des Inweckenden und Anderer und hat dabei auch höhere Anschauungen von Menschheit, Vernunft und Natur und ist auch, nach Aussage Mehrerer, in innigerem Lebensverhältnisse zu dem Urwesen. Daher nothwendig seine Liebe reiner, vielseitiger (oder eigentlich urweseninnig-unseitig) sein muss. Er schaut Andere rein, wie sie sind, wie das Rein- und Ur- und Allgemeinmenschliche in ihnen nicht zerstört wird durch oberflächliche, von aussen angeflogne Verkehrtheit und Verderbtheit. Daher die Milde im Urtheil, die hohe urwesentliche Liebinnigkeit der Inwachen selbst gegen Sünder, Beleidiger und Feinde. Sie sind überhaupt leiblich und geistlich tiefer und reiner in ihrem Urstande. — Sie haben einen innigeren Abscheu wider das Böse, reinere Liebe für das Gute, reine innige Liebe für Wesen, die sich durch das Böse selbstentweihn und entgottgestalten! — Schon im Wachen begegnen uns Ahnungen dieses Zustandes (nicht ohne Vermittlung des sympathischen Nerven), so beim ersten Anblick von noch nie gesehenen Personen, die wir zu lieben, oder zu meiden durch eine unwillkürliche Ahnung angetrieben werden, ob wir gleich der Gründe uns nicht bewusst sind, und der Verstand, auch die allgemeine Liebe, oft widerspricht. Die Lebenserfahrung bestätigte mir oft, vielleicht bis jetzt, so viel ich mich erinnere, immer, dieses erste ahnende Urtheil.

Man kann sagen, dass im magnetisirten, inwachen und inhellen Zustande der Geist im Stande unschuldreiner Kindheit ist. *)

Im Wachen ist der Geist vorzugsweise mit den Kopfsinnen verbunden, und was durch diese empfunden wird, bildet der Geist nach. Dieses Nachbilden wird durch das öftere Wiederholen vervollkommnet. Kinder bilden noch Wenigeres nach, und deshalb ist auch ihr Geist noch von vielem Schlechten befreit, an welches er sich im Fortgange des Lebens nach und nach gewöhnt, wodurch er an seiner Reinheit verliert. Im

*) Eine eigenschöne Bewährung der Mahnung Jesu: „Werdet wie diese Kindlein!“

Magnetschlaf wird nun der Geist von diesen Sinneneinwirkungen getrennt und von den vergangenen unabhängiger und mit den Angewirktissen in den Unterleibsinnen verbunden. Da nun diese an sich reiner sind, und der Geist insofern wieder wie in seiner Kindheit ist, so müssen auch die daraus entstehenden Gesamttanschauungen reiner und edler sein. Dennoch ist sich der Inwache der vorigen Kopfsinneinwirkungen auch noch bewusst und fühlt dann in der grösseren Reinheit seiner Anschauungen, dass Manches, was er unter der Einwirkung seiner Kopfsinne that, und was ihm damals gut schien, nicht gut war.

Dies sind die für unseren Zweck wichtigsten Wahrnehmungen über den sogenannten thierischen Magnetismus, so weit wir überhaupt auf diesem Standort fähig sind, sie anzuschauen und zu würdigen.

§ 43.

Wir haben nun zunächst das Verhältniss des inwachen Zustandes zu dem gewöhnlichen Schlafe und zu dem Wachen zu betrachten.

Der gewöhnliche Schlaf erscheint als ein nicht so vollkommener, das ist, als ein nicht so vollwesentlicher Zustand. Denn im magnetischen Schlafe erkennt man die Gegenstände selbst, man schaut sie wirklich an, wie es im Wachen geschieht, und wenn sie auch weit von uns entfernt sind. Nicht so im Traume, wo die angeschauten Gegenstände Bilder der Phantasie sind, nur Phantasie-Wirklichkeit haben. Im Schlafe stellen sich überwiegend bloss Geistanschauungen als Traum dar; zwar wirken leibsinbliche Anschauungen noch bei, allein doch nie hauptsächlich, oder als solche, sondern sie werden als Phantasiegebilde behandelt und in den Traum verwebt. Im Magnetschlaf dagegen erkennt man die Gegenstände genau als ausserhalb unser und unterscheidet, wie im Wachen, sobald man darauf merkt, die Phantasiebilder von den Bildern der Gegenstände. Auch ist der Zustand des Geistes und des Gemüthes im Magnetschlaf selbst reiner, besonnener, umschauender, als im Wachen, da hingegen im Schlaftraume der Geist zerstreut, unwachsam und der Wille oft unedel erscheint. Freilich ist der Geist im Magnetschlaf nach denselben Gesetzen, als im Wachen thätig, und selbst in seiner höheren und reineren Stimmung mischt sich manches Eigenbeschränkte, ja Eigenverkehrte, im Anschauen, Empfinden und Wollen ein; und man darf daher Aussprüche und Empfindnisse inwacher Menschen nicht wie Urwesenoffenbarnisse (wie Orakel) ansehen, sondern muss sie vernunftlich prüfen und würdigen, wie die Anschaunisse und Empfindnisse jedes andern menschlichen Zustandes.

Auch über den gewöhnlichen Wachzustand ist der inwache in mehrerlei Hinsicht erhaben. Es ist nämlich die Sinnwahrnehmung reiner und ausgebreiteter, als im Wachen, und es eröffnet sich darin die andere Hälfte der Sinnenwelt. Am vollkommensten ist freilich der Vereinzustand des zugleich Wachen und Inwachen. Auch die Beschränkung, dass man sich im Wachen nicht mehr an das, was man inwachend angeschaut, erinnert, hat sich bei einigen Inwachen nicht gezeigt, ist also zwar gewöhnlich, aber nicht allgemeinwesentlich.

Der Schlaf aber stehet zwischen beiden Zuständen mitten inne und macht oft den Uebergang aus dem einen in den anderen. Doch scheint auch dies nicht immer nothwendig zu sein. Wenigstens sind die schlimmsten Krankheiten durch Magnetisiren geheilt worden, ohne dass magnetischer Schlaf erfolgte. Freilich kann dieser Durchgang oder Uebergang unmerklich schnell geschehen.

Dass Personen von nicht ungewöhnlichen Fähigkeiten und von geringer Bildung im inwachen Zustande Gelehrte und Tiefdenker an Einsicht und Geistkraft übertreffen, könnte für letztere demüthigend erscheinen. Allein erstlich muss sich jeder Mensch selbst nach dem Zustande beurtheilen, worin er sich befindet, und an den er mit seiner Thätigkeit gewiesen ist. So muss der gewöhnliche Mensch, der bloss im wachenden Zustande sich findet, in diesem sich allseitig und gleichförmig vervollkommen und sich auch alle Mühe geben, die mögliche Anschauung der Wissenschaft sich zu erwerben, auch wenn er wissen sollte, dass er im Tode, oder im inwachen Zustande plötzlich das alles und Tieferes und ohne Mühe erfahren werde und müsse. Sodann hat auch der intellectuelle und moralische Zustand, den sich ein Mensch im Wachen erworben hat, sichtbaren Einfluss auf seinen inwachen; ist er wachend reiner und höher, so wird er im inwachen Zustande auch verhältnissmässig reiner und höher werden. So würde ein wissenschaftlich denkender und gebildeter Mensch über viele Gegenstände als Inwacher weit mehr Aufschluss geben können, als ein unwissenschaftlicher.

Die gleichförmige Ausbildung aller dieser drei Zustände ist auf dieser Erde noch nicht in ihrer Blüthe. Bei dieser Ausbildung würde manches Menschenwidrige, Schlechte wegbleiben, der Mensch würde nicht mehr einseitig, er würde immer als Ganzmensch handeln (leben). — Es findet sich wohl auch im gewöhnlichen Wachzustande eine innere warnende ganzlebliche Stimme in uns, die wir aber gewöhnlich selten fragen, selten anhören, und der wir noch seltener folgen. Diese innere Stimme nannte Sokrates seinen Genius, und so verkrüppelt unser Leben in einseitiger Klugheit.

§ 44.

Betrachten wir uns aber als ganzer Mensch, so erscheine ich mir als über jedem dieser Zustände stehend und lebend und in Allem unabänderlich, dem Erstwesentlichen und dem Gesetze des Lebens nach, derselbe. Diese Zustände erscheinen nur als aussenverschiedene Daseinsarten desselben Geistes und Menschen. In dem wachen und dem inwachen Zustande, so wie auch in dem schlafenden Zwischenzustande, erkennen wir uns als urwesentlich, ewig, zeitlich und urzeitewig. Jeder, der sich auf diese vierfache Weise selbst erkennt, wird nicht schlecht, nicht einseitig handeln, er wird bei wahrer Selberkenntniss reine Freude und Achtung der menschlichen Natur (des Menschenthumes) haben, die denen fehlt, die nur als einzelnes Wesen, nie als Theilganzes im Urganzen, sich betrachten und empfinden und wollen. Zwar wird mir in diesen Zuständen vielfach geoffenbart, mein Ur- und Eigenwesentliches aber wird dadurch nicht vermehrt, noch verändert. In jedem dieser Zustände erscheint mir mein Urwesentliches auf verschiedene, entgegengesetzte Weise inbegrenzt, ich urerkenne es aber vom Gegensatze dieser Zustände unabhängig, unbegrenzt.

Jetzt wird sich auch der Grund bemerken lassen, worauf der Gegensatz dieser drei Zustände beruht. Im Wachen, Schlafen und Inwachen sind wir mit dem Leibe und durch diesen mit der Allnatur wechselleblich verbunden, und der Leib ist in allen dreien Mit-Quell der Erkenntniss und des Gefühls. Der Grund also dieser drei Zustände liegt nicht in uns, sofern wir Geister sind, sondern zunächst in unserem Verhältnisse zur Natur und zu unserem Leibe; also ist eigentlich das Wesen, was die Einheit unseres Leibes und Geistes knüpft und samhält, der Wesengrund des Gegensatzes dieser drei Zustände. Die nächsthöheren Ganzen, die dabei in Anspruch kommen, sind das Geisterall und das Leiberall, welche ein Sammelganzes nur sind durch die Einheit aller Geister im Geistall und aller Leiber im Leiball, welche selbst nur entgegengesetzt und vereinbar gedacht werden können als Intheile eines höheren, ja des höchsten Wesens und durch dasselbe. Und da die Natur dann als nebengeordnet der Vernunft im Urwesen erscheint, so ist auch die Vereinigung des Geistalls und des Geisteralls mit ihr wesentlich und macht weder Vernunft, noch Natur geringer, sondern vielmehr vollwesentlicher im Urwesen und zu allwesentlichem Vereinleben mit dem Urwesen in-fähig.

§ 45.

Erinnern wir uns, was uns zu der Betrachtung dieser drei verschiedenen Zustände leitete! Wir hatten gefunden, dass wir thätig, und zwar einthätig, sind. In dieser unserer Einthätigkeit fanden wir Einzelthätigkeiten. Wir fragten ferner, ob die Thätigkeit rein, oder, ob sie nur als Eigenschaft eines Wesens erscheine, das da thätig ist; ob wir mehr, als Thätigkeit sind; was der Gegenstand unserer Thätigkeit ist. Ferner fanden wir, dass wir in und durch unsere Thätigkeit Dinge ausser uns gewahr werden, und zwar nur, insofern wir von ihnen wissen, als wir dem Erstwesentlichen nach sie, und sie wir sind, oder, dass wir und die Dinge uns ähnlich sind. Dann erblickten wir uns selbst in der Reihe der Wesen, und indem wir alle uns erkennbare Wesen, ihrem Wesentlichen nach, eintheilen wollten, wurden wir wieder auf uns selbst zurückgeführt, wie wir uns erschienen, und so zu der Betrachtung der drei verschiedenen, bis jetzt von Menschen beobachteten Zustände geleitet. Ehe wir in diese Untersuchung eingingen, hatten wir die drei Hauptfragen aufgeworfen:

1) Wie erscheinen uns die Dinge, und welche Reihen von Anwirknissen der Wesen zeigen sich uns in unserer Erfahrung?

2) Welche Stelle nehmen wir, als Menschen, in der Reihe der Wesen ein; oder: wie finden wir uns wesengestellt (orientirt)?

3) Ist es uns, als diesen Wesen, wesentlich, mit anderen Wesen, insbesondere mit der Natur, durch den Leib verbunden zu sein? Ist dies unserem Eigenleben wesentlich, oder zufällig und wohl gar nachtheilig?

Was die erste Frage betrifft, so haben wir schon früher gefunden, dass die Natur, welche wir durch die Sinne erkennen, als ein stetiges, ununterbrochenes Ganze erschien; sofern wir sie leibsinlich erkennen, als endlich, jedoch mit dem Bewusstsein, dass über die stetig erweiterbare Grenze immer noch Neues, Gleichartiges vorhanden ist, ohne Ende, indem in dem Sinne keine letzte Grenze erscheint, sondern immer ein unbegrenztes Begrenzbares, in einer ungetheilten Einzelsinnwahrnehmniß, z. B. der im Raum unendlichen Natur als gleichförmig blau gefärbter Augentheil (Netzhaut, oder anderer Grenzflächentheil). Wir erkannten also die Natur auch ewig und urwesentlich an als ein Ganzes, das sich nach eigenem Gesetz urzeitewig in sich selbst bestimmt, gestaltet, lebt.

Auf ähnliche Weise erschien uns auch das Geistall, welches wir als Einganzes, urwesentlich, ewig und zeitewig an-

erkannten, als urwesentlich, ewig und urzeitewig in sich seiend.

Und eben so erschien uns auch jeder fernere Intheil sowohl des Geistalls, als auch des Leiballs. Denn, da das Ganze seine Intheile selbst in sich ist (selbinist), so sind diese ihrem Ganz- und Erstwesentlichen nach dem Ganzen gleichartig. Deshalb erschien uns auch der Mensch als Vereinwesen aus Geist und Leib, sowohl als Geist, als auch als Leib, und als Vereinwesen, urwesentlich, ewig und urzeitewig, eben so als Intheil der Allnatur, als der Allvernunft, als auch als Intheil der Allmenschheit. Jedoch muss man hierbei die Gebilde oder Wirknisse der Geist- und der Leibkraft im Menschen, die Welt der Phantasie und den Leib selbst als organischen Stoff, nicht verwechseln mit diesen Kräften selbst.

Ueberall indess ist bei diesen Anschauungen zu unterscheiden und genau zu bestimmen, wie weit die unmittelbare Erfahrung reicht und die auf sie gebaute Schlussfolge, und wo die blossе Ahnung angehe, und wie weit selbst diese reiche,

Es war uns wichtig, zu finden, dass bei Annahme des Urwesens unsere ganze innere und äussere Erfahrung übereinstimme; ferner, dass diese Annahme zwar unerweislich sei, aber, falls sie nur in Uranschauung da ist, auch die Theilanschauung in sich hat, dass sie eines Beweises oder Erweises weder fähig, noch bedürftig ist.

Was unsere zweite Frage betrifft, so erscheine ich mir als ein nach aussen vielfach gestelltes Intheil-Ganzwesen, dass ich in mir selbst meine Intheile (mein Intheilthum) bin und dieselben mit Ganzthätigkeit (Ein-Selb-Ganz-Kraft) bilde.

Wir sahen, dass der Mensch urwesentlich ist und sich als solcher erkennen kann. Vorher aber muss diejenige Selb-erkenntniss gehen, worin sich der Mensch als ewigwesentlich, das ist, in Beziehung auf sein Zeiteigenleben urbildlich erkennt; man muss, um sich ganz selbst zu kennen, von dem Hohen zu dem Höheren und dem Höchsten steigen und kann das höchste Ganze nicht erkennen, wenn man nicht die untergeordneten Ganzen zuvor erkannt hat. *)

Wir fanden, dass wir eigentlich bloss Ich sind, sofern wir Geist sind, aber, als Menscheng Geist mit der Natur und, bis jetzt, und soweit unser Bewusstsein reicht, durch sie mit der Menschheit vereint, das fähigste Wesen sind, das Urwesen

*) Hier ist nicht von der urwesentlichen Reihe der Bedingungen der Erkenntniss die Rede, sondern nur von dem Wege, welchen ein im Endlichen zerstreuter Geist nehmen muss, in Folge seiner Eigenbeschränktheit, um sich zu dem Urwesenschaun zu erheben. — Freilich kann dieses Aufsteigen nur mittelst der geahnten umgekehrten Ordnung des Weseningliedbaues geschehen.

nachzuahmen, und von ihm in höhere Lebeneinheit mit ihm aufgenommen zu werden.

Wer nun durch Selbbeobachtung sich zum Anschauen des Urwesens erhoben hat und so sich allseitig und nach allen Erkenntnissquellen selbst erkennt, der kann dann wirklich, rein und ganz, wie er soll, zu leben, sich fest entschliessen; er kann, in seiner ganzen Fülle Mensch zu sein, sich rein, mit seiner Ganzkraft ur-bestreben; er wird nie als Einzelner sich erscheinen und sich bilden wollen, sondern immer als ganzer Mensch, als urwesentlich eigenbelebter Intheil der Natur, der Vernunft und Gottes als Urwesens.

Ferner haben wir aber gefunden, dass der Mensch, auch ohne bewusstes und volles Uranschauen des Urwesens, sich selbst ewig und urbildlich erkennen und sich redlich und mit Erfolg entschliessen und bestreben kann, diesem seinem Urbilde getreu zu leben. Der aber, welcher das Urwesen anschaut und seinem eignen endlichen Urbilde nachstrebt mit dem Bewusstsein, als endlicher Intheil des Urwesens diesem nachzuahmen, wird urwesentlich sich erkennen und urwesentlich streben, gut zu sein; auch wird er gegen alles Unglück der Weltbeschränkung sich waffnen, diesem gottinnig widerstehen und sich als reinguter Mensch, mit Gottes Hülfe, dawider behaupten können. — Auch ohne Gott mit Bewusstsein zu schauen, kann daher der Mensch eigenwesengemäss, d. i. tugendhaft leben, doch ohne Gottinnigkeit nicht urtugendhaft, ur-rein-schön-gut. Reinmenschliche Tugend führt mich zu Gott, und Gottanschauen führt mich wieder bekräftigend herab zu mir selbst, in mich selbst. Es ist daher wohl möglich, eine reine Sittenlehre für den sich rein selbst urbildlich erkennenden Menschen, ohne alles Anschauen des Urwesens, aufzustellen, ja es ist sogar wesentlich, dass dies geschehe; die volle und ganze Lebengesetzlehre des Menschen aber kann nur als untergeordneter Theil der einen Urwesenlehre oder Urwesenwissenschaft gestaltet werden. Ueberhaupt kann ewige und zeitliche Erkenntniss im Bewusstsein bestehen und bis auf eine gewisse Grenze ausgebildet werden, ohne urwesentliches Anschauen des Urwesens, sowie wir ja auch bisher das Urwesen nur ahnten, nur ahnend erkannten, und ohne dessen Annahme durch das, was wir erkannten, zur Anerkennung desselben geführt wurden, wenn diese Betrachtungen für uns nicht fruchtlos geblieben sind.

Jeder aber, der Urwesen gleichsam nur in der Ferne, oder nur wie durch einen Nebel erblickt, sucht, sich zu nahen, und den Nebel zu zerstreuen; er fühlt sich dazu gezwungen, denn sein Inneres lässt ihm nicht Ruhe*); und wenn er auch

*) Eigentlich: er selbst, sofern er urwesentlich und dem Urwesen ähnlich ist, lässt sich nicht Ruhe.

selbst nicht vermögend wäre, zu dieser Anschauung zu gelangen, so wird dieser Zustand ihm doch Unruhe verursachen, er wird ihn als eine wesenwidrige Beschränkung fühlen. Dies kann aber nur durch reine Vernunft geschehen und durch eigenen Gebrauch der gottverliehenen (gottangeborenen) Eigengeistkräfte; ein Mensch kann den andern wohl zu dieser Erhebung zum Urwesen mit veranlassen, allein dessen eigne Kräfte nie ersetzen, er kann bei ihm nicht für ihn eintreten, Jeder muss darin in sich selbst für sich selbst stehen. — Derjenige, der zur Ahnung des Urwesens gelangt ist, wird diese durch den Weg, den wir bis hierher gegangen sind, zur Gewissheit erheben. Beweisen kann man die Urwahrheit Keinem; nur ihn veranlassen, dass er sein Auge dorthin richtet und es siehet und siehet, dass und warum das Urwesen (und dessen Schauung) nicht bewiesen werden kann. — Ja, wem indess einmal diese Anschauung zur Gewissheit geworden, dem ist Nichts vermögend, dieselbe wieder ungültig, oder unkräftig zu machen, so lange er in ihr bleibt, in ihr festhält und in ihr lebt. Dadurch, dass der Mensch die Wahrheit lebt, wird sie in ihm fest, wurzelt in ihm; und dadurch, dass er von ihr weicht, sie im Leben verleugnet, oder heuchelt, entfernt er sich auch anschauend von ihr und wendet sich aus ihrem Lichte in den Schatten; ja in die Nächte, der Weltbeschränkung.

Gleichwohl lässt sich zeigen, dass jede Erkenntniss irgend eines endlichen, oder unendlichen Inwesens in Wesen [Urwesen]*), auch die Selbkenntniss jedes Menschen, wonach er zu sich sagt: Ich; ferner, dass jede Erkenntniss, die urwesentliche (des Untergeordneten), die ewige, zeitlebliche und urzeitewige, an sich, vor und unabhängig von allem Bewusstsein in der Zeit, begründet wird und in der Zeit nur möglich ist in und durch das Urwesen und in und durch die eine Uranschauung des Urwesens, welche es von sich selbst habend urist, und mit welcher es, sich in den endlichen Anschauungen sein selbst durch alle anschauende endliche Wesen anschauend, urzeitewig ist. Dies, und dass für den Gott nicht Schauenden Andere gottschauend und gottinnig sind, macht es möglich, dass der Mensch ohne bewusstes Anschauen Gottes und ohne bewusste Gottinnigkeit zeitlebt, ja sogar reinmenschlich tugendleben kann. Dass andere Gottschauende und Gottinnige und Gott-nachahmende ihn umleben, ist heilsam für ihn, denn ihr Zeugniss in Wort und That für die Urwahrheit reizt den

*) Ich habe zwar bei der letzten Durchsicht (1832) an einigen Stellen Wesen statt Urwesen geschrieben, aber S. 151 steht es auch schon aus der Zeit der ersten Durchsicht (1813—1815) so verbessert.

Gott noch nicht bewusst schauenden Menschen beständig, zu forschen und bei seiner reinen Menschlichkeit sich nicht zu beruhigen. Es ist ihm wie einem Blinden. Schiene die Sonne nicht, so wäre kein Erdleben; zöge sie ihr Licht zurück, so verginge das Erdleben, — und der Blinde entlebte selbst. Er lebt in Kraft der Sonne. Andere sehen für ihn und geben von der Sonne Zeugniß durch Wort und That, indem sie Dinge verrichten, die er nicht zu thun vermag. Durch dieses Zeugniß überführt er sich vom Dasein und der Wirksamkeit der Sonne auch für ihn; er wird nun seinen Zustand nicht für vollwesentlich, sondern für einen Zustand der Beraubung erkennen und sich nach dem Anblicke dieser Sonne sehnen. So lange er blind ist, wird er freilich die Sonne selbst nicht erblicken, aber schon das Gefühl der Wärme und des Genusses ihrer Wirknisse wird ihm höher und veredelt erscheinen. Er wird gern von der Sonne erzählen hören; er wird die Gesetze des Lichtes und der sonstigen Wirksamkeit der Sonne sich vertraut machen. Welche Freude, wenn sein Gesicht ihm geschenkt wird, und wie viel eher und besser wird er sich in sein neues Leben im Lichte des Tages finden! — Eben so mit der Erkenntniß des Urwesens. Viele, ja fast die meisten Menschen sind blind hinsichts Wesens (Urwesens), obgleich sie unter dessen steter Einwirkung und Erziehung leben.

Jeder Mensch hat dieselbe ursprüngliche Kraft, sich zu der Anschauung des Urwesens aufzuschwingen. Es ist nicht eignes Verdienst eines Menschegeistes, diese Uranschauung zu haben. Wir alle sind in dem Urwesentlichen, in dem Ewigwesentlichen und im Allgemeinwesentlichen des Zeit- lebens (in Ansehung des Gesetzes des Zeitlebens) uns allen gleich, und nur durch äussere Einwirkungen, nur durch die Weltbeschränkung, wird der Eine mehr, der Andere weniger davon abgebracht, dass er nicht mehr an der richtigen Stelle steht, nicht mehr und noch nicht in der Lebensverfassung und Lebenstimmung ist, wo er in seiner Endlichkeit und Eigenlebbegrenztheit das Urwesen anzuschauen vermag. Und insofern ist es stets Erweis der inneren Kraftstärke und der reinen Güte des Willens, wenn sich ein Mensch durch diese Hindernisse der Weltbeschränkung hindurch, oder aus der Erniedrigung, in welche er durch jene verfallen, wieder emporarbeitet. Wie Wenige aber diesen Kampf bestehen, und wie Viele unterliegen, zeigt die Erfahrung. Lebten wir aber nicht in der Weltbeschränkung, so lebten wir in kindlicher Unschuld, urwesenschauend, rein im Guten, für uns als Begehrende und Wollende wäre der Gegensatz des Gut- und Schlechtseins, des Guten und des Bösen, nicht vorhanden. (Hier stellt sich ein schöner Sinn der mosaischen Urkunde vom

Sündenfall und von der Erlösung aus ihm, von der Wiederherstellung der Menschheit in Gott dar.) War der Fall aus dem Unschuld-Kindleben unvermeidlich, verneinwesen-urwesentlich, so ist auch die Heimkehr unvermeidlich, und rein bejahend urwesentlich. Unreiner schon sind die heidnischen Mythen des goldnen Geschlechts (oder Zeitalters); Herstellung desselben ist eben so wesentlich, Wiederkehr desselben eher zu hoffen, als Verlust desselben zu vermuthen war. Die heidnische Mythe lässt den Menschen trostlos im Verderben und führt zu schweigender Unterwerfung unter das fühllose Schicksal. — Da wir nun einsehen, dass alle Menschen dieselbe urwesentliche Kraft haben, das Urwesen zu erkennen, und ihm ähnlich zu leben, so sehen wir auch ein, dass diese Erkenntniss allen menschenwesenheitwidrigen Stolz und Dünkel niederschlägt und niederhält.

Jedem Menschen ist die Fähigkeit, Gott zu erkennen, urangestammt; schon in dem Geistall liegt davon der Grund und dazu die Veranstaltung, sofern es in sich die einzelnen Geister ewig theilnist und dieselben zeitkreislich (um)bildet. So wie der Leib als Eigengliedleben sich selbst und durch ihn die Natur nur dadurch offenbar wird, dass im Wechselleben der Erde und Sonne, noch im Mutterleibe verborgen, dem Inkinde das Lichtorgan, das Auge, inhellfähig und dem Sonnenlichte durchwirkig (durchsichtig) und das Ohr inschallfähig und die Haut fühlbar u. s. w. gebildet wird, noch ehe es hervorge-
drängt wird in das freie, selbständige Dasein des Lichtlebens und des Schmerzes, am Tage der Sonne: so wird auch jedem Geiste sein Geistorgan geistig angeboren, und jedem Menschen das Urgan, sein Ursinnorgan, womit er Urwesen, Gott, als die Ursonne erblicken kann. Nur Aehnliches schaut Aehnliches, nur der Gottähnliche schaut Gott, nur in dem sonnähnlichen Auge spiegelt sich Sonne. Daher macht reinmenschliches Ingesetzleben uns gottähnlich, gleichsam durchsichtig für das Urlicht. Wenn der Mensch Gott bloss schaute, so könnte er, ohne mit Bewusstsein Gott zu schauen, gar nicht leben; das Verschwinden des letzten Strahles des Urlichtes wäre der Zeitpunkt des geistigen Todes. Allein jeder Mensch schaut nicht allein das Urwesen, sondern theilist Urwesen, d. i. intheilist im Urwesen, in Wesen; daher kann er auch mit dem Urwesen, ohne sich dess bewusst zu sein, in Lebenverein stehen: Gott kann in ihn, ohne dass der Mensch sich dessen bewusst ist, wirken; ferner kann der Mensch, ohne Urwesen bewusst zu schauen, sogar in seiner reinmenschlichen Tugend urwesenähnlich sein, nur nicht vollwesentlich, sofern es ihm inhalb der Eigengrenzen seiner Wesenheit möglich ist. Ja eigentlich: das Urwesen theilist sich in sich selbst das Ich und alle Ich, alle Geister und

alle Menschen. Darum, weil ich in Ingrenze Urwesen selbst theilbin, ist es nicht nothwendig, dass Urwesen eigenleiblich erst in mich hereinscheine, damit ich mich erkenne und rein menschlich gesinnt werde. Die Erkenntniss des Menschen ist Theilerkenntniss des Urwesens, worin es, als Intheilthum, sich selbst erkennt.

Diese urwesentliche Kraft, und überhaupt die Urwesen-Seinheit des Menschen, wo der Mensch, wenn er dieser gemäss handeln würde, nur gut handeln würde, findet sich bei vielen Menschen nicht in ihrer Reinheit. Die Menschen thun viel Schlechtes, aus Unwissenheit und Kraftmangel der Weltbeschränkung erliegend. Gleichwohl ist dieses mangelhafte, verarmte Dasein, — das Böse, auch im Urwesen, nicht aber am Urwesen, sondern bloss an und in endlichen Wesen. Ja man kann in gutem Sinne sagen, dass das Böse nur an, nicht in endlichen Wesen ist, also eigentlich nicht überhaupt in dem Urwesen, sondern nur in-an dem Urwesen. Von dem Urwesen als ganzem gilt die Behauptung des Bösen nicht, und eben so wenig von ihm, sofern es als ganzes in seine Inwesen herabwirkt, und überhaupt als ganzes sich inbestimmt. Das Böse ist bloss zeitlich und liegt in dem Allzusammenwirken aller Wesen, nach den Gesetzen ihrer Eigenbeschränktheit, in der Zeit. Dem Urwesentlichen und Ewigen, also jedem Wesen, sofern es urwesentlich und ewig ist, kann nie etwas Wesenwidriges angethan, einverleibt werden: es bleibt immer dasselbe, sich selbst gleiche, und reine. Wohl aber kann die zeitlebliche Begrenzung der Wesen in den vielfachsten Missgestaltungen und Verzerrungen erscheinen: sie kann zur Missbegrenzung werden. Man könnte glauben, dass hierin die Behauptung liege, dass der Böse durch seine Bosheit an seinem Wesentlichen Nichts verliere; dies ist wirklich wahr in Ansehung seines Ur- und Ewig-Wesentlichen; nicht aber in seinem Zeitlich-Wesentlichen. Er kann aber und soll auch sein Zeitlich-Wesentliches erhalten und herstellen, auch in der zeitleblichen Seinart soll er seinem eignen Urwesentlichen gemäss, das ist gut, sein. Man hält sich freilich zuweilen für straflos, wenn man böse handelt; man giebt die Glücksumstände, deren man beraubt ist, und das Unglück, welches uns verfolgt, als Ursachen an, so handeln zu müssen, oder so gehandelt zu haben; dass man also sich der weltbeschränkenden Gewalt vorwurfslos und straflos ergeben könne und gleichsam auf Gnade, oder Ungnade ergeben müsse. — Allein wir müssen gleichwohl Kraft haben und erhalten können, vom Schlechten uns zu reinigen und rein zu halten; denn Gott hat in sich kein Wesen schaffen können, das heisst, nach den bis hierher gewonnenen Grundanschauungen ausgedrückt: Wesen kann in sich or-, ur-, ewig-, zeitleblich-

und urzeitewig-seinartlich nicht ein Endwesen sein, welches an sich, seinem Wesentlichen nach, unwiderbringlich böse und im Schlechten verloren wäre. — Diese Ueberzeugung trifft auch der Vorwurf nicht, dass sich der Mensch dadurch selbst vergöttere. Wer diese Ueberzeugung in richtigem Sinne gefasst hat, wird gerade recht deutlich einsehen, welche Stufe er einnimmt; er wird sich nie vermessen, sich dem Urwesen, als solchem, gleichzustellen. — So wenig man eine Kreisscheibe dadurch für die unendliche Fläche ausgiebt, dass man sie als in der Urfläche, ihr dem Wesentlichen gleichartig und als stetig vergrösserbar, erweiterbar, wachsend erkennt. Vielmehr, diese Einsicht in das Urwesentliche und Ewige in mir, wonach ich, im Urwesen begrenzt, fähig bin, Gott eigenschön nachzuahmen, schlägt allen Stolz und alle Vermessenheit nieder, und das Anschauen meiner Vergehen in der Zeit lehrt mich Demuth. Zugleich aber werde ich mir auch darin meiner selbgesetzigen Urkraft zum Guten bewusst, denn ich weiss, dass ich in aller Zeit, bei allen Zufällen und Entweihungen urwesentlich und ewig derselbe bleibe und in jeder Zeit neu anfangen kann, mich zu weihen (zu wesensweihen), und urwesenähnlich zu leben; auch wenn des Urwesens Licht mir gleichsam nur noch, oder erst in blauer Ferne grauet. — Ein Mensch, in dem diese Anschauung vollist und reinist, würdigt sich selbst richtig, heilig ist ihm sein Leib, heilig sein Geist, in Gott, heilig ist ihm der Urstrahl der Gottkraft, der seinen Geist und seinen Leib zusammenhält.

Auf die dritte Frage endlich haben wir folgende Antwort vernommen: betrachten wir uns rein als Geist, so ist es uns, als solchem, nicht nothwendig, noch erstwesentlich, mit der Natur verbunden zu sein. Allein, mit der Natur nicht verbunden, vermöchten wir auch ihr Eigenlebliches nicht unmittelbar zu schauen; schon in dieser Hinsicht wird also der Geist durch den Lebensverein mit dem Leibe vollkommner, dem Urwesen in einer neuen Hinsicht ähnlich. Und wenn gleich an sich wohl möglich ist, dass Geister rein, ohne Leibvermittlung, als Geister, mit einander umgehen, so bleibt doch auch dieses vermittelte Hineinschaun in das Gottahmleben und selbst in das Irrleben anderer Geister und dies vermittelte Zusammenwirken mit ihnen als Geistleibern an sich wesentlich.

In diesem Verein mit der Natur lernen wir also Gott, dessen Intheil die Natur ist, selbst vollwesentlich kennen und treten mit Gott selbst in eine wesentliche Lebenverbindung. Denn nur darin, dass wir mit allen Wesen in Lebeneinheit kommen und uns, mit ihnen einklangig, gottinnig

ausbilden, werden wir vollähnlich dem Urwesen. (Durch den Verein mit Natur werde ich also, urwesentlich betrachtet, gesteigert.)

Aber höherwesentlich, höchstwesentlich erscheint dem Geiste das gottinnige Vereinleben mit dem Urwesen selbst, sofern die menschliche Natur dess fähig und gewürdigt ist. Erst in diesem Wesenvereine kann und werde ich ein vollwesentlicher Mensch sein.

Nachträge.

Tharant, am 4. December 1813. — Da ich mein Heft jetzt nicht durcharbeiten kann, auch in demselben noch Lücken auszufüllen sind, so scheint es besser, Hopffe's Heft allein durchzugehen, und den Gang desselben zu verfolgen; zumal da mein Niedergeschriebenes oft abweicht in Ansehung des Ganges und viel Neues enthält.

Bei welcher einzelnen Thätigkeit sollen wir nun anfangen, uns selbst zu beobachten? — Beim Denken? Denken ist Anschauen des allgemein (gemeinsam) Wesentlichen. Es ist nicht da ohne Anschauen des Eigenwesentlichen, das ist nicht ohne Vorstellen, und nicht ohne Beziehen auf unser Gemammtleben, nicht ohne Empfinden. Ist ein Urwesen, so ist dessen Anschauen, vor und über allem Denken und Vorstellen, das Ehere, worin Denken und Vorstellen als eigenbestimmte, entgegengesetzte Intheile enthalten sind.

Aber, warum gehen wir überhaupt von einem Theil aus, um zum Anschauen des Ganzen, des Urwesens, zu gelangen? Wir haben bis hierher alles an den Satz geknüpft: Ich bin. Aber, ist Urwesen, so bin ich nur ein In-Ab-Theil desselben, sowohl begrifflich, als eigenlebig (eigenseinlich). Allerdings würde es sachgemässer (urwesengemässer) sein, das Ganze erst, dann dessen Theile kennen zu lernen.

Jeder, der noch nicht untersucht hat, ob ein Urwesen von ihm angeschaut wird, oder ihm anschaubar ist, und der rein seiner Ueberzeugung folgt, nicht als Heuchler, oder aus Furcht anders spricht, wird nicht ohne Prüfung annehmen können, dass Urwesen ist. Das gewöhnliche Glauben an einen Gott ist blosses mündliches Uebertragen, ohne dass man seine eigne Denkkraft gebraucht. Diesem Glauben kann vielleicht eine Wahrheit zu Grunde liegen; allein diese kann man ohne Prüfung nicht unterscheiden und von der beigemischten Wahnheit nicht sondern. Vielleicht schauten Einzelne Urwesen und theilten dieses Anschauiss Anderen mit; die Uebrigen, die nicht selbst schau, sind wie lebende Gefässe, oder beschriebene

Blätter. Doch können diese Ueberlieferer durch das Ueberlieferte für urbelebte, eben in das Urlicht zu erwachen reife Menschen erweckend werden.

Dieser Glaube, als solcher, kann uns hier nicht helfen. Denn, was wir auch anschauen, muss, wenn nicht wir selbst der Gegenstand unseres Anschauens sind, ausser uns sein, — vielleicht über-ausser uns (und insofern doch nicht rein-ausser uns); sei es nun, dass es leiblich, oder geistlich angeschaut werde, so setzt es immer die Vorstellung eines Aussenwesens voraus. So auch bei der Anschauung des Urwesens. Allein, wie früher eingesehen, führt uns das Annehmen irgend eines Aussenwesens (Objectes) zu nichts Gewissem. Und es ist für den Menschen Nichts, in jedem Zustande der Bildung, selbst dem der sogenannten wilden Völker, so zunächst evident wahr, als: Ich bin (Ich). — Wo Wissenschaft gebildet werden soll, muss etwas Wahres zum Grunde liegen; sollte dies ein Wesen ausser uns sein, so wäre nicht dargethan, dass ein solches Wesen ist: dagegen ist der Satz: „Ich bin (Ich)“ Jedem das erste unmittelbar Gewisse, ohne ihn könnte keine Wissenschaft gebildet werden, von ihm aus können wir zu allem Uebrigen gelangen. — Ja selbst dem Urwesen müsste es missfällig erscheinen, wenn wir Etwas annehmen wollten, was wir nicht anschauten, nicht erkannten; wollten wir also hier, ohne es zu erkennen und zu fühlen, ein Urwesen annehmen, so entfernten wir uns dadurch selbst vom Urwesentlichen.

Es ist also vorerst das Nöthigste, sich selbst kennen zu lernen, seine Schranken zu kennen, damit man wisse und einsehe, ob und was möglich ist zu wissen, ob ein Urwesen und daher auch eine Wissenschaft sei, und ob das Anschauen des Urwesens und der Wissenschaft von demselben die Grenzen unseres Erkennens überschreite, oder innerhalb derselben liege. Selbst, wenn wir dahin gelangten, zu sehen, dass wir nicht zur Kenntniss solcher Wissenschaft gelangen könnten, wären wir klüger geworden. Denn, sobald man die Grenzen des möglichen Wissens nicht ermisst, kann man über jeden Gegenstand die unklugsten Dinge vorbringen; wer nicht einsieht, dass die Quadratur des Kreises in Zahlen unmöglich ist, wird durch angestregtes Nachdenken darüber närrisch werden können.

Die Grenzen unseres Wissens sind zum Theil durch die Grenzen unseres Lebens, des inneren und des Zusammenlebens mit anderen Wesen, gezogen; so wie sich die Lebensgrenzen, zumal die Samlebgrenzen, erweitern, erweitern sich auch die Erkennquellen, oder fliessen neue.

Beobachten wir uns bei unserer Anschauung der Grenze, so finden wir, dass sie nur zu Stande kommt durch Anschauen

des Diesseit und des Jenseit. Sollen wir also auch unseres Erkennens Grenze anschauen, so müssen wir auch anschauen, was über diese Grenze hinausliegt, also Aussendinge; es wäre sonach vorläufig gedenkbar, so aufsteigend zur Anschauung des Urwesens zu gelangen. Ob es so ist, kann hier noch nicht gezeigt werden.

Es ist also nur möglich, von uns selbst aus auf alles Uebrige zu gelangen; vorher aber müssen wir uns selbst in unserem ganzen Wesentlichen, zuerst aber uns als Thätiges kennen gelernt haben; und in der einen Thätigkeit als deren innere Theile Denken, Vorstellen und Denkvorstellen, als das Anschauen, dann eben so Empfinden und Wollen. Dahin gehört also auch die historische (bloss auf Selbstbeobachtung sich gründende) Logik*), deren richtiges Auffassen den Wissenschaften bis hierher gefehlt hat. Mit Recht halten Mehrere die bisherige Logik zu der bisherigen Wissenschaftsgestaltung für entbehrlich, mit Unrecht aber die Logik selbst für die Wissenschaftsbildung selbst.

Die erste Frage ist mithin: wie erscheinen wir uns als thätig? Jeder findet sich, wie schon bemerkt, als ein Thätiges, als einthätig; damit streitet nicht das Finden mehrerer einzelner Thätigkeiten, wie Anschauen, Empfinden und Wollen. Denn diese verhalten sich zur Einthätigkeit ähnlich, wie Glieder des Leibes zum ganzen Leibe; die eine Thätigkeit ist in mehrere getheilt, nicht aber zertheilt, noch zergliedert. Der Leib ist, lebend, gegliedert, wird aber, todt, vom Anatomisten zergliedert. — Alle Inthätigkeiten der Einthätigkeit sind zugleich, keine allein.

Zunächst wird Jeder finden, dass er stetig thätig ist: dies inweiss und infühlt ein Jeder. Nichtiger Einwand des Schlafens und Träumens. Annehmen, dass mit dem Einschlafen die Geistthätigkeiten aufhörten und mit dem Erwachen wieder angingen, hiesse: annehmen, dass der Geist, der Zeit nach, jeden Morgen geboren würde. Wir alle nehmen an, dass wir im ersten Jahre dieses Lebens thätig waren, ob wir uns gleich daran jetzt schlechthin nicht erinnern (woraus übrigens nicht folgt, dass wir uns nicht einst wieder daran erinnern werden); worauf beruht diese Annahme? Eben so geht es den Meisten in Ansehung der Wissenschaften; sie reden bloss Dinge nach, ohne sie anzuschauen, ohne den Grund zu wissen. Z. B. Alle sagen: wenn ich über mich in das Firmament schaue, so erblicke ich eine Sonne, einen Mond und Sterne; die Meisten glauben es, weil sie es von Andern hören, sagen, dass diese Körper so, oder so gross sind, nach, ohne Beweis. Es wäre ihnen besser, sie nähmen dies alles nicht blind an,

*) Vgl. des Verfassers „Grundriss der historischen Logik“ (Jena 1803).

ja sie wüssten es lieber nicht, so würden sie zuerst sich selbst, als das ihnen Nächste, betrachten. Aber dadurch, dass der Geist mit solchen unbewiesenen Sätzen belästigt wird, wird er mehr verwirrt. Der rein wissenschaftlich Denkende wird nur sagen: es funkelt mir so und so mein Auge, nicht: ich sehe Sterne. Hierin waren jene Griechen viel weiser, als wir, welche sich nicht zuerst um das bekümmerten, was so fern von ihnen war, sondern vielmehr das, was sie umgab, meisterhaft ausbildeten. Es erscheint also die Erinnerung an die Thätigkeit, nicht die Thätigkeit selbst, als unstetig in der Zeit; wir fühlen uns aber geneigt, anzunehmen, dass die Thätigkeit selbst stetig gewesen, obgleich wir uns der Stetigkeit nicht erinnern. Es ist die Frage, warum wir zu dieser Annahme geneigt sind, und ob sie gegründet ist. Die auf dem Standorte des gemeinen Lebens gehegte Hoffnung auf eine ewige Glückseligkeit nach dem Tode setzt auch die Annahme der Thätigkeit voraus; deren Annahme eben so unerwiesen und eben so schwierig erscheint, als die einer Thätigkeit vor diesem meinem Leben. So sind die gewöhnlichen Reden voreilig und in sich widersprechend.

Gewiss ist die Thatsache: so weit mein Bewusstsein reicht, bin ich mir meiner Thätigkeit als zeitstetig, als ununterbrochen bewusst.

Bemerkungen über die Zeit. Sofern die Thätigkeit unverändert bleibt, erblicke ich mich nicht in der Zeit. Alle Aussendinge und deren Thätigkeiten betrachtet man gewöhnlich rein in sich selbst, ohne Bezug auf sich, als das anschauende Ich; ohne zu bedenken, dass man jenes alles eigentlich nur dadurch und nur so weit gewahr wird, dass man seine Thätigkeit darauf richtet und darauf achtet. — Meine Thätigkeit ist als solche unabhängig von der Zeit und nur von ihr abhängig, sofern sie selbst stetig veränderlich ist.

Wir können uns ein plötzliches Anfangen, oder Aufhören unserer Thätigkeit weder denken, noch vorstellen.

Warum ist gerade meine Thätigkeit zu dieser Zeit diese bestimmte? Wenn in der Reihe der einzelnen Thätigkeiten . . . k, l, m, o, p p aus o, o aus m als aus seinem zureichenden Grunde hervorgegangen, so schwebt die ganze Reihe unbegründet, wenn nicht jede davon ihrem Erstwesentlichen nach aus der Ein-Ganz-Thätigkeit als aus ihrem ersten Grunde zu erklären. So findet sich es auch im gemeinen Bewusstsein. Denn jede bestimmte Einzelthätigkeit scheint mit Freiheit bestimmt als endlicher Intheil in, mit und durch die Einthätigkeit als Ganzes. Es ist also eine jede einzelne Thätigkeit (ein jedes urendliches, eigenlebliches Thatniss) ursprünglich nicht allein, oder zureichend von irgend

einer einzelnen, oder von allen einzelnen vorhergehenden Thätigkeiten, sondern durch die Einthätigkeit bestimmt, jedoch so, dass die vorhergehenden Glieder Einfluss haben. Die Einthätigkeit aber bin ich selbst, und die dadurch bestimmte Thätigkeit bin ich auch; ich als Ganzes bestimme mich also selbst, sofern ich mein Intheil bin, oder: ich als Ganz-Thätiges gebe meinen einzelnen Thätigkeiten die bestimmte Richtung. Ich bin also der Schöpfer meiner selbst, nicht als Einthätiger, als welcher ich mein Erstwesentliches bin, sondern der Bestimmtnisse meiner Intheilthätigkeiten. — Die Inthätigkeiten erblicke ich hierbei in mir, als Intheile, nicht ausser mir, als Ganzthätigem. Letzteres wäre eben so verkehrt, als die Annahme, Gott habe die Welt so erschaffen, dass Gott und Welt ausser einander seien. In dem Anschauen der Thätigkeit liegt also auch das Anschauen der Ewigkeit. Der Ausspruch: nach dem Tode dauert man ewig (in Ewigkeit) fort, ist also ungemäss; als wenn man nach dem Tode erst anfangen wollte, ewig zu sein und zu werden, da man doch schon in diesem Leben in jedem Augenblicke ewig ist und ewig sein kann. So die Vorstellungen von Himmel und Hölle. Sollten beide räumlich sein, so sind wir schon hier in beiden, je nachdem wir leben; schon hier im Himmel, wenn wir das Urwesentliche schauen und leben. — Alle die Menschen, die diese Anschauungen nicht haben, sind Solchen zu vergleichen, die mit geschlossenen Augen in einem schönen Garten gehen und über das Oede und Finstere desselben klagen.

Bemerkungen über dass Verhältniss von mir, sofern ich thätig bin, zum Raume. Zwei Fragen müssen hier unterschieden werden:

- 1) Erscheine ich mir, sofern ich mir als thätig erscheine, auch im Raume? und:
- 2) Erscheine ich mir, sofern ich mir im Raume erscheine, auch als thätig?

Auch der Raum erscheint mir nur, sofern ich meine Thätigkeit anschau, nur in-an meiner Thätigkeit, als Eigenschaft der letzteren. Mit den leiblichen Handlungen erblicke ich mich im Raum, mit den geistigen nicht. Indem ich z. B. den Raum selbst denke, erblicke ich ihn in mir, nicht mich in ihm; ich bin also nicht als Ganzthätiges, sondern nur als auf diese inbestimmte Weise thätig im Raume. Weil also die Anschauung des Raumes auf dem innern Gegensatze der leiblichen und geistigen Thätigkeit beruht, so muss diese Untersuchung noch aufgeschoben werden. Nur diess erhellet hier: 1) Ich finde einen Theil meiner Thätigkeit unräumlich, z. B. wenn ich bestimme, ob etwas gut, oder böse, schön, oder unschön ist, erscheine ich mir als unräumlich thätig. 2) So-

fern ich mir als im Raum seiend erscheine, finde ich mich dabei allemal als thätig.

Kehren wir zu der Bestimmung der Einzelthätigkeit durch die Ganzthätigkeit zurück! Diese wird Wollen genannt. Wir finden, dass wir uns als Thätiges selbstbestimmen. Welches ist das Gesetz bei dieser Selbstbestimmung unser als Thätiger? Die wortkundliche Erörterung von „set“, etwas Freibewegendes in Ruhe bringen, und „s“ gleichniss (also: Beweg-ruh-niss) ist nicht ausreichend, weil diese Benennung theilbildlich ist. — Man muss erst wissen, was Reihe heisst. (Z. B. Steine, deren Fugen überstrichen sind, nennt Niemand eine Reihe, wohl aber, wenn die Fugen sichtbar sind. Sage ich: Eins, eins, eins, so macht man dies an sich Gleichartige durch Verschiedenheit des Tones zur Reihe. — Das Gleichartige muss wenigstens durch subjektive Verschiedenheit zur Reihe werden. — Die Frage nach objektiver Gleichartigkeit und Unterschiedenheit lässt sich noch nicht beantworten.) Gesetz ist das Gleichbleibende einer Reihe, d. i. mehrerer im Erstwesentlichen gleichartiger, in weiterer Bestimmniss verschiedener (unterschiedener) Dinge (Angeschautnisse, Gedachtnisse).

Wir bemerken, dass unser Wille eine stetige Wirksamkeit ist, dass wir uns aber seines Wirkens nicht zeitstetig bewusst sind. Tritt ein äusseres, oder inneres Hinderniss der Ausführung ein, oder ist das Werk vollendet, so werde ich mir mein selbst wieder als wollend bewusst. Ich werde mir überhaupt meines Wollens bewusst, so bald ich will, oft aber auch, ohne dass ich es will. Ich muss meinen Willen wollen, sonst könnte ich nicht eigenselbkräftig leben, sondern würde, bloss aussenbestimmt, von dem Gesamteinwirken der Aeusseren fortgerissen.

Die Frage: ist mein Wollen gesetzmässig? heisst: ist in meinem Wollen, als Veränderlichem, etwas Gleichbleibendes? — Der Wille selbst wird nicht von aussen, sondern durch mich selbst als Einthätiges (durch meine Einthätigkeit nach innen, nach innen-unten) bestimmt; die Einthätigkeit aber bin ich selbst, als ganzes Wesen; sie ist eine Eigenschaft meiner, als ganzen Wesens. Dies ist das bei aller Verschiedenheit des Willens Gleichbleibende, mithin ein Theil des Gesetzes des Willens. — Wir finden in uns ein Urtheil, das uns als stetig Wollende stetig begleitet, dass und ob wir gut, oder nicht gut (böse, schlecht) wollen. Durch das Krankenhaus dieser Gesellschaft gegangen, hat Jeder, wenigstens im Einzelnen, böse, nicht gut gewollt, bevor er zum Rein-Gesetz-Leben gelangte; ein Jeder kennt also den Gegensatz des guten und bösens Willens und Handelns als wirklich in eigenleblicher Erfahrung. — Der Wille, der in und durch die

Einthätigkeit meiner als ganzen Wesens hervorgeht, muss wesengemäss, und zwar mir, als urwesentlichem Wesen, gemäss, also selbst urwesentlich, urwesengemäss, d. i.: gut sein. Der böse Wille aber kann nicht blosser Mangel des guten Willens, das ist des in und durch die Ganzthätigkeit Bestimmteins, sein, sonst wäre er Nichts, sondern er ist ein anderer, dem guten entgegengesetzter Wille. — Indess werde ich mir des bösen Willens, als bösen, nur im Anschauen des guten Willens, als guten, bewusst. Das stetige Entstehen und der urwesentliche Ursprung des guten Willens ist uns bewusst und in uns, in unserem Ur- und Ganzwesentlichen, erklärbar. Aber der böse Wille kann nicht zugleich in und aus uns als ganz- und urthätigem hervorgehen; sonst müssten zwei sich artentgegengesetzte urwesentliche Thätigkeiten in uns sein, welche einander aufheben würden; wir müssten zugleich das nicht sein, was wir sind. Was also auch der böse Wille sei, so muss der Grund desselben ausser uns liegen (ursein, ewigsein und leben), in den Objekten. Zu sagen, dass es zwei entgegengesetzte Urwesen, ein gutes und ein böses, gebe, wie die Perser und andere Einzelmenschen und Völker, ist hier ganz unverständlich und legt dieselbe Schwierigkeit nur über das Ich hinaus. Es zeigt sich aber schon hier das Unmögliche der Annahme. — Im gemeinen Leben spricht man, dass der Sinnenreiz zum Bösen verführe; allein es zeigt sich umgekehrt, dass die Phantasie die Sinne anreizt und irre führt. — Jedenfalls bin ich es, der Gutes, oder Böses will, ob ich gleich meinen bösen Willen nicht aus mir selbst erklären kann. Da in jedem Falle ich als Gewissen das Böse mit dem Guten vergleiche und ersteres verwerfe, so finde ich, dass ich als Thätiges über mir als das Böse Wollendem stehe. — Auch kann nie ein Mensch ganz böse sein, denn schon, dass er fühlt, er habe böse gehandelt, ist Erweis seiner Fähigkeit zum guten Willen. Da nun wir selbst uns nicht als Grund unseres bösen Willens finden, so wären wir wohl deshalb nicht strafbar? Wohl aber in jedem Falle verletzt, entweiht, gesunken! Dass man sich mit der bösen Gesellschaft entschuldigen will, erklärt wenigstens den Ursprung des Bösen in der Gesellschaft nicht. Auch nimmt das Gewissen diese Entschuldigung nicht an. Wenigstens wird es gut sein, die Einwirkungen zu kennen, die uns, böse zu wollen, verleiten, um ihnen widerstehen zu können. Ich fühle mich dadurch entweiht, dass ich böse gewollt habe, das Gefühl dieser Verletztheit ist das Schmerzliche; aber eben dies Gefühl giebt zu erkennen, dass man überhaupt gut will, und bloss durch den Vorsatz, besser zu werden, kann der Schmerz gelindert werden. Dadurch erlischt das Gefühl aber nicht; dies lässt sich durch Nichts zurückweisen, durch keine Ent-

schuldigungen, die man sich macht, es behauptet sein Recht, und hier fühlt man sich als ganzer Mensch. Durch Strafen wird nie die Verletztheit, die Selbverstümmelung gehoben, denn die Strafe ist ein bloss Aeusserliches, dem Willen selbst Zufälliges; der gemeine Mann will aber selbst äusserlich abgestraft sein, weil er dadurch hofft, das Böse selbst los zu werden.

Der Wille ist also urwesentlich und gut, wenn ich ihn als Ganzthätiges bestimme, und die Möglichkeit des bösen Willens beruht innerlich darauf, dass ich nicht als ganzer Mensch wirke, sondern eine Theilthätigkeit durch eine Theilthätigkeit bestimme.

Es ist zur Vollwesenheit des Willens nicht genug, dass überhaupt das Gute gewollt werde, sondern auch die Theile, welche den Zweck bilden, und die Mittel müssen gut sein, z. B. irrt ein Vater, der seinen Sohn gut erziehen will, aber durch blosse Gewohnheit und blinden Gehorsam. Endlich muss auch gerade das Gute gewählt werden, was jetzt eigenlebblich für den Wollenden selbst und in seinen geselligen Verhältnissen das Einziggute oder das Beste ist; z. B. ist es nicht gut, wenn Jemand die Zeit der Berufs- oder Amtsgeschäfte mit Wissenschaftsforschung, oder Kunstbefeiss ausfüllt. — Nur, wer sich als Gliedtheil der menschlichen Gesellschaft anerkennt, ist der reinsittlichen Gesinnung fähig, wie Sokrates, Jesus, Huss und Andere, die sich sogar freiwillig Schmerzen und dem Tode hingaben, ob sie wohl diesen Uebeln entgehen konnten und diese Uebel gar wohl empfanden (weil der Mensch, je gebildeter er ist, in desto höherer Potenz auch Schmerzen und Beleidigungen empfindet). In den grössten Martern fühlen sich solche Menschen in ihrer ganzen Würde, ewig, gottähnlich, und dies ist der Grund der Ruhe, die sie da beweisen, wo Andere zittern und verzweifeln würden, und bei allem äusseren Zwange, den sie erfahren, fühlen sie sich innerlich frei.

Ferner erfahren wir, dass wir das Gute wollen und thun sollen, nicht, um damit zu prangen, oder um damit etwas Aeusseres, Sinnliches, wie Ehrbezeugungen, Geld und Gut u. s. w., zu erlangen, sondern rein, weil es gut ist.

Unterschied der sittlichen Reinheit und Stärke eines Menschen, der ein Urwesen annimmt und empfindet, und eines andern, der dieses nicht annimmt und nicht empfindet. — Sowohl durch die Thatsache des bösen Willens, als die des guten, werden wir aus uns heraus, in das Urwesen und zu ihm empor geführt.

Was ist der Gegenstand meiner Thätigkeit?

Die Thätigkeit erscheint als eine Eigenschaft, wie Zeit und Raum, nur dass sie in mir anderen Eigenschaften ewigwesentlich vorangeht, z. B. dass für mich Raum und Zeit nur ist unter Voraussetzung meiner Thätigkeit. — Oder ist es möglich, dass es bloss eine Thätigkeit giebt, die, als solche, ein selbständiges Wesen ist? und sind die Gegenstände, auf die sich unsere Thätigkeit richtet, auch bloss verschiedentlich gehemmte Thätigkeiten? — Anschauen kann ich freilich reine Thätigkeit nicht. Bin ich nur thätig, oder bin ich noch etwas Anderes? ob ich es gleich nicht fühle, mir dessen nicht bewusst bin; so wie ich z. B. nicht weiss, was ich alles Einzelnes weiss.

Die Gegenstände im Traume wirken auf mich eben so, und ich wirke auf sie eben so gegen, als im Wachen auch geschieht. Will ich im Wachen Gegenstände anschauen, so muss ich die Thätigkeiten derselben, womit sie mich anwirken, nachahmen; dies könnte aber nicht geschehen, wenn ich überhaupt allgemein diese Thätigkeiten nicht selbst wäre, oder diese Anschauungen nicht ähnlich in der Welt der Phantasie schon hätte, z. B. nicht Blau, Roth, Sauer, Laut u. s. w. anschauen, wenn ich nicht u. s. w. Dadurch z. B., dass ein Mensch vermöge seiner Thätigkeit auf mich wirkt, dass ich ihn mit meinem Auge sehe, dass sich also sein Abbild auf meinem Auge befindet, komme ich nie in den Stand, diesen Menschen anzuschauen. Ich muss zuvor schon eine Anschauung von einem Menschen, wenigstens in allen dazu gehörigen einzelnen Elementen, haben, und überhaupt erkenne ich nur insoweit die äusseren Gegenstände, als ich sie schon inanschau. Dies gilt von Allem, was in der Natur ist. — Die Gegenstände wirken uns also im Traume eben so an, als im Wachen, und insofern sind beide Zustände nicht von einander verschieden. So wie z. B. im Wachen ein Wechselwirken mit einem andern stattfindet, so auch im Traume, man hört da sogar mehrere Andere mit einander sprechen, denen man zuhört; man ist sich bewusst, dass man nicht selbst spricht, und erscheint sich nicht als der Grund der Traumwesen und ihres Sprechens. Wachend erkenne ich dagegen mich als Schöpfer des Gespräches an.

Einige Gegenstände bilden wir im Traume, wie wir sie in der Natur gefunden haben, jedoch bilden wir auch andere Dinge, die in der Natur nicht sind, oder Naturdinge anders, als sie in der Natur sind, und hierin erscheint die Traumwelt von der Wachwelt verschieden. — So wie man im

Wachen urwesentlich, ewig und zeitleblich anschaut, so geschieht dies auch im Traume. Man erkennt in selbigem auch das Gute und Schlechte. So träumt man, dass Jemand etwas Schlechtes spricht, oder thut, worüber man ihm einen Verweis giebt; ja ich träume, wie er mir Böses anthut, das ich verabscheue, und das mich schmerzt, und doch bin ich selbst der Schöpfer davon. Man träumt aber auch solche Dinge, dass man sich im Wachen wundert, solche Anschauungen träumend gehabt zu haben. Manche Erfindung ist im Traume gemacht worden. Man hört auch im Traume Dinge erzählen und Reden halten, die oft so tief sinnig und dabei so in der eigenleblichen Weise Anderer sind, dass man es träumend und hinterher auch wachend bewundert. Und doch ist dies alles Werk meines Geistes. — Das Leben im Wachen hat grossen Einfluss auf die Träume; die eines Räubers werden mit seinem schlechten Leben harmoniren, die Träume aber eines tugendhaften und gesitteten Menschen werden dagegen viel edler und reiner sein. — Da es nun möglich ist, dass einzelne Träume wahrhaft rein, schön und erhaben sind, so kann es vielleicht durch günstige Umstände, durch Aufmerken, grössere Reinherzigkeit im Wachen u. s. w., dahin kommen, dass das Widernatürliche, Niedrige und Unharmonische aus der Traumwelt eines guten Menschen ganz wegfällt. — Es ist offenbar, dass der Mensch im Traume auch ewige Anschauungen hat, z. B. als Kind, wo man wachend für höhere Anschauungen noch keinen Sinn hat.

(Der Traumzustand ist eben so würdig, beachtet zu werden, als der Zustand des Wachens, denn er ist uns selbst als Einthätigem eben so untergeordnet, als der wachende Zustand. Gleichwohl ist derselbe noch nicht gleichförmig genau mit dem wachenden Zustande beobachtet worden.)

Im Wachen muss ich meine Geistbildungen so einrichten, dass sie mit den mich umgebenden Gegenständen übereinstimmen, deren Bilder ich durch meine Leibaugen, oder übrigen Leibsinne empfangen. Ausserdem werden sich mir die Gegenstände fühlbar machen, z. B.: stelle ich mir vor, dass gewisse Ecken nicht sind, so werde ich danach handeln und werde mich stossen. Darüber vergisst man im Wachen, dass das, was man erkennt, eigentlich Geistanschauungen sind, die ich gemäss äusseren Einwirkungen bilde; man glaubt immer, die Gegenstände selbst zu sehen, indem man doch nur sich selbst in seinem Innern schaut (sich selbst insieht). Wer dies weiss, wird auch, so verschieden die Einwirkungen der Gegenstände sind, oder, wie man gemeinlich sagt, so verschiedenartige Objekte ihn umgeben, sich nie in die Gegenstände verlieren, sondern sich immer als denselben erkennen. Im Traume dagegen fällt diese Nachahmung weg; man wird

sich dann sogar zuweilen bewusst, dass man ganz frei die Gegenstände bildet und sich auf gewisse Art allein befindet. Das Leibsinnliche, was im Wachen erkannt und angeschaut wird, ist ein Intheil des Allganznaturlebens, das sich nach Naturgesetzen bildet, denen also auch alle unsere Wachtraumgeistbildungen folgen. Im Traume sind aber die Gegenstände nicht immer und nicht allein nach Naturgesetzen, sondern nach Geistgesetzen gebildet. Daher könnte man den Traumgebilden den Vorzug der Geistfreiheit zugestehen. Allein auch im Wachen sind die Geistgesetze für mich als anschauenden Geist das Erst- und Nächst-Wesentliche, denn die Wahl der in die Geistwelt hereinzubildenden Gegenstände und ihr Auffassen geschieht immer nach Geistgesetzen, auch ohne dass ich dies beabsichtige.

Auch der Wille erhält im Wachen eine andere, und zwar eine allseitige, allseitig besonnene Bestimmung nach allen, auch nach allenaussenleblichen, Verhältnissen, selbst dann, wenn die Bestimmung des Willens nicht völlig rein ist, z. B. wenn man Etwas thut, um Lob, Ehre, oder Ehrenstellen zu erlangen, oder bloss, um äusseren Gesetzen und Annahmen zu entsprechen. (Obwohl durch äussere Rücksichten, z. B. Strafgesetze des Staates, manches objektiv Böse abgehalten und dem Menschen Zeit und Gemüthstimmung erhalten wird, sich zum Guten zu bestimmen. — Innerlich ist freilich jede schlechte Handlung mit der Zustimmung des ganzen Menschen zu dem Begehren schon vollführt; allein schon dadurch, dass die äussere Ausführung unmöglich ist, wird die sündhafte Fertigkeit verhindert, und der Mensch gewinnt Platz zur Besserung.) Im Traume handelt man aber mehr nach der inneren herrschenden Neigung: man lässt sich mehr gehen und bildet sich die Umgebungen nach Wunsch. Daher das ernste Bedenken im Wachen und der leichtsinnige Muthwille im Träumen. Daher auch Leute, die im Traume reden, das Innerste ihres Herzens freiwillig verrathen, zumal, wenn sie klug ausgefragt werden, oder man ihnen so antwortet, wie man sieht, dass sie es wünschen.

Noch folgender Unterschied des im Traume Gebildeten von dem im Wachen Gebildeten verdient, bemerkt zu werden. Wenn sich z. B. im Traume eine Gegend darstellt, die ich vor vielen Jahren gesehen habe, so ist sie nicht diejenige, die sie jetzt ist, sondern die, als welche sie mich damals anlebte, und zwar in einer so vollen klaren Bestimmtheit, als ich wachend nicht erlangen kann. Was ich nicht mehr weiss, ergänze ich wohl auch im Traume selbst. Immer ist davon mehr im Traume geblieben, als ich wachend erreichen kann.



Verlag von OTTO SCHULZE in Leipzig.

Karl Christian Friedrich Krause's

nachstehend verzeichnete ältere Schriften gingen in meinen Verlag über und sind zu beistehenden herabgesetzten Preisen von mir zu beziehen:

Abriss des Systems der Logik. 2. Ausg.

Göttingen 1828. 1 Mark.

Abriss des Systems der Philosophie. 1. Abth.

Göttingen 1828. 50 Pfennig.

Abriss des Systems der Philosophie des

Rechts. Göttingen 1828. 1 Mark.

Das Urbild der Menschheit. 2. Auflage.

Göttingen 1851. Mark 1.50.

Abriss des Systems der Aesthetik. Heraus-

gegeben von J. Leutbecher. Göttingen 1837. 50 Pfennig.

Anfangsgründe der allgemeinen Theorie

der Musik. Herausgegeben von Victor Strauss. Göttingen 1838.
50 Pfennig.

Die absolute Religionsphilosophie in ihrem

Verhältnisse zum gefühlgläubigen Theismus. Herausgegeben von
Hermann von Leonhardi. 2 Bände. Dresden und Leipzig
1834. 5 Mark.

Die Lehre vom Erkennen. Herausgegeben

von Hermann von Leonhardi. Göttingen 1838. 4 Mark.

Die reine Lebenlehre und Philosophie

der Geschichte. Herausgegeben von Hermann von Leonhardi.
Göttingen 1843. 4 Mark.

Vorlesungen über die psychische Anthro-

pologie, herausgegeben von H. Ahrens. Göttingen 1848. 2 Mark.

Erneute Vernunftkritik. 2. Auflage. Prag

1868. 2 Mark.

Vorlesungen über das System der Philo-

sophie. Auch unter dem Titel: Der emporleitende Theil der Philo-
sophie. I. Theil. Prag 1869. 3 Mark.

Verlag von **Otto Schulze in Leipzig.**

VORLESUNGEN
über die
METHODE DES AKADEMISCHEN STUDIUM
nebst den
ZU GRUNDE GELEGTEN DICTATEN
von

KARL CHRISTIAN FRIEDRICH KRAUSE.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von
DR. PAUL HOHLFELD und DR. AUG. WÜNSCHE.

M. 1.50.

Vorlesungen
über

ÄSTHETIK

gehalten von

Karl Christian Friedrich Krause.

Aus Krause's handschriftlichem Nachlasse und
Nachschriften seiner Zuhörer herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

7 Mk.

SYSTEM DER AESTHETIK
oder der Philosophie des Schönen und der
schönen Kunst von

Karl Christ. Friedr. Krause.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ver-
fassers herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. August Wünsche.

Angehängt sind verschiedene Skizzen und Apho-
rismen zur Kunstlehre.

M. 8.50.

(Zur Kunstlehre I. Abtheilung.)

Die

**DRESDNER
GEMÄLDE-GALLERIE**

in ihren

hervorragendsten Meisterwerken

beurtheilt und gewürdigt

von

K. Ch. Fr. Krause.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse
herausgegeben von

Dr. P. Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

M. 2.50.

(Zur Kunstlehre II. Abtheilung.)

REISEKUNSTSTUDIEN
in

Deutschland, Italien und Frankreich.

Aus dem handschriftlichen Nach-
lasse K. Ch. Fdr. Krause's

herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

5 M.

(Zur Kunstlehre IV. Abtheilung.)

Der

analytisch-inductive Theil

des

SYSTEMS DER PHILOSOPHIE

von

Karl Christian Friedrich Krause.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers
herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

3 Mk.

Vorlesungen
über angewandte

PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE

von

Karl Christian Friedrich Krause.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ver-
fassers herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

Als Anhang:

Geschichtsphilosophische Skizzen und Ab-
handlungen.

7 Mk.

Die

WISSENSCHAFT

von der

LANDVERSCHÖNERKUNST.

Aus dem Nachlasse des Verfassers

herausgegeben von

DR. PAUL HOHLFELD

und

DR. AUG. WÜNSCHE.

2 M.

(Zur Kunstlehre III. Abtheilung.)

Vorlesungen
über

SYNTHETISCHE LOGIK

nach Principien des Systems der Philosophie von
Karl Chr. Friedrich Krause.

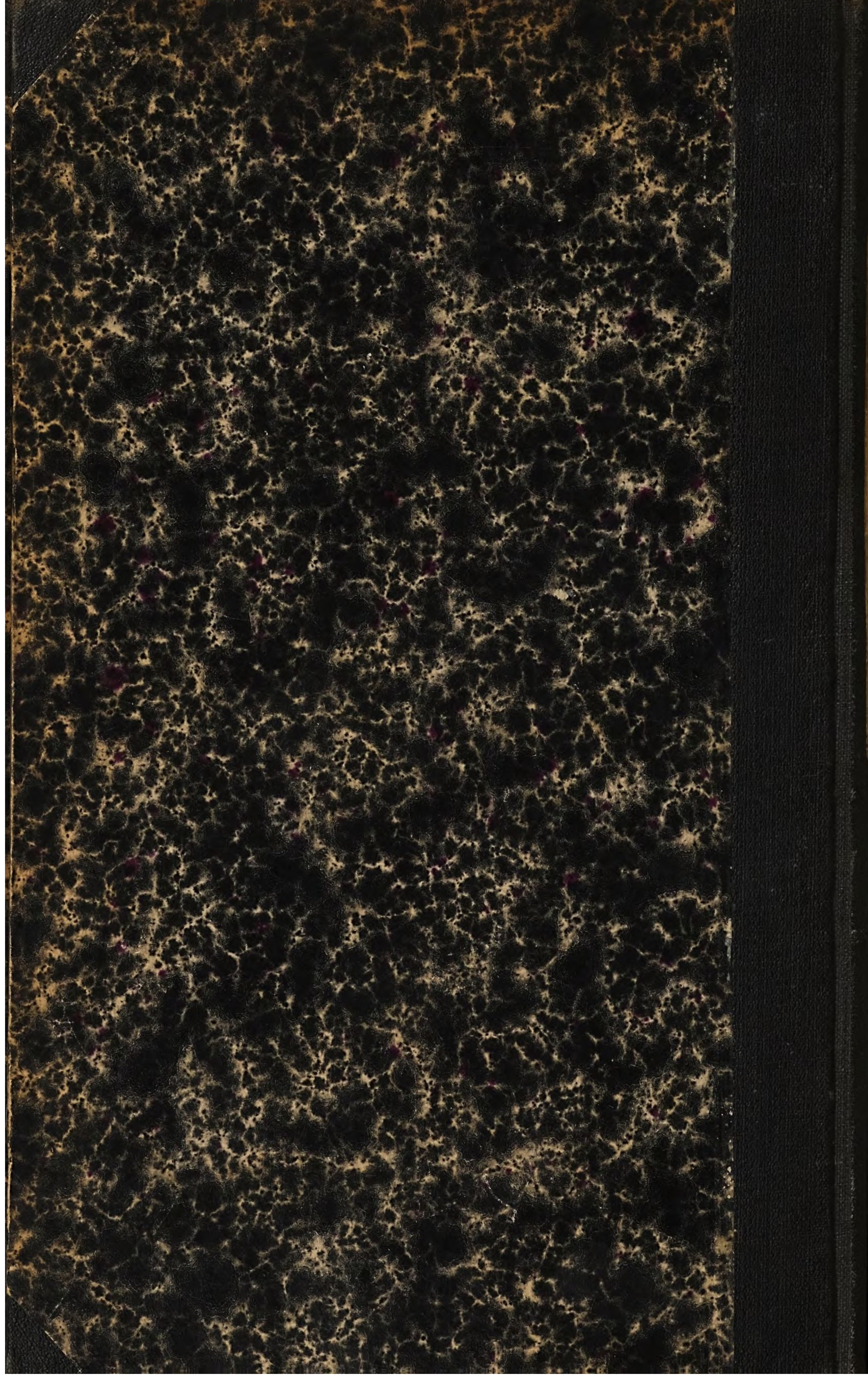
Aus dem handschriftlichen Nach-
lasse des Verfassers

herausgegeben von

Dr. Paul Hohlfeld und Dr. Aug. Wünsche.

M. 3.50.

cd



Krause, Karl Christian Friedrich,

Reine allgemeine Vernunftwissenschaft oder Vorschule des analytischen
Haupttheiles des Wissenschaftsgliedbaues

Leipzig 1886

Ph.sp. 447 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11878854-5